~~2081~~
1730

Le(b) 108 (1

Französische Classiker.

Neue,

correcte und wohlfeilste Ausgabe.

J. J. Rousseau's Werke.

Dreiundzwanzigster bis Sechsundzwanzigster Theil.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

Emil

oder

über die Erziehung.

Von

J. J. Rousseau.

Deutsch

von

K. Große.

LEIHBIBLIOTHEK VON R. HARTLEP.

F. P. Attenkofers Leihbibliothek in Landshut.

Erster bis vierter Theil.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

G 1971/2144

137959168

Staatliche
Bibliothek
Passau

Emil,

oder

über die Erziehung.

Erster Theil.

Vorwort des Verfassers.

Diese Sammlung von Betrachtungen und Beobachtungen, ohne Ordnung und beinahe ohne Zusammenhang, wurde einer guten, denkenden Mutter zu gefallen begonnen. Ich hatte Anfangs nur für eine Denkschrift von einigen Seiten den Anschlag gemacht: aber der Gegenstand riß mich wider meinen Willen fort, und so wurde aus einer Abhandlung unvermerkt eine Art Werk, zu groß, ohne Zweifel, für das, was es enthält, aber zu klein für den Stoff, den es abhandelt. Ich habe lange Zeit von der Veröffentlichung abgestanden, und oft habe ich unter der Arbeit daran empfunden, daß es nicht hinreiche, einige Flugschriften geschrieben zu haben, um ein Buch bilden zu können. Nach vergeblichen Anstrengungen, es besser zu machen, glaubte ich, es geben zu sollen, wie es ist; indem ich für daran gelegen erachte, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gerichtet werde und weil ich meine Zeit nicht für ganz verloren halten darf, wenn ich, falls auch meine Ideen schlecht sein sollten, in andern nur gute erweckt habe. Ein Mann, der aus seiner Einsamkeit seine Blätter in die Welt streut, ohne Herold, ohne Partei, die sie vertheidigt, ohne sogar zu wissen, was man davon hält oder was man darüber sagt, darf nicht besorgen, daß, wenn er sich täuschte, seine Irrthümer ohne Prüfung angenommen werden würden.

Ich werde über die Wichtigkeit einer guten Erziehung wenig sagen; noch weniger werde ich mich bei dem Beweise aufhalten, daß die in Anwendung befindliche schlecht sei. Tausend andere vor mir haben dies gethan, und ich liebe es nicht, ein Buch mit Dingen anzufüllen, welche aller Welt bekannt sind. Ich will nur bemerken, daß seit unendlich langer Zeit ein allgemeiner Wehruf gegen den Schlendrian sich erhebt, ohne daß sich jemand hätte einfallen lassen, etwas Besseres vorzuschlagen. Das Schriftenthum und die Wissenschaft unsers Jahrhunderts beschäftigen sich weit mehr mit Niederreißen als mit Aufbauen. Man spricht ab in dem Tone eines Meisters. Wer jedoch etwas in Vorschlag bringen will, muß einen andern Ton anstimmen, der freilich dem gelehrten Dünkel nicht eben zusagt. Ungeachtet der vielen Schriften, die, wie man erklärt, nur das gemeine Beste im Auge haben sollen, ist das Hauptsächlichste alles Nützlichen, die Kunst, den Menschen zu bilden, völlig übergangen worden. Mein Gegenstand ist ganz neu, selbst nach dem Buche von Locke, und ich fürchte sehr, er werde es auch noch nach dem meinigen sein.

Man kennt die Kinderwelt durchaus nicht; bei den falschen Begriffen, die man von ihr hat, verwirrt man sich immer weiter, je weiter man geht. Selbst die Vernünftigsten binden sich immer an das, was dem Manne zu wissen nöthig ist, ohne zu überlegen, ob auch die Kinder im Stande sind, es zu fassen. Sie suchen stets den Mann in dem Kinde, ohne zu erwägen, was das Kind ist, ehe es ein Mann wird. Dies ist es, was ich zu durchdenken am meisten beflissen gewesen bin, damit man von meinen Beobachtungen Nutzen gewinnen könne, wenn auch meine ganze Methode falsch wäre und auf Einbildungen beruhte. Ich kann das, was man thun muß, sehr schlecht beobachtet haben, glaube aber das Subject selbst, das man zu bearbeiten hat, richtig durchschaut zu

haben. Man fange also damit an, seine Zöglinge besser zu studieren; denn wahrhaftig man kennt sie noch nicht. Wenn man mein Buch aus diesem Gesichtspunkte liest, so glaube ich nicht, daß es ohne Nutzen bleiben werde.

Was den Abschnitt anlangt, den man den systematischen nennen wird, der hier nichts andres ist, als der Gang der Natur, so wird dieser den Leser am meisten irre machen; er ist es auch, wo man mich ohne Zweifel angreifen wird und vielleicht hat man nicht Unrecht. Man wird nicht sowohl eine Abhandlung über Erziehung, als vielmehr die Grillen eines Träumers über Erziehung zu lesen glauben. Was ist da zu thun? Ich schreibe nicht über die Ideen eines andern, sondern über die meinigen. Ich beobachte nicht so, wie andere Menschen; das hat man mir schon lange vorgeworfen. Aber hängt es denn von mir ab, mir andere Augen zu geben, und andere Vorstellungen zu empfangen? Nein! Das hängt von mir ab, nicht trotzig auf meinem Kopfe zu bestehen, und zu glauben, ich sei klüger als die ganze Welt; es hängt von mir ab, nicht zu mäkeln mit meiner Meinung, wohl aber, Mißtrauen in sie zu setzen. Das ist Alles, was ich thun kann, und was ich auch thue. Wenn ich zuweilen einen zuversichtlichen Ton annehme, so will ich den Leser dadurch nicht bewältigen, ich will blos mit ihm sprechen, wie ich denke. Warum soll ich Etwas als Zweifel vortragen, woran ich für meinen Theil nicht zweifle? Ich erzähle genau, was in meinem Innern vorgeht.

Wenn ich meine Ansichten frei ausspreche, so will ich sie so wenig als unfehlbar betrachtet wissen, daß ich vielmehr stets Gründe dafür anführe, damit man diese abwägen und mich beurtheilen könne. Ich werde mich daher nicht darauf festsetzen, meine Ansichten zu vertheidigen, doch glaube ich eine Verbindlichkeit auf mir zu haben, sie vorzutragen; denn die Grundsätze, worüber ich einer

entgegengesetzten Meinung bin als Andere, sind von großer Wichtigkeit. Es ist viel daran gelegen, zu durchschauen, ob sie wahr oder falsch sind, es beruht auf ihnen das Glück oder Unglück des Menschengeschlechts.

Man schlage vor, was ausführbar ist, wiederholt man mir immer. Das ist ebenso viel, als sagte man mir: Schlage das vor auszuführen, was man schon ausführt; oder wenigstens: Schlage etwas Gutes vor, das sich mit dem vorhandenen Schlechten verträgt. Ein solcher Vorschlag ist bei gewissen Gegenständen mehr eine fabelhafte Grille wie meine Meinung; denn bei einer solchen Verschmelzung verdirbt man das Gute und das Schlechte wird nicht gebessert. Lieber würde ich dem eingeführten Brauche in Allem folgen, als das Gute nur halb annehmen. Es würde dabei weniger Zwiespalt in den Menschen kommen. Man kann nicht auf einmal nach zwei entgegengesetzten Richtungen hinstreben. Eltern! Alles ist ausführbar, was man ausführen will. Soll ich für Euren Willen Bürge sein?

Bei jedem Vorschlage ist zweierlei wohl zu erwägen. Erstlich die unbedingte Güte des Vorschlags, zweitens die Leichtigkeit der Ausführung.

Was das Erste anlangt, so reicht es schon hin, um den Vorschlag für an sich zulässig und ausführbar zu halten, wenn das, was er Gutes bei sich hat, in der Natur der Sache selbst liegt. Hier zum Beispiel, wenn die vorgeschlagene Erziehungsart dem Menschen zusagt und dem menschlichen Herzen sich wohl anpaßt.

Das Zweite hängt von den unter gewissen Umständen gegebenen Verhältnissen ab. Diese Verhältnisse sind dabei zufällig, sie sind folglich nichts Nothwendiges und können in's Unendliche anders sich gestalten. Es kann daher irgend eine Erziehungsart in der Schweiz ausführbar, in Frankreich unmöglich sein, so wie

irgend eine andere vielleicht für Bürgerfamilien und wieder eine andre für Hochgestellte. Der größere oder geringere Grad der Leichtigkeit in der Ausführung hängt von tausend Zufälligkeiten ab, die sich nicht im Allgemeinen, sondern nur bei einer besonderen Anwendung der Methode auf dieses oder jenes Land, unter dieser oder jener Bedingung, bestimmen lassen. Aber alle diese besonderen Anwendungen sind nichts Wesentliches bei dem Gegenstande, gehören also nicht in meinen Entwurf. Hiermit mögen andere, wenn sie wollen, sich beschäftigen; jeden für das Land oder den Fall, den er im Auge hat. Mich stellt es zufrieden, daß das, was ich vorschlage, überall ausgeführt werden kann, wo Menschen geboren werden, und daß, wenn man verfährt, wie ich angebe, man das Beste für sich und für Andere angewandt haben wird. Wenn ich diese Verbindlichkeit nicht leiste, bin ich bestimmt im Irrthume, erfülle ich sie aber, so würde man unrecht thun, weiter noch Etwas von mir zu verlangen, denn ich verspreche nur jenes.

LEIHBIBLIOTHEK VON R. HARTLEP.

Emil, oder über die Erziehung.

Erstes Buch.

Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers aller Dinge hervorgeht; alles entartet unter den Händen des Menschen. Er zwingt einen Fruchtboden die Erzeugnisse eines andern zu nähren, einen Baum, die Früchte eines andern zu tragen. Er mischt und mengt Climate, Elemente, Jahreszeiten unter einander; er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sclaven; Alles kehrt er um, Alles entstellt er; er liebt die Mißgestalt, die Ungeheuer; er will nichts lassen, wie es die Natur geschaffen hat, selbst den Menschen nicht; man muß denselben für ihn abrichten wie ein Reitpferd; man muß ihn nach seiner Mode zustutzen, wie den Baum seines Gartens.

Es würde jedoch ohnedies Alles noch weit schlechter aussehen, denn unser Geschlecht verträgt nun einmal keine halbe Ausbildung. Auf dem Standpunkte, wo jetzt die Sachen stehen, würde ein Mensch, der von Geburt an sich selbst überlassen, aber unter den übrigen bliebe, der Verbildetste von allen sein. Die Vorurtheile, das Ansehn, die Nothwendigkeit, das Beispiel, alle die gesellschaftlichen

Einrichtungen, von denen wir uns überschwemmt finden, würden in ihm die Natürlichkeit ersticken und nichts an deren Stelle setzen. Es würde die Natürlichkeit wie ein Bäumchen sein, das der Zufall mitten auf dem Wege wachsen ließe, und das die Vorübergehenden sehr bald vernichten würden, indem man es von allen Seiten stoßen und nach jedes Belieben beugen würde.

Ich wende mich an dich, zärtliche, umsichtige Mutter[1])! die du dich entfernt von der großen Heerstraße zu halten und das

1) Die erste Erziehung ist diejenige, welche am meisten auf sich hat, und diese erste Erziehung gehört ohnstreitig den Frauen. Hätte der Urheber der Natur gewollt, daß sie den Männern angehören sollte, so hätte er ihnen auch Milch gegeben, die Kinder zu ernähren. Man wende sich daher in Erziehungsschriften jedesmal an die Frauen; denn außerdem, daß sie das Vermögen der Sorgfalt in weit höhrem Grade besitzen als die Männer und daß sie stets mehr Einfluß auf die Kinder haben, so sind sie bei dem Erfolge auch mehr betheiligt; weil fast die Mehrzahl der Witwen sich der Generosität ihrer Kinder überlassen sieht und weil sie alsdann sehr lebhaft entweder die gute oder die üble Wirkung der Art und Weise empfinden können, in der sie die Ihrigen erzogen haben. Die Gesetze, welche jederzeit so viel mit den Glücksgütern, so wenig mit den Menschen sich beschäftigen, weil sie auf Ruhe und nicht auf Tugend abzwecken, geben den Müttern nicht Ansehn genug. Indessen ist ihr Verhältniß viel ausgemachter als das der Väter; ihre Pflichten sind beschwerlicher! ihre Sorgfalt ist bedeutender für die gute Ordnung in der Familie: überhaupt, sie sind mehr um ihre Kinder herum. Es gibt Fälle, wo ein Sohn, der seinem Vater die Hochachtung versagt, einiger Maßen zu entschuldigen ist; aber wenn ein Kind, sei es unter welchen Umständen es wolle, so von der Natur abwiche, daß es seine Mutter verachtete, diejenige, die es unter ihrem Herzen getragen, die es mit ihrer Milch genährt, die Jahre lang, sich selbst vergessend, nur mit ihm sich beschäftigt hat: so müßte man eilen, dieses Elende gleich einer Mißgeburt zu erwürgen, die nicht wür=

Bäumchen vor dem Anfall der menschlichen Meinungen zu verwahren wußtest! Warte, begieße die junge Pflanze, bevor sie abstirbt; ihre Früchte werden dich einst erquicken! Lege bei guter Zeit ein Gehege um die Seele deines Kindes an; seinen Umfang mag ein anderer bestimmen, aber das Bollwerk selbst mußt du allein setzen*).

Die Pflanzen bildet man heran durch Pflege, und die Menschen durch Erziehung. Käme auch der Mensch groß und stark auf die Welt, so würde seine Größe und Stärke ihm doch so lange unnütz sein, bis er, sich derselben zu bedienen, gelernt hätte; sie würden ihm sogar nachtheilig sein, weil sie andere an dem Gedanken verhinderten, ihm Beistand zu leisten[2]), und, sich selbst überlassen, würde er vor Elend umkommen, ehe er seine Bedürfnisse kennen gelernt hätte. Man beklagt sich, daß es einen Zustand der

---

dig wäre, das Licht zu schauen. Die Mütter verziehen ihre Kinder, spricht man. Daran thun sie ohne Zweifel unrecht; aber doch weniger Unrecht als ihr, die ihr sie verderbt. Die Mutter will, daß ihr Kind glücklich sei, sie will, daß es sogleich es sei. Darin hat sie recht. Wenn sie sich in den Mitteln täuscht, muß man sie aufklären. Aber die Ehrsucht, der Geiz, die Willkühr, die falschen Voraussetzungen der Väter, ihre Nachlässigkeit, ihre rauhe Unempfindlichkeit sind den Kindern hundertmal schädlicher als die blinde Zärtlichkeit der Mütter. Im Uebrigen ist es nöthig, zu erklären, in welchem Sinne ich das Wort Mutter gebe, und das wird im Folgenden geschehen.

*) Man erzählt mir, Herr Formey habe geglaubt, ich wolle hier über die Mütter reden, und er habe dies in irgend einer Schrift ausgesprochen. Das heißt sehr roh spotten entweder über Herrn Formey oder über mich.

2) Diesen äußerlich gleich, aber der Worte, so wie auch der Begriffe, die jene ausdrücken, ermangelnd, würde er nicht im Stande sein, ihnen das Bedürfniß nach ihrem Beistande mitzutheilen und nichts an ihm würde jenen dieses Bedürfniß kund thun.

Kindheit gibt; man sieht aber nicht ein, daß das Menschengeschlecht schon untergegangen wäre, wenn der Mensch nicht damit begönne ein Kind zu sein. Wir kommen schwächlich zur Welt, und haben Kräfte nöthig; wir werden von allem entblößt geboren, und bedürfen des Beistandes; wir werden unverständig geboren, und bedürfen des Verstandes. Alles nun, was wir bei unserer Geburt nicht haben und was wir brauchen, wenn wir erwachsen sind, dies wird uns durch die Erziehung gegeben. Diese Erziehung erhalten wir theils von der Natur, theils von den Menschen, theils von den Dingen. Die innere Entwickelung unsrer Kräfte und Sinne ist die Erziehung der Natur; den Gebrauch, welchen man von dieser Entwickelung machen lehrt, ist die Erziehung des Menschen; und der Zuwachs unsrer eignen Erfahrung über die Gegenstände, welche uns berühren, ist die Erziehung der Dinge.

Ein jeder von uns wird also von dreierlei Lehrern gebildet. Der Schüler, in welchem ihre verschiedenen Lehren sich widerstreiten, ist schlecht erzogen und wird niemals mit sich selbst einig werden. Derjenige aber, in welchem Alle in jedem Punkte übereinstimmen, und nach gleichen Zwecken streben, der allein erreicht sein Ziel und lebt in Uebereinstimmung mit sich. Er allein ist gut erzogen.

Unter diesen drei verschiedenen Erziehungsweisen nun hängt die der Natur gar nicht von uns ab; die der Dinge nur in gewissen Punkten; die der Menschen allein ist es, von der wir wirklich Herren sind, doch aber auch nur muthmaßlich; denn wer von uns darf wohl hoffen, die Gespräche und Handlungen aller derer, die das Kind umgeben, vollkommen zu leiten?

Sobald also die Erziehung eine Kunst ist, so ist es beinahe unmöglich, daß sie gelinge, weil die zum Gelingen nothwendige Uebereinstimmung von keinem Menschen abhängt. Alles was man bei der größten Sorgfalt erzielen kann, besteht in größerer oder

geringerer Annäherung an das Ziel; aber, um es zu erreichen, ist Glück erforderlich.

Welches ist dies Ziel? Es ist das der Natur; das ist eben bewiesen worden. Weil nämlich die Uebereinstimmung der drei Erziehungsweisen zu einer vollkommnen Erziehung nothwendig gehört, so muß diejenige, über die wir nichts vermögen, die Richtung der beiden andern bedingen. Aber vielleicht hat das Wort Natur einen zu unbestimmten Sinn? Wir müssen versuchen, ihn zu bestimmen!

Die Natur — sagt man uns — ist nichts als Gewöhnung *). Was heißt das? Gibt es nicht Gewohnheiten, die nur erzwungen werden, ohne daß dadurch die Natur jemals unterdrückt wird? Eine solche ist z. B. die Gewöhnung der Pflanzen, die man behindert, in die Höhe zu schießen. Die Pflanze, in Freiheit gesetzt, behält zwar den Grundzug, den ihr die Gewalt aufgedrückt hat, aber der Saft hat seine ursprüngliche Richtung nicht geändert, und wenn die Pflanze fortfährt zu wachsen, so nimmt sie ihre Richtung wieder nach oben. Eben so ist es mit den Naturtrieben des Menschen. So lange als er in einem und demselben Zustande verharrt, können diejenigen Neigungen erhalten werden, die durch eine Gewöhnung erzielt worden sind und wenn sie noch so widernatürlich wären. Sobald sich aber die Lage ändert, erscheint die Gewöhnung abgenutzt, und der Naturtrieb kehrt zurück. Das Erziehungsgeschäft ist nichts als eine Gewöhnung. Gibt es z. B.

---

*) Herr Formey versichert uns, daß er dies nicht bestimmt behaupte. Mir scheint es jedoch sehr bestimmt in dem Verse ausgesprochen, den ich widerlegen will:

Die Natur, o glaubt es mir, ist blos Gewöhnung.

Herr Formey, der seines Gleichen nicht stolz machen will, gibt uns sehr bescheiden das Maaß seines Gehirns für das des menschlichen Verstandes im Allgemeinen.

nicht Menschen, die die genossene Erziehung vergessen und abwerfen? andere, die sie beibehalten? Woher kommt diese Verschiedenheit? Wenn man das Wort Natur auf die naturgemäßen Gewöhnungen zurückführt, kann man sich diesen ganzen Wortschwal ersparen.

Wir werden mit dem Empfindungsvermögen geboren und von unsrer Geburt an auf verschiedene Weise von den uns umgebenden Dingen berührt. Sobald als wir nur, so zusagen, unsrer Empfindungen uns bewußt werden, so sind wir auch geneigt, das aufzusuchen oder zu fliehen, was die Empfindungen angegeben haben, anfangs nach Maßgabe des Angenehmen und Unangenehmen, später nach der Einstimmung oder Nichteinstimmung, die wir zwischen uns und den Dingen bemerken, und endlich nach dem Urtheile über den Begriff von Glück und Vollkommenheit, das die Vernunft uns gibt. Dieses Vermögen erweitert und befestigt sich nach dem Maße, als wir empfänglicher und aufgeklärter werden; aber, bedingt durch Gewohnheiten, wird es mehr oder weniger von unsern Meinungen gestört. Vor dieser Störung ist es das, was ich die Natur in uns nenne.

Auf diese ursprüngliche Anlage also muß Alles bezogen werden, und dies könnte geschehen, wenn unsre drei Erziehungsweisen blos von einander unterschieden wären. Aber was ist zu thun, wenn sie sich entgegen wirken, wenn man anstatt einen Menschen für sich selbst zu erziehen, ihn für andere erziehen will? Hier ist eine Einstimmung unmöglich. Gezwungen, entweder die Natur, oder die gesellschaftlichen Einrichtungen zu bekämpfen, muß man sich entscheiden, ob man einen Menschen oder Staatsbürger bilden will, denn beides zugleich auf einmal zu thun, ist unmöglich.

Jede Theilgesellschaft, wenn sie bündig und gut vereinigt ist, entfremdet sich von der großen. Jeder Vaterlandsfreund ist abstoßend gegen die Fremden. Sie gelten ihm blos als Menschen,

sind Nullen in seinen Augen[3]). Dies ist ein unvermeidliches Uebel, aber doch nur ein geringes. Hauptsache ist, daß man glücklich mit seiner Umgebung lebt. Auswärts war der Spartaner ehrsüchtig, geizig, ungerecht; aber in seinem Vaterlande herrschten die Uneigennützigkeit, die Billigkeit, die Eintracht. Mißtrauet den Weltbürgern, die in ihren Büchern weit umher nach Pflichten suchen, die sie in ihrer Umgebung nicht erfüllen mögen. Ein solcher Weltweiser liebt die Tartaren, um von der Liebe gegen seinen Nächsten loszukommen.

Der natürliche Mensch ist etwas an sich Ganzes; er ist die numerische Einheit, das Durchausganze, das sich nur auf sich selbst oder seines Gleichen bezieht. Der bürgerliche Mensch ist nur eine Brucheinheit, die von dem Nenner abhängt und deren Werth in einem bestimmten Verhältnisse zu dem Ganzen steht, welches der gesellschaftliche Körper (Staat) ist. Gute gesellschaftliche Einrichtungen sind diejenigen, welche den Menschen am besten zu denaturalisiren wissen, die ihm seine eigenthümliche Existenz rauben, ihm dafür eine bedingte anweisen, und das Ich in eine allgemeine Einheit auflösen; so daß jeder Einzelne sich nicht mehr für Eins, sondern für einen Theil der Einheit hält, und daß er nicht anders als im Ganzen Empfindungen aufnimmt. Ein Bürger Roms war nicht Cajus, nicht Lucius; er war ein Römer; er liebte das Vaterland, sogar ohne Rücksichtsnahme auf sich. Regulus betrachtete sich als einen Karthaginenser, er hielt sich für das Eigenthum seiner Herren. In seiner Eigenschaft als Fremder nahm er Anstand in dem Senate zu Rom sich zu setzen, bis ihm ein Kartha-

3) Darum sind auch die Kriege der Republiken grausamer als die der Monarchieen. Wenn aber auch der Krieg der Könige leidenschaftsloser ist, so ist dagegen ihr Frieden entsetzlich. Es ist besser ihr Feind, als ihr Unterthan zu sein.

ginenser befohlen hatte, es zu thun. Er entrüstete sich, daß man ihm das Leben erhalten wollte. Er setzte seine Absicht durch und kehrte triumphirend zurück, um unter Qualen zu sterben. Dies steht, wie mir scheint, mit den Menschen, die wir kennen, nur in geringer Wahlverwandtschaft.

Der Lacedämonier Pedaretes meldet sich zur Aufnahme in den Rath der Dreihundert; er wird verworfen; er geht heim ganz erfreut, daß sich in Sparta dreihundert Männer finden, die besser sind als er. Ich nehme an, daß dies Benehmen aufrichtig war, und man hat auch Ursache, dies zu glauben. — Da hat man den Bürger!

Eine Spartanerin hatte fünf Söhne bei dem Heere, und erwartete Nachrichten von der Schlacht. Ein Helote kommt an. Zitternd befragt sie ihn. „Deine fünf Söhne sind geblieben." — „ „Elender Sclave, habe ich dich darnach gefragt?" " — „Wir haben den Sieg erfochten!" — Die Mutter läuft in den Tempel und bringt den Göttern ihren Dank. Da hat man die Bürgerin!

Wer in der bürgerlichen Gesellschaft sich die Ursprünglichkeit seiner natürlichen Gefühle bewahren will, weiß nicht, was er will. Stets im Widerspruch mit sich selbst, stets zwischen seinen Neigungen und seinen Pflichten schwankend, wird er nie weder Mensch noch Bürger sein; er wird weder für sich noch für andere taugen. Er wird ein Mann unsrer Tage sein, ein Franzose, ein Engländer, ein Bürger; er wird Nichts sein.

Um ein Etwas zu sein, um ein Ich und stets eine Einheit zu sein, muß man handeln, wie man spricht; muß man jeden Augenblick entschieden sein über die Partei, die man zu ergreifen hat, muß man sie öffentlich ergreifen und stets ihr folgen. Ich bin begierig, daß mir Jemand das Kunststück zeige, zu wissen, wenn einer Mensch oder Bürger sei, oder wie er es anfängt, um das eine und das andere zu gleicher Zeit zu sein!

Aus diesen einander nothwendig entgegengesetzten Zielpunkten gehen zwei widersprechende Arten des Unterrichts hervor, nämlich einerseits der öffentliche und gemeinsame, andererseits der besondere und häusliche.

Will man einen Begriff von der öffentlichen Erziehung haben? Man lese Platon's Buch über das Gemein=Wesen. Es ist kein politisches Werk, wie diejenigen schließen möchten, welche die Bücher nur nach den Titeln beurtheilen; es ist die schönste Abhandlung über die Erziehung, die je geschrieben worden ist.

Wenn man an das Land der Hirngespinnste erinnern will: so nennt man Platon's Vorschläge. Hätte Lykurgos die seinigen auch nur aufgeschrieben, so würde ich dieselben noch weit erträumter finden. Platon hat nur das Herz des Menschen geläutert; Lykurgos hat es der Natur entfremdet. Ein öffentlicher Unterricht existirt nicht mehr und kann nicht mehr existiren, denn wo es kein Vaterland mehr gibt, kann es auch keine Bürger mehr geben. Diese beiden Stichwörter: Vaterland und Bürger sollten aus den neuern Sprachen gestrichen werden. Ich kenne die Ursache davon gar wohl, aber ich mag sie nicht sagen; es thut dies hier nichts zur Sache.

Die lächerlichen Stiftungen nämlich, welche man Collegien nennt, sehe ich nicht für öffentliche Unterrichtsanstalten an[4]). Ebenso wenig rechne ich die Erziehung für die Welt dahin, weil diese zwei sich widerstreitende Absichten erreichen will, die sie alle

---

4) Es gibt an mehren Schulen und vorzüglich bei der Universität zu Paris Professoren, die ich liebe, die ich hochachte, von denen ich überzeugt bin, daß sie die Jugend gut unterweisen würden, wenn sie nicht gezwungen wären, dem Althergebrachten zu folgen. Ich fordre den einen von ihnen auf, seine entworfene Reformvorschläge zu veröffentlichen. Am Ende entschließt man sich, das Uebel zu heilen, wenn man sieht, daß es nicht an Mitteln fehlt.

beide verfehlt. Sie bildet nichts als Doppel=Wesen, welche stets Alles auf andere zu beziehen scheinen, aber alles nur auf sich allein beziehen. Nun, das sind Gemeinplätze, die Niemandem etwas schaden. Es sind nur vergebliche Bemühungen.

Aus diesen Widersprüchen entspringt auch der, den wir beständig an uns selbst wahrnehmen. Fortgerissen von der Natur und von den Menschen nach entgegengesetzten Richtungen, genöthigt, uns zwischen diese verschiedenartigen Impulse zu theilen, folgen wir einem Zusammenstoße, der uns weder zu dem einen, noch zu dem andern Ziele führt. So unser ganzes Leben hindurch angefochten und hin und her schwankend, beschließen wir dasselbe, ohne mit uns selbst einig geworden, und ohne weder für uns, noch für andere tauglich gewesen zu sein.

Es bleibt nun noch die häusliche Erziehung, oder die der Natur übrig. Aber was soll ein Mensch für andere gelten, der nur mit Rücksicht auf sich erzogen ist? Wenn vielleicht das Doppelziel, das man sich vorsetzt, in sein einziges dadurch vereinigt werden könnte, daß man die Widersprüche in dem Menschen aufhebt, so würde man ein sehr großes Hinderniß seiner Glückseligkeit beseitigen. Um hierüber zu urtheilen, müßte man einen völlig Ausgebildeten beobachten; müßte man seine Neigungen beachtet, seine Fortschritte gesehen, seinem Lebensgange gefolgt sein; kurz man müßte den Naturmenschen kennen. Ich glaube, man wird in diesen Erörterungen einige Schritte weiter gekommen sein, wenn man diese Schrift gelesen hat.

Was ist zu thun, um einen so seltenen Menschen zu bilden? Ohnstreitig sehr viel! Wir müssen nämlich verhindern, daß etwas geschehe. Wenn nichts weiter zu thun ist, als gegen den Wind zu segeln, so lavirt man. Wüthet aber das Meer und man will am Platze bleiben, so muß man Anker werfen. Gib Acht, junger

Segler, daß dein Kabeltau nicht nachgebe, oder daß dein Anker nicht schleppe, und das Schiff nicht forttreibe, ehe du dich dessen versiehst.

In der bürgerlichen Gesellschaft, wo alle Plätze bestimmt sind, muß ein jeder für den seinigen erzogen werden. Verläßt einer die Stelle, wofür er erzogen ist, so taugt er zu nichts weiter. Die Erziehung nutzt nur in soweit, als das Glück und der Beruf der Eltern in Einstimmung tritt; in jedem andern Falle ist sie dem Menschen schädlich, und wäre es auch nur durch die Vorurtheile, die sie ihm beigebracht hat. In Aegypten, wo der Sohn gezwungen war, den Beruf seines Vaters zu ergreifen, hatte die Erziehung wenigstens ein bestimmtes Ziel; aber bei uns, wo die verschiedenen Rangordnungen allein bleiben, die Menschen aber unaufhörlich ihre Stellen wechseln, weiß Niemand, wenn er seinen Sohn für den Stand erzieht, den er bekleidet, ob er nicht gegen dessen Interesse handle.

In der natürlichen Ordnung sind die Menschen alle einander gleich, ist ihr gemeinsamer Beruf Mensch zu sein, und wer dafür gut erzogen ist, kann die Mission, die ihm übertragen wird, nie schlecht ausführen. Man bestimme meinen Zögling für den Soldatenstand, für die Kirche, für die Gerichtsstube, es geht mich wenig an. Vor der Wahl der Eltern hat ihn die Natur berufen, als Mensch zu leben. Leben ist die Kunst, die ich ihm beibringen will. Ich gestehe es, wenn er aus meinen Händen geht, so wird er weder eine Magistratsperson, noch ein Soldat, noch ein Prediger sein; aber er wird vor Allem Mensch sein; alles, was ein Mensch sein soll, das wird er wenigstens eben so gut sein, wie jeder Andere, wer er auch sei, und das Schicksal mag immerhin ihn nöthigen, seine Stellung zu ändern, er wird stets an seinem Platze stehen. „Ich habe dich in meiner Gewalt, Schicksal, habe

dich gefaßt; alle deine Zugänge sind versperrt, mir kannst du nichts anhaben [5])."

Unser eigentliches Studium ist die Kenntniß von der Bestimmung des Menschen. Wer das Gute und das Böse dieses Lebens am besten zu ertragen weiß, ist, nach meiner Ansicht, am besten erzogen. Hieraus folgt, daß die wahrhafte Erziehung weniger in Vorschriften als in Uebungen besteht. Wir fangen uns zu unterrichten an, sobald als wir zu leben beginnen. Unsre Erziehung hebt an mit unsrer Geburt. Unser erster Lehrer ist unsre Ernährerin. Darum hatte auch das Wort educatio (Erziehung) bei den Alten einen ganz andern Sinn, den wir ihm nicht mehr geben, es bedeutete: Aufziehen (auffüttern). Educit obstetrix, sagt Varro, educat nutrix, instituit paedagogus, instruit magister [6]). So sind also Auferziehung, Unterweisung und Unterricht drei eben so unter sich verschiedene Dinge, wie Kindermuhme, Hofmeister und Lehrer. Aber diese Classificationen sind sehr schädlich, und um ein Kind gut zu erziehen, darf es nur einem Führer folgen.

Wir müssen also unsern Gesichtskreis erweitern und in unsrem Zöglinge den Menschen an und für sich betrachten, den Menschen, der allen Zufällen des menschlichen Lebens ausgesetzt ist. Würden die Menschen, an die Scholle ihres Landes gebunden, geboren, hielte dieselbe Jahreszeit das ganze Jahr hindurch an, beherrschte

---

5) Occupavi te, fortuna, atque cepi: omnesque aditus tuos interclusi, ut ad me aspirare non posses. Cicero, Tusc. V. 9.

6) Die Stelle, welche Wortspiele enthält, ist nur dem Kenner der lateinischen Sprache in ihren feinen Beziehungen verständlich. Ein Versuch sie wiederzugeben, wäre vielleicht folgender: An's Licht zieht uns die Hebamme, aufzieht uns die Amme, der Jugendführer weiset und richtet uns, der Lehrer unterweiset und unterrichtet uns.

ein Jeder sein Schicksal in der Art, daß es niemals sich ändern könnte, so wäre die eingeführte Praxis in gewisser Hinsicht gut. Ein Kind, das für seinen Stand erzogen wäre, ihn niemals verließe, könnte den Unbequemlichkeiten eines andern gar nicht ausgesetzt sein. Berücksichtigt man aber die Veränderlichkeit der menschlichen Dinge, betrachtet man den unruhigen, den aufgeregten Geist des Jahrhunderts, welcher in jedem Menschenalter alles umstürzt: kann man sich dann eine unsinnigere Methode denken, als ein Kind so zu erziehen, gleich als ob es sein Zimmer nie verlassen werde, als ob es stets werde von seinen Leuten umgeben sein? Wenn so ein Bedauernswerther nur einen Fuß in die Welt setzt, wenn er nur eine Stufe herabsteigt, so ist er verloren. Das heißt nicht, ihn lehren, Ungemach zu ertragen, das heißt, ihn ausbilden, dasselbe zu empfinden.

Man denkt nur daran, sein Kind zu erhalten; das ist aber nicht genug. Man muß es auch lehren, sich als Mensch selbst zu erhalten, die Schläge des Schicksals zu ertragen, dem Reichthum und der Armuth zu trotzen, wenn es sein muß, auf Islands Gletschern oder auf den glühenden Felsen von Malta zu leben. Immerhin wendet nur Vorkehrungen an, daß es nicht stirbt, es muß doch sterben, und wenn sein Tod nicht das Werk eurer Aengstlichkeit wäre, so würde dieselbe noch obendrein übel geordnet sein. Es ist weit unwichtiger, es vor dem Tode zu behüten, als es leben zu lehren. Leben! d. h. nicht Athem holen, d. h. handeln; es heißt, unsre Organe, unsre Sinne, unsre Vermögen, alle Theile unsers Selbst, welche uns zum Bewußtsein unsres Daseins bringen, gebrauchen. Nicht der Mensch hat viel gelebt, welcher die meisten Jahre zählt, sondern der, welcher des Lebens am meisten sich bewußt gewesen ist. Mancher hat sich im hundertsten Jahre begraben lassen, der gleich nach seiner Geburt abstarb. Er hätte ver-

dient, gleich in seiner Jugend in die Gruft zu steigen, dafern er wenigstens bis dahin gelebt hätte.

Unsre ganze Weisheit besteht in knechtischen Vorurtheilen: unsre ganze Lebensart besteht aus Unterwürfigkeit, Schmiegen und Zurückhalten. Der bürgerliche Mensch wird geboren, lebt und stirbt in der Sclaverei; bei seiner Geburt zwängt man ihn in das Wickelbett, nach seinem Tode verschließt man ihn in einen Sarg; so lange er die menschliche Gestalt an sich trägt, ist er durch unsre Einrichtungen eingeengt.

Man sagt, daß viele Hebammen behaupteten, durch das Drücken des Kopfes neugeborner Kinder ihm eine gefälligere Gestalt zu geben; und man gestattet es! Unsre Köpfe wären also schlecht nach der Form des Urhebers unsers Daseins! Man muß sie erst bilden lassen, von außen durch die Hebammen, von innen durch die Philosophen. Die Karaiben sind zur Hälfte glücklicher als wir. „Kaum ist das Kind aus Mutterleibe hervorgegangen, und kaum genießt es der Freiheit, sich zu bewegen und seine Glieder zu strecken, so legt man ihm neue Fesseln an. Man wickelt es, man bindet es ein, daß es den Kopf steif, die Beine ausgestreckt, die Arme straff an dem Körper hinunter halten muß. Es ist eingeengt in Leinwand und Bänder aller Art, die ihm nicht verstatten, seine Lage zu ändern. Glücklich, wenn man es nicht eingeschnürt hat, daß es an dem Athemholen behindert wird, wenn man die Vorsicht gebraucht hat, es auf die Seite zu legen, damit der Geifer, den es durch den Mund von sich geben soll, von sich selbst herauslaufen kann; denn das Kind selbst wäre nicht in dem freien Zustande, den Kopf auf die Seite zu wenden, um das Abfließen zu erleichtern [7]."

---

7) Aus Büffons Naturgeschichte; franz. Ausg. Tom IV. pag. 190, in 12.

Die neugebornen Kinder haben das Bedürfniß, ihre Glieder auszustrecken und zu bewegen, um sie von der Erstarrung zu befreien, in der sie, auf einen Knäul zusammengeduckt, so lange Zeit verharren mußten. Man streckt sie aus, das ist wahr, aber man hindert sie, sich zu bewegen; man zwängt den Kopf sogar durch Kindermützchen; es ist als fürchte man sich, Lebenszeichen an dem Kinde wahrzunehmen.

So findet der Trieb der innern Theile des Körpers, der auf Wachsthum gerichtet ist, einen unüberwindlichen Widerstand für die Bewegungen, welche ihm nöthig sind. Das Kind wendet unaufhörlich nutzlose Kraft an, erschöpft sich, oder wird in seiner Ausbildung aufgehalten. Es dürfte in Mutterleibe nicht so beengt, nicht so genirt, nicht so gepreßt gewesen sein, als in seinem Wickelbett; ich begreife nicht, was es durch die Geburt gewonnen hat!

Die Unthätigkeit, der Zwang, worin man die Glieder des Kindes hält, müssen den Umlauf des Blutes, der Säfte hemmen, das Kind hindern, sich zu kräftigen, zu wachsen, und müssen seine Leibesbeschaffenheit stören. In Gegenden, wo man diese übertriebene Vorsicht nicht kennt, sind die Menschen sammt und sonders groß, stark und wohlgebaut[8]). Die Länder, wo man die Kinder einbindet, wimmeln von Bucklichten, Lahmen, Krummbeinigen, Krüppelhaften, Zweiwüchsigen, von Mißgestalteten aller Art. Aus Furcht, die Leiber möchten durch die freie Bewegung sich verrenken, eilt man, sie durch Einzwängung zu verunstalten. Man möchte die Kinder gern an allen Gliedern lähmen, damit sie sich nicht zu Krüppeln machen könnten.

Sollte ein so grausamer Zwang nicht auch Einfluß haben auf ihre Stimmung und Gemüthsart? Ihr erstes Gefühl ist das Ge-

---

8) Man sehe die Anm. 15 dieses ersten Bandes.

fühl des Schmerzes und der Unruhe. Sie stoßen bei allen ihnen so nöthigen Bewegungen nur auf Hindernisse. Unglücklicher wie ein Missethäter in seinen Banden, wenden sie vergebens Anstrengungen auf, sie werden ungeduldig, schreien. Ihre ersten Laute, sagt man, sind Wehklagen. Das glaube ich wohl. Man handelt ihnen von ihrer Geburt an entgegen. Die ersten Geschenke, die sie von euch erhalten, sind Fesseln, die ersten Leistungen, die sie von euch erfahren, sind Peinigungen. Da ihnen nichts frei gelassen ist, wie die Stimme, wie sollten sie sich derselben nicht zu klagen bedienen? Sie beschreien das Uebel, das ihr ihnen anthut. So eingeknebelt würdet ihr noch mehr schreien, als sie.

Woher kommt dieser unvernünftige Gebrauch? Von widernatürlicher Lebensart. Seitdem die Mütter ihre erste Pflicht hintansetzen, und ihre Kinder nicht mehr stillen wollen, hat man sie Miethlingen anvertrauen müssen, die nur daran denken, sich Mühe zu ersparen, da sie sich als Mütter von fremden Kindern wiederfinden, für welche die Natur nicht zu ihnen spricht. Es ist freilich nothwendig, über ein Kind, das seine Freiheit hat, unaufhörlich zu wachen; wenn es aber gut eingebunden ist, so wirft man es in einen Winkel, ohne an sein Schreien sich zu kehren. Wenn man nur keine Beweise von der Nachlässigkeit der Amme hat, wenn der Säugling nur Arme und Beine nicht bricht, was kommt darauf an, ob er übrigens verschmachte, oder sein Lebtage ein Schwächling bleibe? Man verwahrt seine Gliedmassen auf Unkosten des Körpers und was sich auch ereigne, die Amme ist unschuldig.

Wissen diese zärtlichen Mütter, die sich ihre Kinder vom Halse geschafft haben und sich vergnügt den Zerstreuungen in der Stadt überlassen, wissen sie wohl, welche Behandlung indessen ihr Kind auf dem Lande in seinem Wickelbett erfährt? Bei dem geringsten Geräusch, das unvermuthet eintritt, hängt man es wie ein Bün-

del Zeug an einen Nagel, und so lange die Amme, die sich nicht übereilt, ihren Angelegenheiten nachgeht, bleibt das arme Wesen also gepeinigt. Alle, die man in solcher Lage angetroffen hat, waren blauroth im Gesicht; die Brust, fest zusammen gepreßt, ließ das Blut nicht circuliren, es stieg nach dem Kopfe; dennoch aber hielt man das leidende Kind für sehr ruhig, weil es keine Gewalt zu schreien mehr hatte. Ich weiß nicht, wie viel Stunden ein Kind in diesem Zustande aushalten kann ohne umzukommen; bezweifle aber, daß es sehr lange dauern könne. Da hat man, nach meinem Dafürhalten, einen der größten Vortheile des Einwickelns!

Man schützt vor, die Kinder in der Freiheit könnten gefährliche Lagen annehmen und Bewegungen machen, welche der Wohlgebildetheit ihrer Gliedmassen schaden könnten. Dies ist ein Stück von dem eiteln Geschwätz unsrer gebrechlichen Weisheit, das die Erfahrung noch nie bestätigt hat. Bei der Masse von Kindern, die, bei verständigern Völkern als wir sind, in aller Freiheit ihrer Gliedmassen auferzogen werden, sieht man nicht ein einziges, das sich beschädigte oder verrenkte. Sie können ihren Bewegungen nicht die Gewalt geben, die diese gefährlich machen könnte; und nehmen sie auch eine gewaltsame Lage an, so erinnert sie der Schmerz sehr bald, dieselbe zu ändern.

Wir sind noch nicht darauf verfallen, die kleinen Hunde und Katzen in Wickel zu zwängen; sieht man wohl aus dieser Vernachlässigung für sie eine Unannehmlichkeit entstehen? Aber die Kinder sind viel unbeholfener! Zugegeben! aber in dem Verhältnisse sind sie auch schwächer. Kaum können sie sich bewegen; wie sollten sie sich zu verrenken im Stande sein? Wenn man sie auf den Rücken legte, so würden sie in dieser Lage sterben müssen, wie die Schildkröten, weil sie sich nicht umwenden können.

Die Weiber sind noch nicht damit zufrieden, daß sie aufgehört haben ihre Kinder zu säugen; sie säumen sogar Mütter werden zu wollen. Die Folge davon liegt auf der Hand. Sobald als der Mutterstand eine Last ist, so findet man auch das Mittel, sich ganz und gar davon loszumachen. Man möchte ein vergebliches Werk thun, um es tagtäglich wiederholen zu können, und man wendet den zur Vermehrung des Geschlechts vorhandenen Trieb zum Nachtheile desselben an. Diese Lebensweise nebst andern Ursachen der Entvölkerung deuten uns das künftige Schicksal Europas an. Die Wissenschaften, die Künste, die Weltweisheit und die herrschenden Sitten werden bald eine Wüste daraus machen. Es wird von wilden Thieren bewohnt werden, aber dabei keine große Veränderung hinsichtlich seiner Bevölkerung erleben.

Ich habe zuweilen die kleinen Kunstgriffe junger Weiber mit angesehen, die sich stellten, als wollten sie ihre Kinder selbst stillen. Man weiß wohl, wie man beginnen muß, um genöthigt zu werden, diese Grille aufzugeben; man bewirkt sehr geschickt das Einschreiten der Ehegatten, der Aerzte, vor allen der Mütter. Ein Gatte, der zuzugeben wagte, daß seine Frau ihr Kind stillte, wäre ein verlorner Mann. Man würde ihn zu einem Mörder stempeln, der die Frau los sein wollte. Seid vernünftig, ihr Ehemänner, und opfert eure Vaterliebe dem Hausfrieden. Ein Glück, wenn ihr auf dem Lande Weiber antrefft, die enthaltsamer sind als die eurigen! Mehr als Glück! wenn diese Ammen die Muße, welche sie haben, nicht andern, sondern euch widmen.

Daß den Müttern obige Pflicht obliegt, ist zweifellos, aber es fragt sich nur, da man ihre Geringschätzung in dieser Beziehung kennt, ob es für die Kinder einerlei sei, von der Mutter oder von einer andern genährt zu werden! Ich halte diese Frage, worüber

die Aerzte zu Gericht sitzen, zu Gunsten der Weiber entschieden*), und glaube, was mich anlangt, ebenfalls, es sei besser, daß das Kind die Milch einer gesunden Amme genieße, als die einer ruinirten Mutter, angenommen, daß für das Blut, aus dem es hervorgegangen ist, noch ein neues Uebel zu befürchten wäre.

Allein, soll diese Frage nur von der physischen Seite erörtert werden? und hat das Kind die Sorgfalt einer Mutter weniger nöthig als ihre Brust? Andere Weiber, Thiere sogar, werden ihm die Milch geben können, die die Mutter ihm versagt. Die mütterliche Sorgfalt aber kann durch nichts ersetzt werden. Diejenige Person, die statt ihres eignen Kindes, ein fremdes an ihrer Brust ernährt, ist eine schlechte Mutter, und sie sollte eine gute Amme sein!? Sie wird es werden können, aber langsam. Die Gewohnheit wird die Natur umändern müssen. Aber das schlecht abgewartete Kind wird hundertmal eher umkommen können, als seine Amme mütterliche Zärtlichkeit für dasselbe gewinnt.

Aus dem angegebenen Vortheile sogar entspringt ein Nachtheil, der allein schon hinreichen sollte, jeder fühlenden Frau den Muth zu nehmen, ihr Kind von einer andern ernähren zu lassen. Sie muß ja das Mutterrecht theilen, oder vielmehr sich dessen begeben; sie muß mit ansehn, daß ihr Kind eine fremde Person eben so sehr und noch mehr liebt als sie selbst; sie muß wahrnehmen, daß die Zuneigung, welche das Kind gegen seine wirkliche Mutter äußert, eine Gnade ist, während die Liebe, die es gegen seine

---

*) Der Bund der Weiber und Aerzte in Paris ist mir immer als eines der belustigendsten Specialitäten erschienen. Die Weiber verschaffen den Aerzten ihren Ruf und durch die Aerzte erreichen die Weiber ihre Wünsche. Und doch will man nicht wissen, durch welche Art von Geschicklichkeit ein pariser Arzt zur Berühmtheit gelangt!

Pflegmutter hegt, als innerer Drang erscheint. Denn schulde ich nicht da Kindesliebe, wo ich Mutterzärtlichkeit gefunden habe?

Man hat eine Manier, diesem Uebelstande abzuhelfen, nämlich den Kindern Nichtachtung gegen ihre Ammen einzuflößen, indem man dieselben so recht als Mägde behandelt. Wenn der Dienst der Amme zu Ende ist, nimmt man das Kind von ihr weg, oder lohnt sie ab; mittels einer übeln Aufnahme aber schreckt man sie ab wieder zu kommen, und ihren Säugling zu besuchen. Sieht derselbe sie im Verlaufe einiger Jahre nicht mehr, so kennt er sie auch nicht mehr. Die Mutter aber, wenn sie glaubt, an der Amme Stelle zu treten und ihre Vernachlässigung durch diese Grausamkeit wieder gut machen zu können, irrt sich. Anstatt ein zärtliches Kind aus dem abgeneigten Säuglinge zu machen, unterweiset sie es vielmehr in der Undankbarkeit; sie lehrt es, dereinst auch diejenige verachten, welche ihm das Leben gegeben hat, so gut wie die, welche es mit ihrer Milch nährte.

Wie viel würde ich über diesen Punkt nicht noch sagen können, wenn es nicht zu entmuthigend wäre, über einen nützlichen Gegenstand vergebliche Worte zu machen! Grade dies hier hängt mit mehr Dingen zusammen, als man denkt. Will man Jemanden auf die ursprüngliche Moralbasis zurückführen, so fange man bei den Müttern an. Man wird über die bewirkten Veränderungen erstaunen! Alles kommt zuletzt aus diesem Urgrunde der Verderbtheit her. Der ganze sittliche Zustand wird von dorther beunruhigt. In jeder Brust erlischt das natürliche Gefühl; das Innere des Hauses erhält keinen lebendigen Charakter; die rührende Scene einer sich vermehrenden Familie fesselt die Männer nicht mehr; flößt den Fremden keine Achtung mehr ein; man hat keine Hochachtung vor einer Mutter, die man nicht im Kreise ihrer Kinder bemerkt; es ist kein Mittelpunkt mehr in den Familien; die Ge=

wöhnung an einander verstärkt jetzt die Bande des Blutes nicht mehr, es gibt keine Väter, keine Mütter, keine Kinder, keine Brüder, keine Schwestern mehr; sie kennen sich einander kaum, wie sollten sie sich lieben!? Ein Jedes denkt nur an sich. Wenn aber das Haus nur eine traurige Einöde ist, so muß man wohl ausgehen, um sich anderswo zu belustigen.

Es mögen aber die Mütter nur geruhen, ihre Kinder zu stillen, so werden die Sitten von selbst sich bessern, die Regungen der Natur in allen Herzen wieder erwachen, der Staat wird sich wieder bevölkern, kurz dieser erste Punkt, dieser Punkt allein wird alles wieder vereinigen. Der Reiz im häuslichen Leben ist das stärkste Gegengift wider schlechte Sitten. Er macht den Lärm der Kinder, welcher unerträglich erscheint, angenehm; er bewirkt, daß Vater und Mutter einander unentbehrlicher, einander theurer werden; er knüpft das eheliche Band zwischen ihnen enger. Wenn die Familie lebhaft und munter ist, dann ist die Sorge um das Hauswesen die angenehmste Beschäftigung für die Frau und der süßeste Zeitvertreib des Mannes. Durch die Abänderung dieser einzigen Unsitte also würde eine allgemeine Reform erzielt werden; bald würde die Natur wieder in alle ihre Rechte eingesetzt sein. Die Frauen mögen nur erst wieder Mütter werden, bald werden die Männer auch wieder Väter und Gatten sein.

O der überflüssigen Worte! Selbst der Ueberdruß an den Vergnügungen der Welt führt niemals auf diesen Punkt zurück. Die Frauen haben aufgehört, Mütter zu sein; sie werden es nicht wieder werden; denn sie wollen es nicht mehr sein. Und wenn sie es auch wollten, sie könnten es kaum werden. Da nämlich heut zu Tage die herrschende Sitte sich dem widersetzt, so müßte jede erst die Opposition aller derjenigen niederkämpfen, welche dieser Sitte fröhnen, die verbündet sind gegen ein Beispiel, das

die einen noch nicht gegeben haben, und dem die andern nicht nachfolgen mögen.

Jedoch finden sich zuweilen noch junge Frauen mit einem reinen, natürlichen Gefühle, die in diesem Punkte der Herrschaft der Mode und dem Geschrei ihres Geschlechtes Trotz zu bieten wagen, und mit edler Rücksichtslosigkeit die süßen Pflichten erfüllen, welche die Natur ihnen auflegt. Möchte sich doch ihre Zahl vergrößern durch das Anziehende der Güter, die denen bestimmt sind, welche sich jener Pflicht hingeben. Gegründet auf Folgerungen, die das Ergebniß der einfachsten Schlüsse sind, und auf Beobachtungen, die ich niemals für trügerisch erfunden habe, wage ich, diesen würdigen Müttern von Seiten ihrer Männer eine feste und dauernde Zuneigung zu versprechen, von Seiten ihrer Kinder eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit, die Hochachtung und Werthschätzung der Welt, glückliches Wochenbette ohne Zufälle und Folgen, eine dauerhafte und blühende Gesundheit, endlich das Vergnügen, sich einst von ihren Töchtern nachgeahmt und als Beispiel für Andere aufgestellt zu sehen.

Keine Mutter, kein Kind! Die Pflichten beider sind gegenseitig; und wenn sie einerseits schlecht erfüllt werden, so werden sie andererseits hintangesetzt. Das Kind muß seine Mutter lieben, noch ehe es weiß, daß dies Schuldigkeit ist. Wenn aber die Stimme der Blutsverwandtschaft nicht befestigt wird durch Umgang und Pflege, so verstummt sie in den ersten Jahren, und das Herz stirbt so zu sagen ab, ehe es noch geboren wird. Da sind wir gleich bei den ersten Schritten fern von der Natur.

Man gelangt aber auch auf dem entgegengesetzten Wege zu diesem unnatürlichen Ziele, wenn nämlich, anstatt die Mutterpflichten zu vernachlässigen, eine Frau dieselben bis zum Uebermaße steigert; wenn sie aus ihrem Kinde ihren Abgott macht; wenn sie

seine Unbeholfenheit nährt und vermehrt, dadurch, daß sie, statt dieselbe ihm empfinden zu lassen, dies verhindern will, und wenn sie, in der Hoffnung, es dadurch den Forderungen der Natur zu entziehen, beschwerliche Anfälle von ihm entfernt, ohne zu bedenken, daß sie statt einiger Unbequemlichkeiten, die sie nur Augenblicke von ihm abwendet, fürs Künftige Zufälle und Gefahren auf seinen Kopf häuft; letztlich, was für eine barbarische Vorsichtsmaßregel es sei, die Unbeholfenheit der Kinderwelt durch Erschöpfung Erwachsener zu verlängern. Thetis, erzählt die Sage, tauchte ihren Sohn in die Fluthen des Styx, um denselben unverletzlich zu machen. Dies Bild ist schön und bezeichnend. Die grausamen Mütter, von denen ich rede, machen es anders. Mit Gewalt tauchen sie ihre Kinder in die Weichlichkeit ein und bereiten sie auf Leiden vor; sie öffnen ihre Schweißlöcher Uebeln allerlei Art, denen sie als Beute verfallen müssen, wenn sie erwachsen sind.

Man beobachte die Natur und folge dem Pfade, den sie uns vorzeichnet. Sie erhält die Kinder in beständiger Uebung; sie härtet ihre Empfindlichkeit durch allerhand versuchte Mittel ab; sie lehrt sie bei guter Zeit, was Qual und Schmerz ist. Die durchbrechenden Zähne bringen ihnen Fieber, heftiges Bauchgrimmen Verzuckungen; von langem Husten wollen sie ganz ausbleiben; Würmer quälen sie; Vollsaftigkeit verdirbt ihr Blut; verschiedene Säuren gerathen darinnen in Gährung und verursachen gefahrvolle Ausbrüche. Fast das ganze erste Alter besteht aus Krankheit und Gefahr. Die Hälfte der Gebornen kommt vor dem achten Lebensjahre um. Sind aber diese Prüfungen überstanden, dann hat das Kind Kräfte gewonnen, und sobald als es Gebrauch von dem Leben machen kann, wird auch das Lebensprinzip dauerhafter.

Das ist die Vorschrift der Natur. Warum handelt man ihr entgegen? Sehet ihr nicht ein, daß, wenn ihr sie meistern wollt,

ihr nur ihr Werk zerstört, den Erfolg ihrer Bemühungen verhindert? Aeußerlich thun, was sie innerlich wirkt, das heißt, nach eurer Ansicht, die Gefahr verdoppeln, gegentheils aber heißt es, ihr einen Ableiter geben, d. h. sie schwächen. Die Erfahrung beweißt, daß von den zärtlich erzogenen Kindern eine weit größere Anzahl stirbt, als von den andern. Sobald als man nur nicht das Maaß ihrer Kräfte überschreitet, so wagt man weniger, wenn man sie anstrengt, als wenn man sie schont. Uebt sie darum für die Anfälle, die sie einst werden zu ertragen haben! Härtet ihre Leiber ab gegen wechselnden Einfluß der Witterung, des Klimas, der Naturkräfte für Hunger und Durst, für Mühseligkeiten. Tauchet sie in die Fluthen des Styx. Bevor der Körper noch eine bestimmte Gewohnheit angenommen hat, kann man ihm ohne Gefahr jede, die man will, geben; aber ist er einmal zu bestimmter Gestalt gelangt, dann wird jede versuchte Störung gefährlich. Ein Kind kann Abwechslung ertragen, welche ein Erwachsener nicht zu ertragen vermag. Die Fibern des Kindes, weich und biegsam, nehmen ohne Anstrengung die Form an, die man ihnen gibt; die verhärtetern des Mannes aber ändern nur durch Gewalt die Gestalt, die sie angenommen haben. Man kann daher ein Kind stärken, ohne sein Leben und seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen; und wenn auch wirklich etwas zu wagen wäre, so dürfte man dennoch sich nicht bedenken. Weil dies Gefahren sind, die von dem menschlichen Leben nicht getrennt werden können, kann man da wohl besser thun, als sie in die Zeit desselben verweisen, wo sie am wenigsten nachtheilig zu ertragen sind?

Ein Kind wird immer mehr werth, jemehr es an Jahren zunimmt. Zu dem Werthe, den es als Person hat, gesellt sich noch der der Sorgfalt, die es gekostet hat, mit dem Vorübergleiten seines Lebens überkommt ihm schon die Ahnung des Todes. Da-

her ist es nothwendig vor Allem die Zukunft im Auge zu haben, wenn man seine Erhaltung überwacht. Es muß gegen die Uebel der Jugendjahre geschützt werden, ehe es noch in dieselben eintritt; denn wenn der Werth des Lebens bis zu dem Alter, wo es das Leben anwenden kann, steigt, so wäre es ja wohl eine Thorheit, der ersten Kindheit einige Uebel zu ersparen, um dieselben in dem Alter der beginnenden Ueberlegung zu vervielfältigen! Sind das die Lehren eines Meisters?

Es ist das Loos des Menschen, in jedem Lebensalter Leiden zu erdulden. Selbst die Sorge für seine Erhaltung ist mit Qual verknüpft. Glücklich, daß er in seiner Jugend nur die physischen Uebel kennt! Uebel, die lange nicht so grausam, lange nicht so schmerzhaft sind, wie die andern, und welche weit seltener als diese zum Lebensüberdruß führen. Man bringt sich nicht wegen den Schmerzen des Podagra ums Leben; nur Seelenschmerzen gebären Verzweiflung. Wir beklagen das Loos der Kindheit und wir sollten lieber unser eigenes bedauern. Unsre größten Uebel rühren von uns selbst her.

Ein Kind schreit, wenn es geboren wird; sein erstes Alter verläuft unter Weinen. Bald wiegt, bald liebkoset man es, um es zu beruhigen; bald droht man ihm, schlägt man es, um es zum Schweigen zu bringen. Wir thun entweder das, was ihm gefällt, oder wir fordern das, was uns gefällt. Wir unterwerfen uns entweder seinen Launen, oder wir unterwerfen es den unsrigen. Da ist keine Mittelstraße; es muß entweder Befehle geben oder welche annehmen. Seine ersten Begriffe also sind die der Herrschaft oder Knechtschaft. Ehe es noch reden kann, befiehlt es; ehe es noch handeln kann, gehorcht es; ja zuweilen züchtigt man es, ehe es seine Fehler einsehen, oder vielmehr dergleichen begehen kann. Auf solche Weise flößt man schon bei guter Zeit Leiden-

schaften in sein junges Herz, welche man darnach auf Rechnung der Natur schreibt; und wenn man vorher sich Mühe gegeben hat, es boshaft zu machen, so klagt man dann darüber, daß man es so findet.

Ein Kind verbringt auf diese Weise sechs oder sieben Jahre unter den Händen der Frauen, als ein Schlachtopfer ihres und seines Eigensinnes; und wenn man es dies und das hat lernen lassen, d. h. wenn man sein Gedächtniß beschwert hat, entweder mit Wörtern, die es nicht versteht, oder mit Dingen, die ihm zu nichts nützen; wenn man sein Naturell durch Leidenschaften, die man aufzog, erstickt hat, so gibt man dies erkünstelte Wesen in die Hände eines Lehrmeisters, der nun vollends sich anstrengt die schon gebildeten künstlichen Keime zu entwickeln, und der ihm alles lehrt, nur nicht, sich selbst kennen zu lernen, nur nicht, sich selbst zu bestimmen, nur nicht, die Kunst zu leben und glücklich zu sein. Wenn nun endlich dies Kind, das Sclav und Tyrann zugleich ist, gepfropft voll Wissenschaft und leer an Verstande, gleich gebrechlich an Geist und Körper, in die Welt geschleudert wird, und hier seine Albernheit, seinen Hochmuth, und alle seine Fehler zur Schau trägt; so hebt man an, das menschliche Elend und die menschliche Verderblichkeit zu beklagen. Doch man irrt! Das hier ist blos das Geschöpf unsrer Erfindung; der Mensch nach der Natur ist ganz anders gemacht.

Will man seine ursprüngliche Natur beibehalten wissen, dann muß man es verstehen, sie von dem Augenblicke seiner Geburt an zu bewahren. Man bemächtige sich des Menschen, sobald als er geboren wird, und lasse ihn nicht los bis er ein Mann ist. Außerdem wird es nie gelingen. Wie die wahre Amme die Mutter ist, so ist auch der Vater der wahre Lehrmeister. Beide müssen sich über die Reihenfolge ihrer Thätigkeit so wie über das System mit

einander verstehen; das Kind komme aus den Händen der einen in die Hände des andern. Es wird von einem wissenschaftlich beschränkten Vater, wenn er nur urtheilsfähig ist, weit besser erzogen werden, als durch den geschicktesten Lehrer von der Welt; denn der Eifer wird die Geschicklichkeit besser ersetzen, als die Geschicklichkeit den Eifer. Allein die Geschäfte, die Verrichtungen, die Pflichten! — Aha! die Pflichten! ohne Zweifel ist die Vaterpflicht die allerletzte 9)! Wir wollen uns nicht wundern, daß ein Mann, dessen Frau die Frucht ihrer ehelichen Verbindung nicht würdigt zu stillen, sie nicht würdig erachtet, zu erziehen. Es gibt kein reizenderes Gemälde als das einer Familie, eben ein einziger verfehlter Strich entstellt alle andern. Ist die Mutter nicht so gesund, selbst zu säugen, so wird der Vater zu viel Geschäfte haben, selbst zu unterrichten. Die Kinder werden entfernt, in Pensionen, in Klöster, auf Schulen vertheilt, und verpflanzen die Liebe zu dem väterlichen Hause hierher, oder vielmehr, sie bringen die Gewohnheit, an nichts sich anzuschließen, in die Heimath zurück. Brüder und Schwestern werden sich einander kaum kennen. Wenn sie nach der Etiquette alle beisammen sind, so werden sie unter

---

9) Wenn man im Plutarch liest, daß der Sittenrichter Cato, der Rom mit so vielem Ruhm regierte, seinen Sohn von der Wiege an selbst erzog, und zwar mit so vieler Sorgfalt, daß er Alles verließ, um gegenwärtig zu sein, wenn die Amme, d. h. die Mutter, ihn umzog und wusch; wenn man im Sueton liest, daß Augustus, der Beherrscher der Welt, die er erobert hatte und selbst regierte, seinen Enkeln selbst Unterricht gab im Schreiben, Schwimmen, in den Anfangsgründen der Wissenschaft, und daß er sie beständig um sich hatte; so kann man sich jetzt nicht enthalten, über die guten Leutchen der damaligen Zeit zu lachen, die sich mit dergleichen Lappereien amüsirten; ohne Zweifel waren sie viel zu beschränkt, als daß sie den großen Angelegenheiten der großen Männer unsrer Tage vorstehen könnten.

einandrr sehr artig sein können, aber sie werden sich als Fremde behandeln. Sobald als unter Angehörigen keine Innigkeit mehr statt hat, sobald als der Familienzirkel den Reiz des Lebens nicht mehr ausmacht, so muß man wohl zu übeln Sitten seine Zuflucht nehmen, um sich Ersatz zu verschaffen. Wo wäre wohl ein Mensch so kurzsichtig, daß er nicht den kettenartigen Zusammenhang von diesem Allem einsähe?

Ein Vater, der Kinder zeugt und sie ernährt, erfüllt nur den dritten Theil von seinem Werke. Er ist seinem Geschlechte Menschen, er ist der Gesellschaft gesellschaftliche Menschen, er ist dem Staate Bürger schuldig. Jeder Mensch, der diese dreifache Schuld abtragen kann, und es nicht thut, ist strafbar; noch strafbarer vielleicht, wenn er sie nur halb abträgt. Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, hat auch das Recht nicht, es zu werden. Weder Armuth, noch Arbeit, noch menschliche Rücksichten entbinden ihn der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und zu erziehen. Glaubet es mir, meine Leser! Ich sage es jedem voraus, der ein Herz hat, und solche heilige Pflichten verabsäumt, er wird lange Zeit wegen dieser Sünde bittre Thränen vergießen, und niemals sich trösten können*).

Was thut nun aber dieser reiche Mann, dieser so sehr beschäftigte Familienvater, der, seiner Meinung nach, gezwungen ist, seinen Kindern sich zu entziehen? Er bezahlt einen andern Mann, um die Mühwaltungen zu übernehmen, die ihm zur Last sind. Feile Seele! glaubst du deinem Sohne mit Gelde einen andern Vater zu erkaufen? Betrüge dich darin nicht; es ist nicht einmal ein Lehrer, den du ihm gibst; es ist ein Diener des Hauses. Er wird bald einen zweiten aus ihm machen.

---

*) S. die Bekenntnisse von Rousseau, 8. Buch.

Man schwatzt viel von den Eigenschaften eines guten Hauslehrers. Die erste, die ich verlangen würde, und die einzige, welche viele andere in sich faßt, wäre, daß er nicht um Lohn zu haben sein dürfte. Es gibt Geschäfte, die so edel sind, daß man sie nicht für Geld thun kann, ohne sich derselben unwürdig zu zeigen. Dergleichen sind die des Kriegers; ebenso die des Erziehers. Wer also soll mein Kind erziehen? Ich habe es dir schon oft gesagt: Du selbst. — Ich kann es nicht! — Du kannst es nicht! — Verschaffe dir dann einen Freund. Eine andere Zuflucht kenne ich nicht.

Ein Erzieher! welch' ein erhabenes Wesen! — In Wahrheit, um einen Menschen zu bilden, muß man entweder Vater, oder selbst mehr als Mensch sein. Und dies ist das Amt, das ihr ganz ruhig einem Miethling anvertrauen wollt?

Jemehr man hierüber nachdenkt, desto mehr stößt man auf neue Schwierigkeiten. Eigentlich müßte der Hofmeister für seinen Zögling, die Dienerschaft müßte für den jungen Herrn erzogen sein und alle die ihn umgeben, müßten die Eindrücke empfangen, die sie ihm mittheilen sollten. Man müßte von Erziehung auf Erziehung, ich weiß selbst nicht, wie weit, zurückgehen. Denn wie ist es möglich, daß ein Kind von Jemandem gut erzogen werde, der selbst nicht gut erzogen worden ist?

Ist ein so seltener Sterbliche wohl zu finden? Ich weiß es nicht. Wer mag wissen, bis zu welchem Grade der Tugend eine menschliche Seele in dieser Zeit der Erniedrigung noch gelangen kann? Wir nehmen indessen an, dieser Wundermann sei gefunden, so wollen wir nun durch Betrachtung dessen, was er zu thun hat, sehen, wie er beschaffen sein muß. Das, was mir vorerst einzuleuchten scheint, ist, daß ein Vater, welcher den ganzen Werth eines guten Hofmeisters erkennt, sich nicht entschließen wird, einen zu suchen; denn er würde mehr Mühe haben, ihn zu finden, als

selbst einer zu werden. Will er sich aber einen Freund verschaffen? Er erziehe sich ihn in seinem Sohne. Dann braucht er ihn nicht auswärts zu suchen; und die Natur hat schon die Hälfte des Werkes vollbracht.

Jemand, dessen Stand ich nur kenne, hat mir seinen Sohn zu erziehen angetragen. Er hat mir dadurch unstreitig viel Ehre erwiesen; aber er beschwere sich nicht über meine abschlägliche Antwort, mag sich vielmehr über meine Rücksichtsnahme freuen. Hätte ich sein Anerbieten angenommen und ich hätte mich dann in meiner Lehrart geirrt, so wäre eine fehlerhafte Erziehung entstanden. Hätte ich aber meinen Plan durchgesetzt, so würde dies noch weit schlimmer gewesen sein. Der Sohn würde seine Titel abgelegt, und nicht mehr haben Fürst sein wollen.

Ich bin zu stark durchdrungen von der Wichtigkeit der Pflichten eines Erziehers und erkenne meine Unfähigkeit viel zu sehr, als daß ich je eine solche Verbindlichkeit übernehmen sollte, von wem sie mir auch angetragen werden möchte; ja das Interesse der Freundschaft selbst würde nur ein neuer Beweggrund der Ablehnung für mich sein. Ich glaube, es werden, nach Durchlesung dieses Buches, wenig Leute in die Versuchung gerathen, mir ein solches Anerbieten zu machen; und diejenigen, bei denen dies dennoch der Fall sein könnte, bitte ich, sich eine unnütze Mühe zu ersparen. Ich habe früher einmal einen Versuch in diesem Geschäfte gemacht, der mich hinreichend überzeugt hat, daß ich nicht dazu tauge, und schon meine bürgerliche Stellung würde mich dessen überheben, wenn auch meine Befähigung hinreichen sollte. Ich glaube diese öffentliche Erklärung denjenigen schuldig zu sein, welche mir nicht so viel Vertrauen schenken, um mich für aufrichtig und in meinen Entschlüssen für fest zu halten.

Außer Stand also, dieses so nützliche Geschäft selbst zu verrichten, will ich wenigstens die leichteste Seite davon zu probiren

mich unterstehen: ich will, nach dem Beispiele so vieler andern, zwar nicht die Hand ans Werk, aber doch an die Feder legen; und anstatt das zu thun, was gethan werden sollte, mich anstrengen, es zu sagen.

Ich weiß wohl, daß bei solchen Unternehmungen, wie diese hier, der Verfasser gewöhnlich in seinem System, das er praktisch anzuwenden überhoben ist, mit aller Gemächlichkeit und ohne große Anstrengung viel schöne Vorschriften gibt, die aber nicht durchführbar sind, und daß das Ausführbare, was er vorschlägt, aus Mangel an umständlicher Auseinandersetzung und beispielsweiser Anwendung ohne Nutzen bleibt, vorausgesetzt, daß er die Anwendung davon nicht selbst gezeigt hat.

Darum habe ich es räthlich gefunden, mir einen erdichteten Zögling zuzugesellen. Ich habe mir das Alter, die Gesundheit, die Kenntnisse und alle die Gaben beigelegt, welche nöthig sind, um an seiner Erziehung zu arbeiten, um ihn von dem Augenblick seiner Geburt an bis dahin zu führen, wo er, zum Manne gereift, keinen andern Führer weiter brauchen wird als sich selbst. Diese Methode scheint mir passend zu sein, um einen Autor, der sich selbst nicht traut, zu behindern, sich in Träumereien zu verlieren; denn sobald er sich entfernt von der gewöhnlichen Praxis, darf er nur die Probe von seiner Methode an seinem Zöglinge machen, und er selbst, oder der Leser für ihn werden sogleich bemerken, ob er der allmähligen Entwicklung der Kindheit und dem natürlichen Zuge des menschlichen Herzens folgt.

Dies habe ich bei allen Schwierigkeiten, die sich mir entgegenstellten, zu thun mich beflissen. Um mein Buch nicht unnützer Weise dickleibig zu machen, habe ich mich begnügt, Grundsätze aufzustellen, deren Wahrheit jeder einsehen muß. Was aber die Regeln betrifft, die eines Beweises bedürfen könnten, so habe ich

sie aber auf meinen Emil oder auf andere Beispiele angewandt, und habe in sehr weitläufigen Auseinandersetzungen gezeigt, wie das, was ich aufgestellt habe, zur Ausführung gebracht werden könnte. Dies ist wenigstens mein Vorsatz, den zu befolgen ich mir vorgenommen habe. An dem Leser ist es, zu beurtheilen, ob es mir gelungen ist.

So ist es denn geschehen, daß ich anfangs wenig von dem Emil gesprochen habe; weil meine ersten Grundsätze der Erziehung, den eingeführten zwar sehr entgegenlaufend, doch von solch' einer schlagenden Gewißheit sind, daß jeder vernünftige Mensch ihnen nicht leicht seine Zustimmung versagen dürfte. In dem Maaße aber, wie ich vorschreite, ist auch mein Zögling, anders geleitet als die eurigen, nicht mehr ein gewöhnliches Kind; es muß also für ihn ein eigenthümliches Reglement geschaffen werden. Alsdann wird er selbst öfterer auf dem Schauplatze erscheinen und gegen die letzte Zeit hin verliere ich ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte, bis er, was man auch dazu sagen möge, meiner im Geringsten nicht mehr nöthig hat.

Ich spreche hier nicht von den Eigenschaften eines guten Hofmeisters; ich setze sie voraus, ja ich nehme sogar an, daß ich selbst mit allen diesen Eigenschaften begabt bin. Man wird bei der Lectüre dieses Buches finden, daß ich sehr freigebig gegen mich gewesen bin.

Nur das will ich, gegen die herrschende Meinung, bemerken, daß der Erzieher eines Kindes jung sein müsse, ja selbst so jung, als es ein verständiger Mensch sein kann. Ich würde wünschen, daß er sogar noch ein Kind wäre, wenn dies nur in der Möglichkeit läge, damit er der Spielkamerad seines Zöglings werden, damit er durch Theilnahme an seinen Zeitvertreiben sein Vertrauen sich erwerben könnte. Zwischen der Kindheit und dem reifen Alter gibt es zu wenig Gemeinschaft, als daß sich bei diesem

Abstande jemals ein lange dauerndes Anschließen herausbilden dürfte. Die Kinder schmeicheln zuweilen den Erwachsenen, aber nie werden sie dieselben lieben.

Man wünscht, daß der Hofmeister schon eine Erziehung vollendet habe. Das ist zu viel. Ein und derselbe Mann kann dies nur einmal thun. Wenn man dies Geschäft aber zweimal verrichten müßte, um darin etwas zu leisten, mit welchem Rechte würde man es dann das erste Mal übernehmen?

Mit mehr Erfahrung würde man es zwar besser verrichten; man würde es aber nicht mehr übernehmen. Wer dieses Amt einmal so gut verwaltet hat, daß er mit allen Mühseligkeiten vertraut worden ist, der wird gewiß nicht darnach streben, sich wieder dahinein zu begeben; hat er es das erste Mal übel verrichtet, so ist dies ein böses Omen für das zweite Mal.

Es ist, darüber bin ich einig, ein großer Unterschied, ob man einen jungen Menschen vier Jahre lang begleite, oder ob man ihn fünfundzwanzig Jahre leite. Ihr gebt eurem schon förmlich herausgebildeten Sohne einen Hofmeister; ich will, er soll schon einen haben, ehe er geboren wird. Euer Erzieher kann aller halben Jahrzehnte mit seinem Zöglinge wechseln, der meinige wird nie mehr als einen haben. Ihr macht einen Unterschied zwischen Lehrer und Erzieher; eine neue Thorheit! Unterscheidet ihr auch den Schüler von dem Zöglinge? Man hat den Kindern nur eine einzige Wissenschaft beizubringen, es ist die von den Pflichten des Menschen. Diese Wissenschaft ist nur eine einzige; und was auch Xenophon von der Erziehung der Person gesagt hat, sie läßt sich nicht zerspalten. Im Uebrigen möchte ich den Meister in dieser Wissenschaft lieber Führer als Lehrer nennen, weil er weniger zu unterrichten, als zu leiten hat. Er darf keine Vorschriften geben, sondern sie finden lassen.

Wenn man den Erzieher mit so vieler Sorgfalt aussuchen muß, so ist es diesem wohl auch erlaubt, sich einen Zögling auszusuchen, zumal wenn es sich darum handelt, ein Muster aufzustellen. Diese Wahl kann weder das Genie, noch der Charakter des Kindes bestimmen, weil beides erst nach Beendigung des Werkes erkennen wird und weil ich meinen Zögling noch ungeboren annehme. Wenn ich wählen sollte, so würde ich nur einen gewöhnlichen Geist aussuchen, so wie ich auch bei meinem fingirten Zöglinge voraussetze. Nur gewöhnliche Menschen brauchen erzogen zu werden; die Erziehung solcher allein kann zum Muster für ihres Gleichen dienen. Die andern erziehen sich selbst, man thue, was man wolle.

Das Land ist bei Bildung der Menschen nicht ohne Einfluß; sie werden, was sie werden können, nur unter gemäßigten Himmelsstrichen vollkommen. In den äußersten Zonen ist der Nachtheil augenfällig. Ein Mensch wird nicht wie ein Baum in ein Land gepflanzt, um darin für immer zu bleiben, und derjenige, welcher von dem einen Ende der äußersten Regionen ausgeht, um an das andere zu gelangen, hat noch einmal so weit als derjenige, der von der Mitte abgeht, um zu demselben Ziele zu gelangen.

Und wenn auch der Bewohner der gemäßigten Zone nach und nach beide entgegengesetzte Klimate durchstreifen will, so ist sein Vortheil noch augenscheinlich. Denn wenn er auch denselben Bedingungen sich unterordnen muß, wie der, welcher von einem entgegengesetzten Punkte zum andern wandert, so entfernt er sich doch immer nur die Hälfte von seiner natürlichen Stelle. Ein Franzose lebt in Guinea und in Lappland; aber ein Neger wird nicht eben so in Tornea und ein Samojede nicht zu Benin leben können. Obendrein scheint es noch, als sei die Organisation des Gehirns in den beiden äußersten Zonen weniger vollkommen. Weder die Neger, noch die Lappländer haben den Verstand der Europäer.

Wenn ich also wünsche, daß mein Zögling auf der ganzen Erde einheimisch werden soll, so werde ich ihn aus der gemäßigten Zone herauswählen müssen, aus Frankreich z. B. lieber, als anders woher.

Im Norden wenden die Menschen viel auf einen undankbaren Boden; im Süden wenden sie wenig an einen fruchtbaren. Daraus entspringt ein neuer Unterschied, jene führen ein mühseliges, diese ein beschauliches Leben. Die bürgerliche Gesellschaft bietet uns das Bild dieses Unterschiedes an ein und demselben Platze zwischen den Armen und den Reichen dar. Die erstern bewohnen einen undankbaren Boden, die letztern ein ergiebiges Land.

Der Arme hat keine Erziehung nöthig. Es wird ihm eine von seiner Stellung aufgezwungen; er kann keine andere haben; die Erziehung hingegen, welche der Reiche zur Zeit von seinem Stande erhält, taugt weder für ihn selbst, noch für die Gesellschaft. Im Uebrigen soll die naturgemäße Erziehung einen Menschen für alle menschliche Verhältnisse befähigen, nur ist es weniger vernünftig, einen Armen für den Reichthum, als einen Reichen für die Armuth zu erziehen; denn nach Maßgabe der Anzahl in beiden Ständen, gibt es mehr Heruntergekommene als Reichgewordene. Wir wollen also einen reichen Zögling wählen; wenigstens sind wir hier versichert, einen Menschen mehr gebildet zu haben, anstatt daß ein Armer durch sich selbst ein Mensch werden kann.

Aus diesem Grunde habe ich auch nichts dagegen, daß Emil von vornehmer Herkunft ist. Er wird dann immer ein dem Vorurtheile entrissenes Opfer sein.

Emil ist eine Waise. Es liegt nichts daran, daß er Vater und Mutter habe. Mit ihren Verbindlichkeiten beauftragt, trete ich in alle ihre Gerechtsame. Er soll seine Eltern ehren, aber gehorchen darf er nur mir. Das ist meine erste, oder vielmehr meine einzige Forderung.

Beifügen muß ich indeß noch eine, die aber nur eine Folge davon ist, daß man uns ohne unsere Zustimmung nie von einander trenne. Diese Bedingung ist etwas Wesentliches, und ich wollte sogar, daß der Zögling und sein Erzieher sich so ganz als unzertrennlich betrachteten, daß ihr tägliches Loos auch stets der Gegenstand gemeinsamer Berathung für sie wäre. Sobald wie sie ihre Trennung, sei es auch in der Ferne, wahrnehmen, sobald als sie den Augenblick vorher sehen, welcher den einen von dem andern scheiden wird, sobald sind sie schon getrennt; jeder bildet dann seine kleinen Pläne für sich und alle beide, beschäftigt mit der Zeit, wo sie nicht mehr bei einander sein werden, bleiben nur noch mit Widerwillen bei einander. Der Schüler sieht im Lehrer nur noch die Schranke und die Geißel für die Jugend; der Lehrer sieht in dem Schüler nur noch die schwere Bürde, die er abzuwerfen sich beeilt; beide seufzen einmüthig nach dem Augenblicke, wo sie sich von einander befreit sehen werden; und da unter ihnen niemals eine aufrichtige Meinung statt findet, so kann auch der eine wenig Achtsamkeit, der andere wenig Gelehrigkeit beweisen.

Betrachten sich beide aber, als müßten sie ihre Lebenstage mit einander verbringen, so erscheint es ihnen auch von Wichtigkeit, sich einer dem andern beliebt zu machen, und dadurch werden sie sich theuer. Der Zögling schämt sich nicht, in seiner Kindheit dem Freunde zu gehorchen, den er haben wird, wenn er erwachsen ist; der Erzieher gewinnt Interesse an seinen Mühseligkeiten, weil er die Früchte derselben ärnten wird, und alle die Verdienste, die er sich um seinen Zögling erwirbt, ein Kapital sind, welches er zum Vortheile für sein Alter zurücklegt.

Den obigen Voraussetzungen gemäß, bedinge ich mir eine glückliche Niederkunft, ein wohlgestaltetes, kräftiges und gesundes Kind. Ein Vater hat keine Wahl, und es darf keines in der Fa=

milie, die Gott ihm schenkte, einen Vorzug haben; alle seine Kinder sind gleichmäßig seine Kinder. Er ist ihnen allen einerlei Sorgfalt und einerlei Zärtlichkeit schuldig. Sie mögen krüppelhaft sein, oder nicht, sie mögen schwächlich oder stark sein, jedes von ihnen ist ein anvertrautes Gut, von welchem er dem, der es ihm gegeben hat, Rechenschaft schuldig ist, und die Ehe ist ein Vertrag, der sowohl mit der Natur, als auch mit dem Gatten geschlossen wird.

Wer sich aber eine Verbindlichkeit auflegt, die ihm die Natur nicht aufgelegt hat, muß sich vorher der Mittel versichern, sie erfüllen zu können; sonst macht er sich für etwas verantwortlich, was er zu leisten vielleicht außer Stande ist. Wer sich mit einem schwachen und kränklichen Zöglinge beladet, der verwechselt das Geschäft eines Erziehers mit dem eines Krankenwärters; er verderbt mit Verpflegung eines unbrauchbaren Lebens die Zeit, die den Werth eines Lebens zu erhöhen hätte angewendet werden sollen; er setzt sich der Gefahr aus, eine jammernde Mutter zu erblicken, die ihm einst den Tod eines Kindes zur Last legt, das er ihr doch so lange Zeit erhalten hat.

Ich würde mich niemals mit einem kränkelnden Kinde, das schlechte Säfte hat, beladen, und wenn es auch 80 Jahre alt werden könnte. Ich mag keinen Zögling haben, der sich und andern immer unnütz ist, der sich einzig und allein mit seiner Erhaltung beschäftigen muß und dessen Körper die Ausbildung seiner Seele behindert. Was thue ich, wenn ich an ihn meine Sorgfalt vergebens verschwende, anders, als daß ich den Verlust für die menschliche Gesellschaft verdopple, und ihr zwei Menschen, statt einen entziehe? Es mag sich ein anderer statt meiner mit dem Schwächlinge befassen, ich bin es zufrieden, ich billige sogar sein Mitleiden; aber für mich und meinen Sinn ist es nichts, ich weiß nicht, wie ich

Jemanden leben lehren soll, der nur darauf denkt, den Tod von sich abzuwehren.

Der Leib muß Kraft haben, um der Seele gehorchen zu können. Ein guter Diener muß kräftig sein. Ich weiß wohl, daß Ueberfülle die Leidenschaften aufregt; sie mergelt auch auf die Länge den Körper aus; aber Kasteiungen und Fasten bringen oft dieselbe Wirkung aus einer ganz entgegengesetzten Ursache hervor. Je schwächlicher der Leib ist, desto mehr befiehlt er; je stärker er ist, desto mehr gehorcht er. Alle sinnlichen Leidenschaften wohnen in einem weichlichen Körper; hier toben sie um soviel mehr, je weniger man dieselben befriedigen kann.

Ein hinfälliger Körper schwächt auch die Seele. Daher die Herrschaft der Arzneikunst, einer Kunst, die den Menschen weit schädlicher ist, als alle Uebel, welche sie zu heilen vorgibt. Ich wenigstens weiß nicht, von welcher Krankheit die Aerzte uns heilten, aber ich weiß, daß sie uns viel kläglichere zuziehen: die Verzagtheit, die Kleinmüthigkeit, die Leichtgläubigkeit, die Furcht vor dem Tode. Heilen sie auch den Körper, so tödten sie doch den Muth. Was nützt es uns, daß sie wandelnde Leichen schaffen? Wir brauchen Menschen, aber diese sieht man nicht aus den Händen der Aerzte hervorgehen.

Das Medicinіren ist einmal Mode unter uns und muß es auch sein. Es ist der Zeitvertreib unnützer und müssiger Leute, die mit ihrer Zeit nichts anzufangen wissen, als sie zu ihrer Erhaltung zu verschwenden. Wenn sie das Unglück gehabt hätten, unsterblich geboren zu werden, so würden sie die elendesten aller Wesen sein. Ein Leben, das sie zu verlieren nie Gefahr liefen, würde für sie ohne jeden Werth sein. Solche Leute müssen Aerzte haben, die ihnen bange machen, um ihnen nachher wieder gratuliren zu können, die ihnen tagtäglich das einzige Vergnügen

geben, dessen sie fähig sind, das Vergnügen nämlich, nicht gestorben zu sein.

Ich habe hier nicht im Willen, mich über die Nichtigkeit der Arzneikunst zu verbreiten. Meine Absicht ist blos, sie von der moralischen Seite zu betrachten. Gleichwohl kann ich mich doch nicht enthalten, zu bemerken, daß die Menschen hinsichtlich des Nutzens der Arzneikunst dieselben Trugschlüsse, wie hinsichtlich der Erforschung der Wahrheit anwenden. Sie setzen immer voraus, daß man den Kranken herstelle, wenn man ihn behandle und daß man die Wahrheit finde, wenn man sie suche. Sie bedenken nicht, daß der Vortheil einer Heilung, welche die Medicin bewirkt hat, durch den Tod von hundert Kranken, die sie getödtet hat, aufgewogen wird, so wie der Nutzen einer Wahrheit, die man entdeckte, durch den Nachtheil, den die Irrthümer verursachen, die sie zu gleicher Zeit begleiten. Die Wissenschaft, wenn sie unterrichtet, und die Heilkunde, wenn sie heilt, sind unstreitig große Güter; aber die Wissenschaft, welche täuscht, und die Heilkunde, welche tödtet, sind Uebel. Man lehre uns den Unterschied finden. Das ist der zu lösende Knoten! Verständen wir es, die Wahrheit zu entbehren, so würden wir uns niemals von der Lüge täuschen lassen müssen. Wenn wir verständen, nicht gegen den Willen der Natur genesen zu wollen, so würden wir nie durch die Hand des Arztes sterben. Von beiden abzustehen, würde weise sein, wir würden bei dieser Unterordnung augenscheinlich gewinnen. Ich bestreite also nicht, daß die Arzneikunst für einige Menschen etwas Nützliches sei; aber ich meine, daß sie für das Menschengeschlecht schädlich sei.

Man wird mir, wie man ohne Unterlaß thut, sagen, das ist die Schuld der Aerzte, die Arzeneikunde selbst ist darin unschuldig. Schön! So komme sie ohne Arzt; denn so lange beide mit ein-

ander kommen werden, so muß man sich hundertmal mehr vor den Irrthümern des Künstlers fürchten, als sich von dem Beistande der Kunst erwarten läßt.

Diese lügenhafte Kunst, welche mehr gegen die Uebel des Geistes als gegen die des Körpers gemacht worden ist, schützt weder für die einen, noch für die andern. Sie heilt uns weniger von unsern Krankheiten, als daß sie uns Schrecken einflößt; sie hält weniger den Tod von uns ab, als daß sie uns an ihn erinnert, sie nutzt das Leben ab, anstatt es zu verlängern, und wenn sie es verlängern könnte, so würde dies doch nur zum Nachtheile unsres Geschlechts gereichen, weil sie uns der Sorgfalt wegen, die sie uns zum Gesetz macht, der Gesellschaft entzieht, so wie auch unsern Pflichten durch die Bangigkeit, die sie uns einimpft. Die Kenntniß der Gefahr ist es, welche uns so furchtsam gegen dieselbe macht; derjenige, welcher sich für unverletzlich hielte, würde sich vor nichts fürchten. Der Dichter waffnet den Achilles gegen jede Gefahr und raubt ihm dadurch das Verdienst der Tapferkeit, jeder andere würde an seiner Stelle um denselben Preis auch ein Achilles gewesen sein.

Wollet ihr Menschen von wahrhaftem Muthe finden? Geht dahin, wo es keine Aerzte gibt, wo man die Wichtigkeit der Krankheiten nicht kennt und wo man nicht leicht an den Tod denkt. Von Natur versteht der Mensch standhaft zu leiden, und mit Ruhe zu sterben. Die Aerzte mit ihren Verordnungen, die Philosophen mit ihren Lehren, die Priester mit ihren Vermahnungen entmuthigen das Herz und machen, daß der Mensch die Kunst zu sterben verlernt.

Man gebe mir also einen Zögling, der alle diese Leute nicht nöthig hat, oder ich weise ihn zurück. Ich mag andere mein Werk nicht verderben lassen: ich will allein erziehen, oder ich ver-

menge mich gar nicht damit. Der weise Locke, der einen Theil seines Lebens auf das Studium der Arzeneikunde verwandt hatte, empfiehlt nachdrücklich, den Kindern weder aus Vorsorge noch bei geringen Unpäßlichkeiten Arzeneien zu geben. Ich gehe noch weiter, ich erkläre, daß, sowie ich den Arzt niemals zu mir rufe, ich ihn auch nie zu meinem Emil rufen werde, wofern sein Leben nicht in einer augenscheinlichen Gefahr schwebte; denn alsdann kann er ihm nichts schlimmeres mehr zufügen, als ihn tödten.

Ich weiß wohl, daß der Arzt nicht ermangeln wird, aus diesem Aufschube Vortheil zu ziehen. Stirbt das Kind, so wird man ihn zu spät gerufen haben; kommt es davon, so hat nur er es gerettet. Es sei! der Arzt mag einen Triumph feiern; aber Hauptsache bleibt, daß man ihn nur im äußersten Nothfalle rufe.

Dem Kinde fehlt die Wissenschaft sich zu heilen, damit es lerne, krank zu sein. Diese Kunst macht jene entbehrlich, und hat oft einen viel bessern Erfolg; das ist die Kunst der Natur. Wann ein Thier erkrankt, so duldet es schweigend und verhält sich ruhig. Man sieht aber nicht mehr kraftlose Thiere als Menschen. Wie viele unsres Geschlechtes haben die Ungeduld, die Furcht, die Unruhe und vor allem die Arzneimittel getödtet, die ihre Krankheit verschont, die die Zeit allein hergestellt haben würde! Man wird mir entgegnen, daß die Thiere auf eine der Natur weit angemessenere Art lebten und darum auch weniger Uebeln unterworfen wären, als wir. Gut! diese Lebensweise ist ganz ausdrücklich dieselbe, die ich meinem Zöginge geben will; er muß also denselben Vortheil davon ziehen.

Der einzige nützliche Theil der Arzneikunde ist die Gesundheitslehre; allein diese Gesundheitslehre ist noch obendrein nicht sowohl eine Wissenschaft, als vielmehr eine Tugend. Maßhalten und Arbeiten sind die beiden wahren Aerzte des Menschen; die Arbeit weckt seinen Appetit und die Mäßigkeit behindert ihn denselben zu mißbrauchen.

Um zu wissen, welche Lebensordnung für das Leben und für die Gesundheit am nützlichsten ist, muß man wissen, welche Ordnung die Völker beobachten, die sich am wohlsten befinden, die die kräftigsten sind und die am längsten leben. Wenn man durch die allgemeinen Beobachtungen nicht findet, daß die Anwendung der Medicin den Menschen eine festere Gesundheit und ein längeres Leben gebe, so ist diese Kunst, eben dadurch daß sie nichts nützt, sogar schädlich, weil sie Zeit, Menschen und Dinge in reine Verluste verwandelt. Nicht nur die Zeit, die man der Erhaltung des Lebens opfert, ist verloren für die Anwendung desselben und muß also vom Leben abgezogen werden; sondern auch, wenn diese Zeit angewandt wird, uns zu martern, so ist sie schlimmer als Null, sie ist eine negative Größe, die, um richtig zu rechnen, auch abgezogen werden muß von dem, was uns bleibt. Ein Mann der 10 Jahre ohne Aerzte lebt, lebt für sich und für andere länger als der, welcher 30 Jahre ihr Opfer ist. Da ich über Beides Versuche gemacht habe, glaube ich auch mehr als jeder Andere berechtigt zu sein, den Schluß daraus zu ziehen.

Dies sind meine Gründe, warum ich einen kräftigen und gesunden Zögling haben will, dies meine Prinzipien, ihn gesund zu erhalten. Ich werde mich nicht aufhalten, den Nutzen der Handarbeiten und körperlichen Uebungen für Kräftigung der Leibesbeschaffenheit und der Gesundheit weitläufig zu beweisen; Niemand bestreitet dies. Die Beispiele der längsten Lebensdauer finden sich fast alle unter Leuten, die sich die meiste Bewegung machten, die viel Anstrengungen und Arbeiten unterworfen waren[10]. Ich werde eben so wenig auf lange Erörterung der Sorgfalt mich einlassen,

10) Hier ist ein Beispiel, aus englischen Blättern gezogen, das ich nicht unterlassen kann anzuführen, da es so viele Betrachtungen darbietet, die sich auf meinen Gegenstand beziehen.

die ich auf diesen einen Gegenstand verwenden werde. Man wird finden, daß die Einzelnheiten nothwendiger Weise in mein System sich verweben werden, so daß es hinreicht, den Geist davon aufzufassen, um keine Auseinandersetzung weiter nöthig zu haben.

Mit dem Leben fangen die Bedürfnisse an, der Neugeborne bedarf einer Säugamme. Wenn sich die Mutter entschließt, ihre Pflicht zu erfüllen, dann ist die Sache abgemacht: man möge ihr eine schriftliche Anweisung geben. Denn dieser Vortheil (die Mutter als Säugamme auftreten zu sehen) hat auch seinen kitzlichen Punkt. Er hält den Erzieher etwas länger von seinem Zöglinge entfernt. Aber es ist anzunehmen, daß die Liebe zu dem Kinde und die Achtung gegen den, welchen die Mutter ein so theures Unterpfand anvertrauen will, sie auf die Winke des Lehrers aufmerksam machen werde, und alles, wozu sie sich einmal bereitwillig findet, wird von ihr sicher besser ausgeführt werden, als von einer andern. Müssen wir aber eine Fremde als Säugamme nehmen, so sei unser erstes Geschäft eine gute Wahl.

„Ein Privatmann, Namens Patrik Onril, geboren 1647, hat sich 1760 eben zum siebenten Male verehelicht. Er diente seit dem 17. Regierungsjahre Karls II. unter den Dragonern und in verschiedenen Regimentern bis zum Jahre 1740, wo er seinen Abschied erhielt. Er hat alle Feldzüge des Königs Wilhelm und des Herzogs Marlborough mitgemacht. Dieser Mann hat nie etwas anderes, als gewöhnliches Bier getrunken; er hat sich stets von Gemüse genährt und niemals Fleisch gegessen, als bei einigen Festen, die er seiner Familie gab. Er hatte sich gewöhnt, täglich mit der Sonne aufzustehen und sich niederzulegen, außer wenn ihm seine Verpflichtungen davon abhielten. Gegenwärtig steht er im 113. Lebensjahre, hört gut, befindet sich wohl und geht ohne Stock. Ohngeachtet seines hohen Alters bleibt er nicht einen Augenblick müssig, und geht noch alle Sonntage in Begleitung seiner Kinder, seiner Enkel und Urenkel in die Kirche, wohin er eingepfarrt ist.“

Es gehört mit zu dem Unglücke reicher Leute, daß sie in Allem betrogen werden. Darf man sich darum wundern, wenn sie übel von den Menschen urtheilen? Es ist aber der Reichthum selbst, der jene verdirbt, und vermöge einer gerechten Wiedervergeltung empfinden nur die Vornehmen die Schlechtigkeit des ihnen einzig und allein bekannten Werkzeugs (der arbeitenden Klasse). Alles wird bei ihnen schlecht verrichtet mit Ausnahme dessen, was sie selbst thun; aber sie machen fast nie etwas selbst. Hat man eine Amme zu suchen, so überläßt man die Wahl dem Geburtshelfer. Was ist die Folge davon? Daß die beste Amme immer diejenige ist, die ihn am besten bezahlt hat. Ich werde also keinen Geburtshelfer wegen der Amme Emils zu Rathe ziehen. Ich werde sie selbst suchen. Ich werde freilich wohl nicht so beredt darüber schwatzen können, wie der Arzt, aber sicher werde ich ehrlicher sein, und mein Eifer wird mich weniger täuschen, wie sein Geiz.

Diese Wahl ist nicht etwa ein so großes Geheimniß, die Regeln derselben sind bekannt. Ich weiß aber nicht, ob man nicht ein wenig mehr Aufmerksamkeit sowohl auf das Alter der Milch, als auf deren Beschaffenheit wenden sollte. Die neue Milch ist ganz und gar wäßrig; sie muß beinahe ein Oeffnungsmittel sein, um den Rest des zähen Kinderpechs auszuscheiden, welcher sich in den Gedärmen des neugebornen Kindes findet. Nach und nach erhält die Milch mehr Nahrungsstoff, und gibt dem Kinde, das nun schon kräftiger ist, sie zu verdauen, eine festere Kost. Es ist gewiß nicht ohne Absicht, daß die Natur bei den Weibchen aller Thiergeschlechter die Bestandtheile der Milch nach dem Alter des Säuglings abändert.

Für ein neugebornes Kind also eignet sich eine unlängst entbundene Amme. Das hat seine Schwierigkeiten; ich weiß es: aber wenn man sich einmal von dem Gesetze der Natur entfernt

hat, dann hat alles seine Schwierigkeiten, das man gut machen will. Das einzige bequeme Auskunftsmittel ist, es schlecht zu machen; und dies ergreift man auch.

Man muß eine Amme suchen, die eben so gesund vom Gemüth wie vom Leibe ist: das Uebermaß der Leidenschaften kann eben so wie das der Säfte Einfluß auf ihre Milch haben. Sich also allein an das Physische halten, heißt, blos die Hälfte des Gegenstandes ins Auge fassen. Die Milch kann gut sein, und die Amme dennoch schlecht; ein guter Charakter ist etwas eben so Wesentliches als eine gute Leibesbeschaffenheit. Wählt man ein lasterhaftes Weib, so will ich zwar nicht sagen, daß der Säugling ihre Laster sich aneignen werde, aber ich behaupte, er werde darunter leiden. Ist sie ihm neben der Milch nicht auch Sorgfalt schuldig, die Eifer, Geduld, Freundlichkeit, Reinlichkeit erfordert? Ist sie leckerhaft, unenthaltsam, so wird sie ihre Milch bald verderbt haben. Ist sie nachlässig oder jähzornig, wie wird es einem ihrer Gnade überlassenen unglücklichen Wesen ergehen, das sich nicht vertheidigen, nicht beklagen kann? Niemals taugen schlechte Charaktere zu etwas Gutem, es sei, was es wolle.

Es ist die Wahl der Amme um so wichtiger, als ihr Säugling keine andere Hofmeisterin haben soll als sie, sowie er auch keinen andern Lehrer haben soll, als seinen Erzieher. So machten es die Alten, welche weniger schwatzten und viel weiser waren, als wir. Die Amme verließ ein Kind ihres Geschlechtes, das sie gestillt hatte, nie wieder. Daher sind in den alten Schauspielen die meisten Vertrauten Ammen. Unmöglich kann ein Kind, das nach und nach durch so manche verschiedene Hände gegangen ist, gut erzogen sein. Bei jeder Veränderung stellt es im Stillen Vergleiche an, die jederzeit auf Verringerung der Achtung gegen diejenigen hinauslaufen, die es erziehen und folglich ihr Ansehen bei

ihm schwächen. Ist das Kind einmal dahin gekommen, zu bemerken, daß es Erwachsene gebe, die nicht vernünftiger sind als die Kinder, so ist auch alles Ansehen, das das Alter genießt, verloren und die Erziehung fehlgeschlagen. Ein Kind darf keine andern Vorgesetzten kennen, als seinen Vater und seine Mutter, oder in Ermangelung derselben seine Amme und seinen Erzieher; schon eins von beiden ist zu viel. Allein diese Zertheilung ist unvermeidlich; und alles, was man thun kann, diesem Uebelstande abzuhelfen, ist, daß die Personen verschiedenen Geschlechtes, welche das Kind erziehen, so gut einstimmen, daß die Beiden dem Kinde nur als Eins erscheinen.

Die Amme soll ein wenig bequemer leben, soll ein wenig mehr nährende Speisen zu sich nehmen; jedoch ihre Lebensart nicht ganz ändern; denn eine plötzliche und gänzliche Veränderung, sogar vom schlechtern zum bessern, ist jederzeit gefährlich für die Gesundheit, und wenn ihre gewohnte Lebensweise sie gesund und wohl erhielt oder machte, wozu soll darin eine Aenderung zu machen nützen? Die Bauersweiber essen weniger Fleisch und mehr Zugemüße als die Frauen in der Stadt; und diese Pflanzenkost scheint ihnen und ihren Kindern mehr zu bekommen als das Gegentheil. Erhalten sie nun Säuglinge aus der Stadt, so kocht und braut man für sie, in der Ueberzeugung, daß ihre Suppen und Brühen von Fleisch eine bessere Nahrung und mehr Milch bereiteten. Ich bin dieser Meinung ganz und gar nicht, und habe die Erfahrung für mich, welche lehrt, daß Kinder, auf diese Art ernährt, dem Bauchgrimmen und der Würmerkrankheit mehr unterworfen sind als andere.

Dies ist auch gar nichts wunderbares, weil thierische Bestandtheile in der Fäulniß von Würmern wimmeln; etwas, das sich bei Pflanzensubstanzien nicht von selbst ereignet. Die Milch, zwar in

einem thierischen Körper bereitet, ist doch eine Pflanzensubstanz[11]); dies beweißt ihre Zersetzung; sie wird leicht sauer; und weit entfernt, die mindeste Spur eines flüchtigen Kali zu geben, wie thierische Substanzen thun, liefert sie, wie die Pflanzen, ein neutrales Salz als wesentlichen Bestandtheil.

Die Milch der grasfressenden weiblichen Thiere ist viel milder und gesünder, als die der Fleischfresser. Bereitet aus einer ihrem Wesen gleichartigen Substanz, behält sie ihre Natur besser und ist der Fäulniß weniger ausgesetzt. Sieht man nun auf die Menge der Milch, so ist gewiß, daß die Mehlspeisen mehr Blut als Fleisch erzeugen, sie müssen daher auch mehr Milch geben. Ich kann nicht glauben, daß ein Kind, das man nicht zu früh entwöhnte, oder daß man alsdann blos mit Pflanzenkost sättigte, und dessen Amme auch nur von Gemüse lebte, jemals von Würmern heimgesucht sein könne.

Es kann sein, daß die Pflanzenkost eine Milch gibt, die sehr schnell sauer wird; aber ich bin weit entfernt, saure Milch für ein ungesundes Nahrungsmittel anzusehen. Ganze Völker, welche nichts anderes haben, befinden sich sehr wohl dabei, und der ganze Kram von Säuren verzehrenden Mitteln (Absorbentien) scheint eine reine Marktschreierei zu sein. Es gibt Leibesbeschaffenheiten, denen die Milch durchaus nicht zusagt, denen wird auch kein absorbirendes Mittel sie verträglich machen; andere vertragen sie ohne Absorbens. Man hegt Besorgnisse vor geronnener oder geläberter Milch.

---

11) Die Weiber essen Brot, Gemüße, Milchspeisen: die Weibchen der Hunde und Katzen fressen es auch; die Wölfinnen sogar Weiden. Hieraus entstehen Pflanzensäfte für ihre Milch. Es ist noch zu untersuchen übrig, wie es bei den Thiergeschlechtern ist, die sich nur von Fleisch nähren, wenn es wirklich derartige gibt, woran ich noch zweifle.

Das ist eine Thorheit, weil man weiß, daß die Milch in dem Magen stets gerinnt. Auf diese Art wird sie eine ziemlich feste Speise, Kinder und junge Thiere zu ernähren: wenn sie nicht zusammenfiele, so würde sie durchlaufen, und nicht nähren*). Mag man die Milch auch auf tausenderlei Art läutern, tausend Absorbentien gebrauchen, jeder, der Milch genießt, verdauet Käse, dies geschieht ohne Ausnahme. Der Magen ist so vortrefflich zum Laiben eingerichtet, daß man grade mit Kälbermagen den Laib bereitet.

Ich denke also, daß es hinreicht, anstatt die gewöhnliche Kost der Ammen zu ändern, sie ihnen nur reichlicher und in ihrer Art besser ausgesucht zu geben. Daß die Fastenspeisen erhitzen, liegt nicht etwa in der Natur dieser Nahrungsmittel, die Gewürze allein sind es, die sie ungesund machen. Man verbessere die Regeln unsrer Küche; man habe weder Geschmortes noch Buttergebackenes; weder Butter, noch Salz, noch Milch bringe man über das Feuer, die im Wasser abgekochten Gemüse würze man nicht eher, als bis sie noch ganz heiß auf die Tafel kommen; Fastenspeisen, weit entfernt die Amme zu erhitzen, werden ihr einen Ueberfluß an Milch und eine bessere Beschaffenheit derselben geben [12]). Kann man wohl die Fleischkost als die beste für die Amme halten, wenn man die Pflanzenkost als die beste für die Kinder erkannt hat? Das ist ein Widerspruch.

*) Obgleich die Säfte, die uns nähren, Flüssigkeiten sind, so müssen sie doch erst aus festen Nahrungsmitteln herausgepreßt werden. Ein Handwerksmann, der nur von Fleischbrühe leben wollte, würde sehr bald zu Grunde gehen. Er würde sich weit eher mit Milch erhalten, weil diese gerinnt.

12) Die, welche noch ausführlicher über die Vortheile und Nachtheile dieser pythagoräischen Lebensweise sich unterrichten wollen, mögen die Abhandlungen lesen, welche die Doktoren Cocchi und sein Gegner Bianchi über diesen wichtigen Gegenstand geschrieben haben.

In diesen ersten Lebensjahren ist es auch, wo die Luft ganz vorzüglich auf die Leibesbeschaffenheit des Kindes wirkt. Bei seiner zarten und weichen Haut dringt sie durch alle Poren, sie afficirt diese neugebornen Leiber gewaltig; sie hinterläßt Eindrücke, die sich nie wieder verwischen. Ich würde also nicht der Meinung sein, daß man eine Bäuerin von ihrem Dorfe nehme, um sie in der Stadt in ein Zimmer zu sperren, und das Kind hier zu stillen. Ich wünschte lieber, daß das Kind die gute Landluft einsöge, als die Amme die schlechte Stadtluft. Das Kind nehme den Stand seiner neuen Mutter an, es wohne in ihrem Bauernhause und der Erzieher folge ihm dahin. Der Leser wird sich wohl noch erinnern, daß dieser Erzieher kein Mann ist, der Gehalt bezieht; er ist der Freund des Vaters. Wenn sich aber dieser Freund nicht findet; wenn diese Versetzung nicht so leicht ist, wenn sich nichts von allen diesen Rathschlägen ausführen läßt, was dann thun? wird man mich fragen..... Ich habe es schon ausgesagt. Für den Fall bedarf es keines Rathes.

Die Menschen sind nicht geschaffen, um wie in Ameisenhaufen über einander geschichtet zu sein, sondern sie sollen sich über die Erde, die sie zu bebauen haben, zerstreuen. Je mehr sie sich drängen, jemehr verderben sie sich. Sowohl Schwächlichkeit des Körpers, als auch Laster der Seele sind die unausbleiblichen Folgen eines zu zahlreichen Zusammenflusses. Der Mensch ist unter allen lebendigen Geschöpfen dasjenige, was am wenigsten in Herden leben kann. Menschen, eingepfercht wie Schafe, würden in sehr kurzer Zeit alle zu Grunde gehen. Der Athem des Menschen ist tödtlich für seines Gleichen; das ist im eigentlichen und bildlichen Sinne wahr.

Die Städte sind ein Abgrund für das Menschengeschlecht. Nach Verlauf einiger Menschenalter gehen die Stämme unter oder entarten; man muß sie verjüngen, und diese Wiedergeburt erfolgt

stets vom Lande aus. Lasset darum eure Kinder hinaus, auf daß sie, so zu sagen, sich selbst erneuen und auf dem Lande die Kraft wieder gewinnen, die man in der ungesunden Luft volkreicher Orte verliert. Schwangere Frauen, die auf dem Lande sich aufhalten, eilen zurück, um in der Stadt nieder zu kommen: sie sollten ganz das Gegentheil thun, die zumal, welche ihre Kinder stillen wollen. Sie würden es weniger zu bedauern haben, als sie denken, und bei einem Aufenthalte, der dem Geschlechte sehr natürlich ist, würde die Freude, die sich an ihre natürlichen Pflichten reiht, ihnen sehr bald den Geschmack der Vergnügungen benehmen, welche sich nicht mit ihren Pflichten vertragen.

Unmittelbar nach der Niederkunft badet man das Kind mit laulichem Wasser, zu dem man gewöhnlich Wein mischt. Der Beisatz von Wein scheint mir unnöthig zu sein. Wie die Natur nichts Gegohrnes hervorbringt, so ist auch nicht anzunehmen, daß die Anwendung einer künstlich bereiteten Flüssigkeit zum Leben ihrer Geschöpfe nothwendig sei.

Aus eben dem Grunde ist auch die Vorsicht, das Badewasser lauwarm zu machen, nicht unumgänglich nöthig; und es baden in der That eine Masse Völker die neugebornen Kinder in Flüssen oder in dem Meere ohne alle Umstände: aber die unsrigen, durch die Weichlichkeit der Väter und Mütter schon von der Geburt verweichlicht, bringen eine bereits verdorbene Leibesconstitution mit auf die Welt, die man nicht gleich anfangs allen Proben aussetzen darf, die sie wieder kräftigen sollen. Man hebe also damit an, anfangs der eingeführten Sitte zu folgen und gehe nur nach und nach davon ab. Man bade die Kinder oft. Ihre Unsauberkeit beweißt die Nothwendigkeit davon. Wischt man sie blos ab, so reizt man ihre Haut schmerzhaft; aber in dem Grade, als die Kinder erstarken, vermindere man mehr und mehr die Wärme des

Wassers, bis daß man sie endlich Sommer und Winter in kaltem, ja selbst in eiskaltem Wasser badet. Weil, um sie keiner Gefahr auszusetzen, viel daran gelegen ist, daß diese Wärmeminderung langsam, nach und nach und unbemerkbar geschehe, so kann man sich zur genauen Messung derselben eines Thermometers bedienen.

Die Sitte zu baden, wenn sie einmal eingeführt ist, darf nicht unterbrochen werden, und es ist von Wichtigkeit, sie fürs ganze Leben beizubehalten. Ich achte sie nicht allein von Seiten der Reinlichkeit und thatkräftiger Gesundheit, sondern auch als eine heilsame Vorsichtsmaßregel, das Gewebe der Fibern recht elastisch zu erhalten, und zu bewirken, daß sie ohne Anstrengung und ohne Gefahr den verschiedenen Graden der Hitze und Kälte sich fügen. Um deswillen wünschte ich auch, daß man bei zunehmendem Lebensalter nach und nach sich gewöhnte, zuweilen in heißem Wasser von jedem nur erträglichen Grade, und so auch in kaltem Wasser von jedem möglichen Grade zu baden. Wenn man also sich gewöhnt hätte, die verschiedenen Wärmegrade des Wassers auszuhalten, das doch eine dichtere Flüssigkeit ist als die Luft, und uns in vieler Hinsicht berührt und obendrein auf uns einwirkt, so würde man gegen die Veränderung der Luft fast unempfindlich sein.

Duldet nicht, daß man dem Kinde in dem Augenblicke, wo es aus seiner Umpuppung hervorgeht und zu athmen beginnt, neue Hüllen umgebe, die es noch enger einschließen. Keine Mützchen, keine Wickelschnuren, keine Wickelbetten, weite und lose Windeln, die alle seine Glieder in Freiheit lassen, die weder so schwer sind, um seine Bewegungen zu hindern, noch so warm, um es nicht die Eindrücke der Luft empfinden zu lassen[13]). Legt es in eine große,

13) Man erstickt die Kinder in den Städten dadurch, daß man sie einsperrt und vermummt. Ihre Wärterinnen sollen wissen, daß die kalte

wohlausgestopfte Wiege 14), worin es sich nach Belieben und ohne Gefahr bewegen kann. Fängt es an, stärker zu werden, so laßt es in der Stube herumkriechen, laßt es sich entfalten, seine kleinen Glieder dehnen, ihr werdet sehen, wie es tagtäglich an Kräften zunimmt. Vergleichet es mit einem wohleingewickelten Kinde von demselben Alter, ihr werdet über den Unterschied ihrer beiderseitigen Entfaltung erstaunen 15).

Luft ihnen durchaus nicht schade, sondern sie stärke, daß hingegen die warme Luft sie schwäche, ihnen Fieber zuziehe und sie tödte.

14) Ich sage, eine Wiege, um in Ermangelung eines andern, ein gewöhnliches Wort zu gebrauchen. Denn außerdem bin ich fast überzeugt, daß es nicht nöthig sei, ein Kind zu wiegen und daß diese Sitte den Kindern oft schädlich sei.

15) „Die alten Peruaner wickelten ihre Kinder sehr locker und ließen ihnen die Arme frei. Nahmen sie dieselben heraus, so legten sie sie frei in eine Grube, welche dazu in die Erde gegraben und mit Tüchern belegt war, und in der die Kinder bis zur Hälfte ihres Körpers steckten. Auf diese Art hatten die Kinder die Arme frei, konnten ihren Kopf und ihren Leib bewegen, wie sie wollten, ohne zu fallen und ohne sich zu beschädigen. Sobald sie einen Schritt thun konnten, zeigte man ihnen als Lockspeise die Brust von Weitem, um sie zum Gehen zu reizen. — Die kleinen Neger befinden sich bisweilen in einer noch unbequemern Lage, wenn sie trinken wollen; sie umfassen mit ihren Knieen und Füßen eine von den Hüften der Mutter und klammern sich so fest an, daß sie sich halten können, ohne des Armes der Mutter zu bedürfen. Sie fassen die Brust mit ihren Händen und saugen in einem fort, ohne sich irren zu lassen oder zu fallen, trotz der verschiedenen Bewegungen der Mutter, die während der Zeit in ihren gewöhnlichen Arbeiten fortfährt. Diese Kinder fangen schon mit dem zweiten Monate an zu laufen, oder vielmehr auf Händen und Füßen zu kriechen. Diese Uebung gibt ihnen für die Folge die Fertigkeit, auf diese Art fast eben so schnell als auf ihren Füßen zu laufen. Büffon: Allgem. Naturgesch.

Man muß sich auf große Widersetzlichkeiten von Seiten der Säugammen gefaßt halten, denen ein wohleingepanzertes Kind weniger zu schaffen macht, als eins, das unausgesetzt beobachtet werden muß. Ueberdies bemerkt man bei einem nicht festgeschnürtem Anzuge auch die Verunreinigungen des Kindes eher; man muß es dann öfter reinigen. Endlich dient auch als Beibehaltungsgrund die herrschende Sitte, die man in gewissen Landstrichen niemals zu Gunsten des Pöbels aller Stände bekämpfen wird.

Man rede nicht viel her und hin mit den Ammen, das führt zu nichts. Man ordne an, sei bei der Ausführung und spare nichts, um in der Ausführung die Sorgfalt, welche man vorgeschrieben hat, leicht zu machen. Warum will man diese Sorgfalt nicht theilen? Bei der gewöhnlichen Wartung, wo man blos das Physische berücksichtigt, ist, wenn das Kind nur lebt und nicht Schaden nimmt, an den Uebrigen nichts gelegen. Hier aber, wo die Erziehung mit dem Leben beginnt, ist das Kind schon von seiner Geburt an ein Schüler, zwar nicht des Hofmeisters, aber doch der Natur. Der Hofmeister hat nur unter diesem ersten Lehrer zu studiren und zu verhindern, daß man der Sorgfalt dieses ersten Lehrers entgegen handle. Er wacht über den Säugling, er beobachtet ihn, er läßt ihn nicht aus den Augen, er erspäht mit steter Aufmerksamkeit die ersten Spuren seines schwachen Verstandes, gleich wie die Moslems bei dem Eintritte des ersten Viertels auf den Augenblick des erscheinenden Mondes lauschen.

Diesen Beispielen hätte Büffon noch andere aus England beifügen können, wo die alberne und grausame Gewohnheit des Wickelns von Tage zu Tage mehr abnimmt. Man sehe auch la Loubere's Reise nach Siam, des le Beau Reise nach Canada u. s. w. Ich könnte 20 Seiten mit Citaten anfüllen, wenn ich meine Behauptungen durch Thatsachen bekräftigen müßte.

Wir werden mit dem Vermögen, zu begreifen, geboren, wissen aber nichts, erkennen noch nichts. Die Seele, gefesselt an unvollkommene und zur Hälfte gebildete Organe, hat noch nicht einmal Bewußtsein von ihrem eigenen Dasein. Die Bewegungen, das Schreien des Kindes während seiner Geburt, sind nur mechanische Wirkungen, ohne Antheil des Bewußtseins und des Willens.

Man nehme an, ein Kind hätte bei seiner Geburt die Größe und die Kraft eines erwachsenen Menschen, es träte, so zu sagen, ganz bewaffnet aus dem Schooße der Mutter hervor, wie Pallas aus dem Hirn des Jupiter hervorging: dieses Mannkind würde ein vollkommener Dummkopf sein, ein Automat, eine unbewegliche und beinahe empfindungslose Bildsäule; es würde nichts sehen, nichts hören; würde Niemanden kennen, würde nicht einmal die Augen dem Gegenstande zuzuwenden wissen, den es zu betrachten hätte. Es würde nicht allein außer sich kein Objekt wahrnehmen, sondern es würde selbst nicht einmal einen Gegenstand mit dem Organe des Sinnes, durch welchen es den Gegenstand wahrnehmen müßte, in Beziehung zu bringen im Stande sein. Die Farben fielen nicht in seine Augen; die Töne afficirten seine Ohren nicht; die Körper, die es berührte, würden nicht auf den seinen wirken, ja es würde nicht einmal wissen, daß es selbst einen Körper habe: der Tastsinn seiner Hände würde sich im Gehirn befinden; alle seine Empfindungen würden sich in einem einzigen Punkte vereinigen; es würde Alles in einem gemeinschaftlichen Fühlpunkte (sensorium) zusammentreffen; es würde nur einen einzigen Begriff haben, nämlich den Begriff des Ich, auf den es alle seine Eindrücke bezöge; und dieser Begriff oder vielmehr dieses Gefühl würde das einzige sein, das es vor einem gewöhnlichen Kinde voraus hätte.

Dieser auf einmal völlig ausgebildete Mensch würde nicht einmal auf seinen Füßen stehen können, er würde viel Zeit brau-

chen, um sich im Gleichgewichte halten zu lernen; vielleicht würde er selbst nicht einmal einen Versuch dazu machen, und man würde diesen starken und robusten Koloß wie einen Felsblock auf einem Flecke bleiben oder wie einen jungen Hund kriechen und sich fortwälzen sehen.

Er würde das unbehagliche Verlangen der Bedürfnisse fühlen, ohne sie zu kennen und ohne das geringste Mittel zu deren Befriedigung aufzufinden. Es findet keine unmittelbare Verbindung zwischen den Muskeln des Magens und denen der Arme und Beine statt, welche ihn, wenn er auch von Nahrungsmitteln umringt wäre, bestimmte, einen Schritt zu thun, um sich ihnen zn uähern oder die Hand zu ihrer Erlangung auszustrecken; und weil sein Leib die gewöhnliche Größe erhalten hätte, weil seine Glieder sich ganz entwickelt hätten, weil er folglich weder die Unruhe noch das beständige Nachetwasangeln der Kinder theilte; so würde er Hungers sterben können, bevor er eine einzige Bewegung gemacht hätte, seine Existenz zu sichern. Wie wenig man auch über die Ordnung oder über das allmählige Anwachsen unserer Kenntnisse nachgedacht hat, so kann man doch nicht leugnen, daß dieser ursprüngliche Stand der Unerfahrenheit und Unwissenheit dem Menschen natürlich sei, bevor er durch die Erfahrung oder durch andere Beispiele etwas gelernt hat.

Man kennt also den Anfangspunkt, oder vermag ihn wenigstens zu kennen, von dem ein jeder von uns ausgeht, um zu dem gewöhnlichen Grade menschlichen Verstandes zu gelangen; aber wer will uns das andere äußerste Ende bestimmen? Jeder schreitet vor, mehr oder weniger, nach dem Maße seiner Anlagen, seines Geschmacks, seiner Bedürfnisse, seiner Talente, seines Eifers und der Gelegenheiten, die sich ihm bieten, um sich diesen allen hingeben zu können. Ich weiß nicht, ob irgend ein Philosoph dreist

genug gewesen ist, zu behaupten: Sehet, hier ist die Grenze, bis zu welcher der Mensch vordringen kann, und über die er nicht hinaus zu gehen vermag. Wir sind in Unkenntniß über das, was unsere Natur uns zu werden verstattet; Niemand von uns hat noch den Abstand ermessen, der zwischen zwei Menschen sich vorfinden kann. Wessen Seele ist wohl so schlaff, daß dieser Gedanke sie niemals bewegt, die nicht zuweilen in ihrer Erhebung zu sich gesagt hätte: Wie weit bin ich doch schon gekommen! Wie viel kann ich noch erreichen! Warum sollte einer meines Gleichen weiter kommen können als ich?

Ich wiederhole es, die Erziehung des Menschen fängt bei seiner Geburt an, ehe er noch spricht, ehe er noch versteht, unterrichtet er sich schon. Die Erfahrung geht dem Unterrichte voraus. In dem Augenblicke, wo das Kind seine Amme kennt, hat es schon viel gewonnen. Man würde über die Kenntnisse auch des rohesten Menschen erstaunen, wenn man seine Fortschritte von dem Augenblicke an, wo er geboren wurde, bis zu dem, wo er angekommen ist, verfolgt hätte. Theilte man das gesammte menschliche Wissen in zwei Theile, wovon der eine allen Menschen gemeinschaftlich wäre, der andere den Gelehrten besonders eigen, so würde letzterer sehr klein sein im Vergleich mit erstern. Aber wir denken wenig an die allgemeinschaftlichen Erwerbungen, weil sie geschehen, ohne daß man darauf studirt und sogar vor dem Alter der vernünftigen Ueberleguug gemacht werden, weil überdies das Wissen nur durch die gegenseitigen Abstände bemerkbar wird und die allgemeinen Größen, wie in den Gleichungen der Algebra, für nichts gerechnet werden.

Die Thiere sogar lernen viel. Sie haben Sinne, sie müssen Gebrauch davon machen lernen; sie haben Bedürfnisse, sie müssen, diese zu befriedigen, lernen; sie müssen fressen, gehen, fliegen lernen. Die

vierfüßigen Thiere, die sich gleich von ihrer Geburt an auf ihren Beinen erhalten, verstehen deswegen noch nicht zu laufen; man sieht es ihren ersten Schritten an, daß es sehr ungewisse Versuche sind. Die aus ihren Käfigen entwischten Kanarienvögel können nicht fliegen, weil sie niemals geflogen sind. Für beseelte und mit Sinnen begabte Wesen ist Alles Unterricht. Wenn den Pflanzen eine Bewegung von ihrer Stelle gegeben worden wäre, sie müßten sich Kenntnisse sammeln; gegentheils würden ihre Geschlechter bald aussterben.

Die ersten Eindrücke, welche Kinder empfangen, sind nur auf das Gefühl berechnet; sie nehmen nur das Angenehme und den Schmerz wahr. Da sie weder laufen noch zugreifen können, so brauchen sie viel Zeit, um sich nach und nach die Vorstellungen zu bilden, welche sie auf die Gegenstände der Außenwelt hinweisen; aber sowie das Kind wahrnimmt, daß die Gegenstände sich gruppiren, von seinen Augen gleichsam zurücktreten, für den Beobachter Raum und Gestalt empfangen, dann beginnt die Wiederkehr der erhaltenen Eindrücke, die Gegenstände in die Reihe des Gewöhnlichen zu stellen. Die Kinder, wird man bemerken, wenden ihre Augen stets dem Lichte zu, und kommt ihnen dies von der Seite, so nehmen sie unvermerkt dieselbe Richtung an, so daß man darauf bedacht sein muß, ihr Gesicht dem Lichte zuzuwenden, aus Besorgniß, sie möchten sonst schielen lernen oder übersichtig werden. Auch an die Finsterniß müssen sie in Zeiten gewöhnt werden, sonst weinen und schreien sie, wenn sie sich im Dunkeln befinden. Erfolgen Nahrung und Schlaf in gar zu bestimmten Zeiträumen, so werden beide nach Verlauf dieser Intervallen zur Nothwendigkeit, und bald erscheint das Verlangen darnach nicht mehr als Bedürfniß, sondern als Angewohnheit, oder die Angewöhnung vielmehr fügt dem Be=

dürfnisse der Natur noch ein neues hinzu; das muß man zu verhüten suchen.

Die einzige Gewohnheit, welche man das Kind annehmen lassen soll, ist die, an nichts es zu binden. Man trage es eben so viel auf dem einen, als auf dem andern Arme; man gewöhne es nicht, eine Hand lieber zu geben, als die andere, sich ihrer mehr zu bedienen, zu einerlei Stunde essen, schlafen, spielen zu wollen, bei Tage oder bei Nacht nicht allein bleiben zu mögen. Man bereite ihm schon von weitem das Reich seiner Freiheit und den Gebrauch seiner Kräfte vor, dadurch, daß man seinem Körper die natürlichen Gewohnheiten lasse, dadurch, daß man es in den Stand setze, stets Herr über sich zu sein und in allen Dingen seinen Willen auszuführen, sobald es einen haben wird.

Wenn das Kind anfängt, die Gegenstände zu unterscheiden, so kommt viel darauf an, daß man unter denen, die man ihm zeigt, eine Wahl treffe. Natürlicher Weise erregen alle neue Gegenstände die Aufmerksamkeit des Menschen. Er fühlt sich so ohnmächtig, daß er sich vor allem fürchtet, was er nicht kennt: Die Angewöhnung, neue Erscheinungen zu beobachten, ohne von ihnen aufgeregt zu werden, zerstört die Furcht. In reinlichen Häusern erzogene Kinder, wo man keine Spinnen duldet, fürchten sich vor denselben; und diese Scheu bleibt ihnen oftmals, wenn sie erwachsen sind. Ich habe nie bemerkt, daß Bauern, weder Mann, noch Weib, noch Kind, sich vor den Spinnen entsetzt hätten.

Warum sollte also die Erziehung eines Kindes nicht beginnen, noch ehe es redet und versteht, da schon die Wahl der Gegenstände, welche ihm geboten werden, fähig ist, es furchtsam oder herzhaft zu machen? Ich verlange, daß man es gewöhne, neue Gegenstände zu sehen, häßliche, ekelhafte, auffallende Thiere, aber nach und nach, von fern, bis es sich daran gewöhnt hat, bis daß es, nachdem es

dieselben von andern hat angreifen sehen, endlich selbst auch sie anzugreifen wagt. Hat es während seiner Kindheit ohne Grauen Kröten, Schlangen, Krebse gesehen: so wird es als Erwachsenes, ohne Abscheu jedes beliebige Thier sehen können. Für den, der alle Tage dergleichen sieht, gibt es keine zurückschreckenden Erscheinungen mehr.

Alle Kinder fürchten sich vor Masken. Ich beginne also, meinen Emil eine Maske von angenehmer Gestalt zu zeigen. Fernerweit nimmt einer diese Maske vor sein Gesicht. Ich fange an zu lachen, Jedermann lacht, und das Kind lacht, wie die andern. Nach und nach gewöhne ich ihn an weniger angenehme Masken und endlich an scheußliche Gestalten. Habe ich die Steigerung gut beobachtet, so wird er über die letzte Maske eben so wenig sich entsetzen, sondern lachen wie über die erste. Nach diesem befürchte ich nicht mehr, daß man es mit Masken erschrecke.

Wenn bei dem Abschiede Hektors von der Andromache der kleine Astyanax über den Federbusch erschrickt, der auf dem Helme seines Vaters weht, wenn er den Vater nicht kennt, sich weinend an die Brust seiner Amme legt, und seiner Mutter ein Lächeln mit Thränen vermischt abnöthigt, was hat man zu thun, um diese Furcht zu beseitigen? Genau das, was Hektor thut, den Helm auf die Erde stellen und dann das Kind liebkosen. In einem ruhigen Zeitpunkte würde man sich nicht damit begnügen, man würde sich dem Helme nähern, würde mit den Federn spielen, sie von dem Kinde betasten lassen; endlich würde die Amme den Helm nehmen, ihn lachend auf ihren Kopf setzen, vorausgesetzt, daß eines Weibes Hand wagen sollte, Hektors Waffen zu berühren.

Soll Emil an den Knall eines Feuergewehrs gewöhnt werden, so brenne ich anfangs nur das Zündkraut einer Pistole ab. Diese plötzliche und überhingehende Flamme, diese Art Blitz, ergötzt

ihn; ich wiederhole dasselbe mit mehr Pulver; nach und nach gebe ich eine kleine Ladung ohne Pfropf in die Pistole, darauf eine grö⸗ßere; endlich gewöhne ich ihn an Flintenschüsse, an Büchsen, Ka⸗nonen, an das entsetzlichste Getöse.

Ich habe bemerkt, daß Kinder sich selten vor dem Donner fürchten, wenigstens wenn die Schläge nicht zu erschrecklich sind und nicht wirklich das Werkzeug des Gehörs verletzen; im Gegen⸗theile aber kommt ihnen diese Furcht nur dann, wenn sie erfahren haben, daß der Donner verletze oder zuweilen tödte. Wenn da⸗her die Ueberlegung anfängt sie in Schrecken zu setzen, dann mache man, daß die Gewohnheit sie wieder ermuthige. Bei einer lang⸗samen und berechneten Steigerung macht man Mann und Kind für alles unerschrocken.

Zu Anfange des Lebens, wo Gedächtniß und Einbildungskraft noch unthätig sind, ist das Kind nur auf das aufmerksam, was seine Sinne augenblicklich berührt. Indem aber diese Empfindun⸗gen das erste Material zu seinen Kenntnissen sind, so heißt es, sein Gedächtniß zubereiten, auf daß es einst dieses Material dem Verstande in derselben Ordnung darbieten könne, wenn man diese Empfindungen in einer geeigneten Ordnung auf einander folgen läßt. Aber da das Kind nur auf seine Empfindungen aufmerksam ist, so ist es anfänglich auch genug, es recht deutlich auf die Ver⸗bindung dieser Empfindungen mit den dieselben wirkenden Gegen⸗ständen hinzuweisen. Das Kind will alles angreifen, alles beta⸗sten. Man widersetze sich dieser steten Beweglichkeit nicht: sie gibt dem Kinde eine höchst nöthige Lehre an die Hand. Es lernt auf diese Art die Hitze, die Kälte, die Härte, die Weichlichkeit, die Schwere, die Leichtigkeit der Körper kennen, über ihre Größe, ihre Gestalt, über alle sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften urthei⸗

len, indem es sie ins Auge faßt, sie betastet[16]), darauf hört, vorzüglich aber indem es das Ansehen mit dem Anfühlen vergleicht, weil es nach dem Auge den Eindruck abwägt, den die Gegenstände auf seine Fingerspitzen machen würden.

Nur durch Bewegung lernen wir, daß es Dinge gibt, die nicht Wir sind; und nur durch unsere eigene Fortbewegung erhalten wir einen Begriff von dem Raume. Eben weil das Kind diesen Begriff noch nicht hat, so streckt es ohne Unterschied seine Hand aus, um einen Gegenstand zu ergreifen, den es berührt, sowie einen, der hundert Schritte von ihm ist. Ihr haltet diese Bemühung für ein Zeichen der Herrschsucht, für einen Befehl, den es entweder dem Gegenstande gibt, um herbeizukommen oder euch, ihm dieselben herbeizuschaffen. Nichts von diesem. Es rührt blos daher, daß es die Gegenstände, die es anfänglich in seinem Hirn sah, späterhin an seinem Auge, jetzt im Bereich seiner Arme erblickt, und keine andere Idee vom Raume hat, als daß es überall hinlangen könne. Man gehe daher viel mit dem Kinde umher, bringe es von einem Orte zum andern, damit es den Wechsel der Oertlichkeit fühle, damit es dadurch lerne über Entfernungen urtheilen. Fängt es an, die Räumlichkeit zu kennen, dann müßt ihr eine andere Methode anwenden, und das Kind nur tragen, wohin es euch gefällt, nicht wohin es will; denn sobald als es nicht mehr durch die Sinne verlockt wird, so bekommen seine Bemühungen auch einen andern

---

16) Der Geruch ist von allen Sinnen derjenige, welcher sich bei den Kindern am spätesten entwickelt: es scheint, daß sie bis ins zweite oder dritte Jahr ihres Alters weder für gute noch für üble Gerüche empfindlich seien. Sie besitzen in dieser Hinsicht die Gleichgiltigkeit oder vielmehr die Unempfindlichkeit, welche man an vielen Thieren wahrnimmt.

Beweggrund. Diese Veränderung ist bemerkenswerth und erfordert Erörterung.

Das Mißbehagen rücksichtlich der Bedürfnisse drückt das Kind durch Zeichen aus, wenn der Beistand anderer zur Abhilfe nöthig ist. Daher das Schreien der Kinder. Sie weinen viel; das kann nicht anders sein. Alle ihre Empfindungen wirken thatsächlich, wenn diese daher angenehm sind, so genießen sie sie in der Stille; wenn sie aber unangenehm sind, so sagen sie dies in ihrer Sprache, und verlangen Abhilfe. Gewißlich, sobald die Kinder wach sind, befinden sie sich nicht in einem theilnahmlosen Zustande; die Kinder schlafen entweder oder sie werden bethätigt.

Alle unsre Sprachen sind Erzeugnisse der Kunst. Man hat seit lange untersucht, ob es eine natürliche und allen Menschen gemeinschaftliche Sprache gäbe. Ohne Zweifel gibt es eine, es ist die, welche die Kinder sprechen, bevor sie reden können. Diese Sprache ist keine artikulirte, aber es ist eine betonte, hellklingende und verständliche Sprache. Der Gebrauch der unsrigen hat sie uns vernachlässigen und ganz vergessen lassen. Lasset uns die Kinder studiren und wir werden sie von ihnen bald wieder lernen. In dieser Sprache sind die Ammen unsre Lehrmeisterinnen; sie verstehen alles, was ihre Säuglinge sagen, sie antworten ihnen, sie führen ganz zusammenhängende Zweigespräche mit ihnen, und wenn sie dabei gleich Worte aussprechen, so sind diese Worte doch vollkommen unnütz; nicht die Bedeutung des Wortes ist es, welche die Kinder verstehen, sondern die Betonung, womit das Wort begleitet ist.

Mit der Sprache der Stimme vereinigt sich die nicht weniger nachdrückliche der Geberden. Diese Geberdung zeigt sich nicht in den ohnmächtigen Händen der Kinder, sondern in ihrem Antlitz. Es ist erstaunlich, welchen Ausdruck diese plumpen Physiognomieen

schon haben; ihre Züge wechseln aller Augenblicke mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Man sieht auf ihnen das Lächeln, das Verlangen, das Erschrecken gleich Blitzen entstehen und vergehen. Jedesmal glaubt man ein anderes Gesicht vor sich zu haben. Ohnstreitig sind ihre Gesichtsmuskeln viel beweglicher wie die unsrigen; dafür aber sagen ihre seelenlosen Augen fast gar nichts. Und diese Art von Zeichen ist die geeignetste für ein Alter, wo man nur körperliche Bedürfnisse hat: der Ausdruck für Empfindungen liegt in den Geberden, der Ausdruck für Gefühle in den Blicken. Sowie der erste Zustand des Menschen Elend und Schwachheit ist, so sind seine ersten Laute Klagen und Weinen. Das Kind fühlt seine Bedürfnisse und kann ihnen nicht gnügen; es fleht den Beistand eines andern durch Weinen an; hat es Hunger oder Durst, so weint es; ist es ihm zu kalt oder zu heiß, so weint es; hat es Bedürfniß nach Bewegung, und man läßt es liegen, so weint es; will es schlafen und man beunruhigt es, so weint es. Je weniger die Lage, in der es sich befindet, nach seiner Neigung ist, desto häufiger verlangt es Aenderung derselben. Es hat nur eine Sprachweise, weil es gleichsam nur einerlei Art des Uebelbefindens hat. Bei der Unvollkommenheit seiner Sinneswerkzeuge unterscheidet es die verschiedenen Eindrücke auf dieselben nicht. Alle Uebel bilden für dasselbe blos die eine Empfindung: Schmerz.

Aus diesen Thränen, die man der Aufmerksamkeit so wenig werth hält, keimt die erste Beziehung des Menschen zu seiner Umgebung hervor. Hier wird das erste Glied der langen Kette geschmiedet, aus welcher die gesellschaftliche Ordnung gebildet ist.

Wenn das Kind weint, so ist es nicht in seiner Behaglichkeit; es hat ein Bedürfniß, das es nicht befriedigen kann. Man sucht, man forscht nach dem Bedürfnisse, man findet es, man stellt es zufrieden. Wenn man es nicht findet, wenn man das Kind

nicht zufrieden stellen kann, dann fährt es fort mit Weinen. Das belästigt, man hätschelt das Kind, um es zum Schweigen zu bringen, man wiegt es, man singt ihm vor, um es einzuschläfern. Bleibt es hartnäckig, so wird man ungeduldig; man droht ihm; ja rohe Ammen schlagen es bisweilen. Das sind wunderseltsame Lectionen bei seinem Eintritte in das Leben!

Ich werde es nie vergessen, als ich einst einen dieser unbequemen Schreier von seiner Amme habe schlagen sehen. Er schwieg auf der Stelle. Ich glaubte, er sei eingeschüchtert und sagte mir: Das wird eine knechtische Seele werden, von der man alles nur durch Strenge erhalten wird. Aber ich hatte mich geirrt; der Unglückliche erstickte vor Wuth, er blieb ganz aus, er wurde kirschblau. Bald darauf kehrte das Schreien heftiger zurück; alle Merkmale der Erboßung, der Wuth, der Verzweiflung, wie sie ein solches Alter nur äußern kann, lagen in seinen Tönen. Ich befürchtete, er könne bei dieser Aufregung den Geist aufgeben. Hätte ich je gezweifelt, daß dem Herzen des Menschen das Gefühl für Recht und Unrecht innen wohnte, so würde dieses einzige Beispiel mich überzeugt haben. Ich bin versichert, daß wenn ein glühender Feuerbrand von ungefähr auf die Hand des Kindes gefallen wäre, es würde ihm lange nicht so empfindlich gewesen sein als dieser leichte Schlag, der aber in der offenbaren Absicht gegeben wurde, ihm weh' zu thun.

Diese Geneigtheit der Kinder zur Heftigkeit, zum Trotze, zum Zorne verlangt außerordentlich viel Behutsamkeit. Boerhave ist der Meinung, daß ihre Krankheiten größtentheils convulsivischer Art seien, weil der Kopf nach Verhältniß größer und das Nervensystem ausgedehnter ist, als bei Erwachsenen, so daß das Nervengewebe für eine Irritation auch viel empfänglicher wäre. Man halte mit der größten Sorgfalt von ihnen die Dienstleute entfernt,

die sie necken, reizen, ungeduldig machen; sie sind ihnen hundertmal gefährlicher und schädlicher als die feindlichen Anfälle der Luft und der Jahreszeiten. So lange die Kinder nur von den leblosen Dingen, und nicht von der Willkür Widerstand erfahren, werden sie weder widerspenstig noch zornig werden, und sich einer festern Gesundheit erfreuen. Dies ist eine von den Ursachen, warum die Kinder des gemeinen Mannes, die freier und unabhängiger gelassen werden, in der Regel weniger schwächlich, weniger zärtlich und weit kraftvoller sind als die, welche man sich anstrengt besser zu erziehen und denen man stets entgegen ist; aber man muß immer bedenken, daß noch ein großer Unterschied statt findet zwischen dem: ihnen sich gehorsam fügen und ihnen nicht zuwider sein.

Die ersten Thränen der Kinder sind Bitten. Nimmt man darauf nicht Rücksicht, so werden sie sehr bald befehlen. Sie fangen damit an, sich beistehen und endigen damit, sich bedienen zu lassen. So keimt aus ihrer Schwäche, aus der anfänglich das Gefühl der Abhängigkeit entspringt, in der Folge der Begriff von Befehlen und die Oberhand behaupten. Aber dieser Begriff wird nicht sowohl durch ihre Bedürfnisse als durch unsre Dienste geweckt, und darum fangen hier diejenigen moralischen Wirkungen an sich wahrnehmen zu lassen, deren unmittelbare Ursachen nicht in der Natur gegründet sind, und man bemerkt darum schon jetzt, daß es wichtig ist, von diesem ersten Alter an die geheimen Triebfedern der Geberden und des Schreiens sich zu erklären.

Wenn das Kind mit Hast die Hand ausstreckt ohne etwas zu sagen, so meint es den Gegenstand erreichen zu können, weil es den Zwischenraum nicht zu beurtheilen vermag. Es ist ein Irrthum. Aber wenn es klagt und schreit, indem es die Hand ausstreckt, dann irrt es sich nicht mehr über den Zwischenraum, es befiehlt vielmehr dem Gegenstande, heran zu kommen, oder uns,

ihm denselben zu bringen. In dem ersten Falle trage man es langsam und in kurzen Schritten zu dem Gegenstande hin; in dem zweiten Falle thue man, als wenn man es gar nicht verstände.

Jemehr es schreit, desto weniger muß man darauf hören. Es kommt viel darauf an, das Kind frühzeitig zu gewöhnen, daß es weder den Menschen befehle, denn es ist nicht ihr Herr, noch den leblosen Dingen, denn diese verstehen es nicht. Wenn also ein Kind etwas verlangt, das es sieht und das man ihm geben will; dann thut man besser, man trägt das Kind zu dem Gegenstande hin, als daß man ihm den Gegenstand bringt. Es zieht aus dieser wiederholten Thatsache einen seinem Alter angemessenen Schluß und es gibt kein andres Mittel, ihm dazu zu verhelfen.

Der Abt von St. Pierre nannte die Menschen große Kinder; man könnte umgekehrt die Kinder kleine Menschen nennen. Als Sinnsprüche haben diese Sätze ihre Wahrheit; als Grundsätze bedürfen sie der Erkärung. Wenn aber Hobbes den boshaften Menschen ein kräftiges Kind nannte, so sprach er einen vollkommenen Widerspruch aus. Jede Bosheit geht aus der Schwäche hervor; aber das Kind ist noch nicht boshaft, weil es schwach ist; kräftigt es und es wird gut. Derjenige, der Alles vermöchte, würde nie etwas Böses thun. Unter allen Eigenschaften der allmächtigen Gottheit ist die Güte diejenige, ohne welche man ihn durchaus nicht denken kann. Alle Völker, die zwei Urwesen anerkannt haben, haben das böse Prinzip stets als dem guten untergeordnet betrachtet; sonst würden sie auch etwas ganz Ungereimtes behauptet haben. Man sehe hierüber das weiter unten folgende Glaubensbekenntniß des Pfarrvikars von Savoyen.

Die Vernunft allein lehrt uns das Gute und das Böse kennen. Das Gewissen, was uns das eine lieben, das andere hassen lehrt, ist zwar unabhängig von der Vernunft, kann sich aber nicht

ohne dieselbe entwickeln. Vor dem Alter der Vernunft thun wir das Gute und das Böse ohne es zu kennen; und es ist daher auch kein sittlicher Anhaltepunkt in unsern Handlungen, obwohl er sich zuweilen in den Beurtheilungen der Handlungen anderer, wenn sie uns berühren, vorfindet. Ein Kind will alles umgestalten, was es sieht; es vernichtet, zerbricht alles, was es erreichen kann; es faßt einen Vogel an, wie es einen Stein anfassen würde und erstickt ihn, ohne zu wissen, was es thut.

Woher das? die Philosophie findet sogleich den Grund in der Erbsünde; im Stolz, der Herrschsucht, der Eigenliebe, der Bosheit der Menschen; das Gefühl seiner Schwäche, dürfte sie hinzusetzen, macht das Kind lüstern, Thaten der Kraft auszuführen und sich selbst seine eigne Thatkraft zu beweisen. Aber man betrachte doch einen schwachen und hinfälligen Greis, der in dem Kreislaufe des menschlichen Lebens wieder bei der Schwachheit der Kinderwelt angekommen ist: er bleibt nicht allein ruhig und friedsam, sondern er will auch, daß alles um ihn her so bleibe; die kleinste Veränderung stört und beunruhigt ihn, er möchte gern eine allgemeine Grabesruhe herrschen sehen. Wie kann nun dieselbe Ohnmacht, gepaart mit denselben Neigungen in zwei Lebensaltern so verschiedene Wirkungen hervorbringen, wenn der Beweggrund nicht verschieden wäre? Und wo kann man diese Verschiedenheit der Ursachen anders suchen, als in dem physischen Zustande der beiden Individuen? Die Beiden gemeinsame wirkende Triebfeder entwickelt sich in dem einen und erstirbt in dem andern; der eine bildet sich aus, der andere zerstört sich; der eine ringt mit dem Leben, der andere mit dem Tode. Die absterbende Thatkraft schrumpft in der Brust des Greises zusammen; in der des Kindes ist sie im Ueberfluß vorhanden und macht sich nach Außen Luft; das Kind fühlt gleichsam so viel Leben in sich, daß es seine ganze Umgebung

beleben möchte. Ob es schaffe oder zerstöre, daran liegt nichts, genug daß es den Bestand der Dinge geändert hat; denn jede Verwandlung ist ja eine That. Wenn es mehr Neigung zum Vernichten zu haben scheint, so ist dies nicht böser Wille; es kommt daher, daß die That, welche gestaltet, jederzeit nur allmählig von statten geht, die aber, welche zerstört, augenblicklich wirkt, darum der Lebendigkeit des Kindes mehr entspricht. Für die Zeit, wo der Schöpfer den Kindern diesen Thätigkeitstrieb gegeben hat, trägt er auch Sorge, daß derselbe wenig schädlich werde, indem er dem Kinde für etwaigen Mißbrauch wenig Kraft gegeben hat. Sobald die Kinder aber die Leute ihrer Umgebung als Werkzeuge ansehen dürfen, welche thätig sein zu lassen, nur von ihnen abhängt; so bedienen sie sich auch derselben, ihre Wünsche zu befriedigen und ihre eigne Ohnmacht zu ergänzen. Da gewahrt man, wie sie unerträglich, tyrannisch, herrschsüchtig, böswillig, unbändig werden. Dieser Erfolg entsteht keineswegs aus einem natürlichen Hange zum Gebieten, sondern er selbst, der Erfolg, gibt ihnen den Hang. Denn es bedarf keiner langen Erfahrung, um zu fühlen, wie angenehm es ist, durch fremde Hände etwas ins Werk zu stellen und keine weitere Mühe nöthig zu haben, als nur die Zunge zu rühren, um das Weltall in Bewegung zu setzen.

So wie man wächst, bekommt man auch Kräfte; man wird weniger unstät, weniger beweglich; man zieht sich mehr in sich selbst zurück. Die Seele und der Leib setzten sich, so zu sagen, in ein Gleichgewicht, und die Natur verlangt von uns nicht mehr Bequemlichkeit, als zu unsrer Erhaltung nothwendig ist. Aber das Verlangen zu befehlen erlischt nicht mit dem Bedürfniß, aus dem es hervorging. Das Herrschen erregt und schmeichelt die Eigenliebe und die Gewohnheit verstärkt sie; so folgt auf das Bedürfniß die Einbildung und so schlagen Vorurtheil und Dünkel ihre ersten Wurzeln.

Kennen wir die Triebfeder einmal, so sehen wir auch deutlich den Punkt, wo man den Weg der Natur verläßt. Laßt uns sehen, was zu thun ist, um sich darauf zu halten.

Weit entfernt, daß die Kinder Ueberfluß an Kräften hätten, so haben sie deren nicht einmal genug für alles das, was die Natur von ihnen fordert; man muß ihnen also gestatten, von allen dem, was ihnen gegeben ist, und was sie nicht mißbrauchen können, Gebrauch zu machen. Erster Grundsatz.

Man muß ihnen beistehen, man muß ergänzen, was ihnen fehlt, sei es an Einsicht, sei es an Kraft, in allem, was das physische Bedürfniß betrifft. Zweiter Grundsatz.

Man muß sich bei dem Beistande, den man ihnen gewährt, einzig und allein auf das wirklich Nutzbare einschränken, und der Einbildungskraft oder der Begierde ohne Vernunft nichts einräumen; denn die Einbildung wird die Kinder nicht quälen, wenn man sie nicht hat entstehen lassen; weil sie nichts natürliches ist. Dritter Grundsatz.

Man muß die Sprache der Kinder und ihre Zeichen mit Sorgfalt studiren, damit man in dem Alter, wo sie sich noch nicht verstellen können, ihre Wünsche zu unterscheiden vermöge, in wiefern sie unmittelbar von der Natur und in wiefern sie von der Einbildung herrühren. Vierter Grundsatz.

Der Geist dieser Vorschriften besteht darin, den Kindern mehr wahre Freiheit und weniger Herrschaft einzuräumen, sie selbst mehr thun zu lassen und weniger von andern zu fordern. So werden sie sich bei Zeiten gewöhnen, ihre Wünsche auf ihre Kräfte zu beschränken, so werden sie die Entbehrung dessen, was nicht in ihrer Macht liegt, wenig empfinden.

Dies ist also ein neuer und sehr wichtiger Grund, die Leiber und Glieder der Kinder durchaus frei zu lassen, nur mit der ein=

zigen Vorsicht, die Gefahr des Fallens von ihnen zu entfernen und ihren Händen alles wegzunehmen, was sie verletzen könnte.

Unfehlbar wird ein Kind, dessen Leib und Arme frei sind, weniger weinen als eins, das in ein Wickelbett eingeschnürt worden ist. Dasjenige, das blos physische Bedürfnisse hat, weinet blos, wann es an etwas leidet, und dies ist ein großer Vortheil; denn alsdann weiß man auf ein Haar genau anzugeben, wann es der Hilfe bedarf und man soll dann aber auch keinen Augenblick zaudern, ihm das Nöthige zu geben. Wenn man ihm aber nicht helfen kann, dann bleibe man ruhig und schmeichle ihm nicht, um es zu besänftigen; eure Liebkosungen werden sein Bauchgrimmen nicht heben; indessen wird es dabei doch lernen, was es zu thun habe, um geliebkoset zu werden; und wenn es weiß, euch nach seinem Willen in Thätigkeit zu setzen, so wird es euer Herr geworden sein und Alles ist verloren.

Seid den Kindern in ihren Bewegungen weniger hinderlich und sie werden weniger weinen; wird man von ihren Thränen weniger beschwert, so wird man sich auch weniger quälen, sie zum Schweigen zu bringen. Wird ihnen nicht so oft gedroht oder geschmeichelt, so werden sie weniger furchtsam oder halsstarrig werden und eher in ihrem Naturzustande verharren. Weniger dadurch, daß man sie weinen läßt, als daß man sich abmüht, sie zu beruhigen, bekommen die Kinder Brüche. Diese meine Behauptung unterstütze ich dadurch, daß die Kinder, die am meisten vernachlässigt werden, diesem Unglück weit weniger ausgesetzt sind, als die andern. Ich will deswegen ganz und gar nicht, daß man sie vernachlässige; im Gegentheil ist es von Wichtigkeit, ihnen entgegen zu kommen und ihre Bedürfnisse sich nicht erst durch Schreien melden zu lassen. Ich will nur nicht, daß die Sorgfalt, die man ihnen erweise, übel verstanden werde. Warum sollten sie sich denn

nicht auf das Weinen einlassen, wenn sie sehen, daß sie mit ihren Thränen so viel ausrichten? Bekannt mit dem Preise, der auf ihr Stillsein gesetzt ist, werden sie sich wohl hüten, dies zu verschwenden. Sie lassen es endlich so hoch im Preise steigen, daß man es nicht mehr erkaufen kann; und dann strengen sie sich erfolglos an mit aller Gewalt zu weinen, erschöpfen und tödten sich.

Das viele Schreien eines Kindes, wenn es nicht eingebunden oder krank ist, und dem man es an nichts fehlen läßt, ist blos Sache der Gewohnheit und Halsstarrigkeit. Es ist nicht das Werk der Natur, sondern der Amme, die, weil sie den kindlichen Thränenstrom nicht zu erdulden weiß, ihn vervielfacht, ohne zu bedenken, daß, wenn man das Kind heute zum Schweigen bringt, man es veranlaßt, morgen noch mehr zu schreien.

Das einzige Mittel, die Angewohnheit zu heilen oder ihr vorzubeugen, ist, darauf gar nicht Rücksicht nehmen. Niemand mag sich gern um nichts bemühen, selbst die Kinder nicht. Sie sind in ihren Versuchen ausdauernd, aber wenn man noch mehr Ausdauer zeigt, als ihre Hartnäckigkeit beweist, so bekommen sie es überdrüßig und versuchen die Sache nicht wieder. So erspart man ihnen Thränen, und gewöhnt sie nur dann welche zu vergießen, wenn der Schmerz sie dazu zwingt.

Wenn die Kinder endlich aus bloßer Einbildung oder aus Halsstarrigkeit weinen, so ist ein sicheres Mittel, sie im Fortweinen zu behindern, daß man sie durch irgend einen angenehmen oder auffälligen Gegenstand zerstreue, der ihnen vergessen läßt, daß sie weinen wollten. Die meisten Ammen sind in dieser Kunst ausgezeichnet, und wohl angewandt, wird sie sehr nützlich; aber es ist von äußerster Wichtigkeit, daß das Kind die Absicht, es zu zerstreuen, nicht merke, sondern sich erlustige, ohne zu glauben, daß

man es in den Gedanken habe. Aber in diesem Punkte sind alle Ammen wieder sehr ungeschickt.

Man entwöhnt alle Kinder zu zeitig. Die Zeit, wo man sie entwöhnen soll, wird durch das Hervorbrechen der Zähne angekündigt, und dieser Durchburch ist gewöhnlich peinlich und schmerzhaft. Nach einem maschinenartigen Triebe steckt das Kind alles, was es in der Hand hat, in den Mund, um darauf zu beißen. Man denkt, die Sache den Kindern zu erleichtern, wenn man ihnen verschiedene harte Körper, als Elfenbein oder einen Wolfszahn als Klapper gibt. Ich bin überzeugt, man irrt sich. Die harten Körper, auf das Zahnfleisch gebracht, erweichen dasselbe nicht, sondern machen es schwielicht, verhärten es, und bewirken ein beschwerliches und schmerzhaftes Durchbrechen der Zähne. Wir wollen stets den Naturtrieb zum Muster nehmen. Man sieht die jungen Hunde ihre hervorbrechenden Zähne nicht an Kieselsteinen, Eisen, Knochen versuchen, sondern an Holz, Leder, Lumpen und an weichen Materien, die nachgeben und wo sich der Zahn eindrückt.

Man versteht in nichts mehr einfach zu sein, selbst in dem nicht, was die Kinder angeht. Schellmonde von Silber, Gold, von Korallen, geschliffene Krystallen, Klappern zu jedem Preise und von jeder Gattung! Was für unnützer und schädlicher Kram! Nichts von alle dem! Keine Schellen, keine Klappern! Kleine Baumzweige mit ihren Früchten und Blättern, ein Mohnkopf, in dem man die Saamenkörper rauschen hört, ein Stückchen Süßholz, an dem das Kind saugen und nagen kann, machen ihm eben so viel Vergnügen, als die kostbarsten Umgehängsel und haben nicht den Nachtheil, das Kind schon von der Geburt an Luxus zu gewöhnen.

Es ist anerkannt, daß der Brei keine eben gesunde Nahrung sei. Gekochte Milch und rohes Mehl erzeugen viel Beschwerde,

und behagen unserm Magen übel. In dem Breie ist das Mehl weniger ausgequollen als in dem Brote, und hat überdies noch keine Gährung gehabt. Brotsuppen und Reisbrei scheinen mir viel vorzüglicher. Will man aber durchaus Mehlbrei haben, so lasse man das Mehl vorher ein wenig rösten. Man macht in meinem Vaterlande aus solchem gebrannten Mehle eine sehr wohlschmeckende und gesunde Suppe. Fleischbrühe und Brühsuppen sind zur Zeit noch eine Speise mittler Güte, deren man sich so wenig als möglich bedienen muß. Es ist wichtig, daß die Kinder vom Anfange herein sich ans Kauen gewöhnen. Das ist das wahre Mittel, den Durchbruch der Zähne zu erleichtern, auch vermischt sich dann, wenn sie anfangen hinunter zu schlingen, der Speichel mit den Nahrungsmitteln, etwas das die Verdauung sehr befördert.

Ich würde sie dann anfänglich an trocknen Früchten, an Rinden nagen lassen. Ich würde ihnen kleine Schnitzchen harten Brotes oder Zwieback, ähnlich dem piemonter Brote, das man dort Grisse nennt, zu spielen geben. Bei dem Erweichen dieses Brotes in ihrem Munde würden sie endlich etwas weniges davon verschlucken; ihre Zähne würde man unvermerkt hervorgebrochen und sie fast eher entwöhnt finden, als man es wahrgenommen hat. Die Landleute haben in der Regel einen sehr guten Magen, und man entwöhnt die Kinder bei ihnen unter keiner andern Gestalt als dieser.

Von ihrer Geburt an hören die Kinder reden. Man spricht mit ihnen nicht allein, ehe sie das begreifen, was man ihnen sagt, sondern auch bevor sie die Töne wiedergeben können, die sie hören. Ihr noch ungelenkes Sprachorgan bequemt sich nur nach und nach zur Nachahmung der Töne, die man ihnen vorsagt; und es ist nicht einmal gewiß, ob diese Töne anfänglich so unterscheidend in

ihre Ohren gelangen, wie in die unsrigen. Ich mißbillige nicht, daß die Amme das Kind durch Gesänge und durch lustige und mannichfaltige Töne unterhält; aber ich mißbillige es, daß sie es unaufhörlich durch eine Menge unnützer Worte betäubt, wovon es nichts begreift, als den Ton, den sie darauf legt. Ich wünschte, daß die ersten artikulirten Töne, die man dem Kinde zu hören gäbe, Wörter wären, die selten im Gebrauche, leicht und deutlich wären, oft wiederholt würden und daß die Bedeutung, die sie ausdrückten, sich nur auf sinnliche Gegenstände bezöge, welche man anfänglich dem Kinde zeigen könnte. Die unselige Höflichkeit, die wir haben, uns mit gedankenlosen Worten abzuspeisen, fängt eher an als man glaubt. Der Schüler hört in der Schule der Wortmacherei seines Rectors zu, wie er in den Windeln das Geschwätz seiner Amme hörte. Mich dünkt, wenn man ihn so erzöge, daß er nichts davon faßte, so würde dies eine sehr nützliche Erziehung sein.

Die Betrachtungen wachsen zu Haufen an, wenn man sich mit der Bildung der Sprache und den ersten Gesprächen der Kinder beschäftigt. Wie man es aber auch anfange, immer werden die Kinder auf ein und dieselbe Weise reden lernen und alle philosophische Grübeleien sind hier höchst unnütz.

Anfangs haben die Kinder, daß ich so mich ausdrücke, eine ihrem Alter eigenthümliche Grammatik, in welcher die Lehre von der Wortfügung auf weit allgemeinere Regeln sich stützt, als in der unsrigen; und wenn man recht Acht darauf gäbe, so würde man über die Genauigkeit erstaunen, mit der sie eine gewisse Sprechähnlichkeit verfolgen, die, wenn man will, sehr fehlerhaft, aber auch sehr regelrecht, und nur durch ihre Härte oder weil der Brauch sie nicht zuläßt, anstößig erscheint. So hörte ich ein armes Kind von seinem Vater sehr ausschelten, weil es gesagt hatte:

„Mein Vater, soll gehen ich hin da?" Nun sieht man aber, daß dieses Kind der Analogie besser folgte, als unsre Grammatiker; denn weil man ihm sagte: geh' du hin da! warum sollte es nicht sagen: soll gehen ich hin da? Ist es die Schuld des armen Kindes, daß wir die Vorsetzsylbe „da" an der gehörigen Stelle weglassen und sie dem Worte nachsetzen, statt beifügen? Es ist eine unerträgliche Pedanterie und eine höchst überflüssige Mühe, bei Kindern alle die kleinen Fehler gegen den Sprachgebrauch corrigiren zu wollen; welche sie mit der Zeit schon selbst zu verbessern nicht unterlassen werden. Redet ihr nur immer regelrecht in ihrer Gegenwart, bewirkt, daß es ihnen bei Niemand so gefällt, als wie bei euch und seid versichert, ihre Sprache wird sich unvermerkt nach der eurigen reinigen, ohne daß ihr sie je zu tadeln nöthig gehabt haben werdet.

Aber ein Mißbrauch von ganz anderer Wichtigkeit, dem man nicht weniger leicht vorbeugen kann, ist, daß man sich höchlichst beeilt, die Kinder zum Sprechen zu bringen, wie wenn man fürchtete, sie möchten es nicht von selbst lernen. Dieser unbesonnene Eifer bringt gerade die der erzielten entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Kinder sprechen dann viel später, viel verworrener; die ungemeine Aufmerksamkeit, die man auf alles gibt, was sie sagen, entbindet sie von einer guten Aussprache, und weil sie es kaum der Mühe für Werth halten, den Mund aufzuthun, so behalten viele von ihnen für ihr ganzes Leben einen Fehler in der Aussprache und ein Redegewäsch davon, das sie fast unverständlich macht.

Ich habe sehr viel unter Landleuten gelebt und nie einen, weder Mann noch Weib, weder Knaben noch Mädchen, mit der Zunge anstoßen hören. Woher kommt dies? Sind die Sprachwerkzeuge der Landleute anders gebaut als die unsrigen? Nein;

aber sie werden anders geübt. Meinem Fenster gegenüber ist ein Erdhügel, auf dem sich die Kinder des Orts zum Spielen versammeln. Obgleich sie ziemlich weit von mir entfernt sind, so unterscheide ich doch vollkommen alles, was sie sagen, und ich ziehe daraus oft gute Bemerkungen für diese Schrift. Alle Tage täuscht sich mein Ohr über ihr Alter; ich höre Stimmen von zehnjährigen Kindern; ich blicke nach ihnen und sehe Gestalten und Züge drei bis vierjähriger Kinder. Ich schränke diese Erfahrung nicht auf mich allein ein; Personen aus der Stadt, die mich besuchen, und die ich darüber urtheilen lasse, verfallen alle in denselben Irrthum.

Dies kommt daher, daß die Stadtkinder, die bis in das fünfte oder sechste Jahr in dem Zimmer und unter den Flügeln einer Muhme erzogen werden, nur zu murmeln brauchen, um sich verständlich zu machen. Sobald sie die Lippen bewegen, nimmt man sich schon die Mühe, auf sie zu horchen; man sagt ihnen Wörter vor, die sie schlecht nachsprechen und bei der steten Aufmerksamkeit errathen die Leute, welche immer um sie herum sind, mehr das, was die Kinder haben sagen wollen, als was sie wirklich gesagt haben.

Auf dem Lande ist dies ganz anders. Eine Bäuerin ist nicht immer um ihr Kind; dieses ist gezwungen, ganz deutlich und laut das sagen zu lernen, was es ihr zu verstehen zu geben hat. Auf dem Felde zerstreuen sich die Kinder, entfernen sich von Vater, Mutter und Gespielen, üben sich, aus der Entfernung verstanden zu werden, und die Kraft der Stimme nach dem Zwischenraume abzumessen, der sie von denen trennt, mit denen sie reden wollen. Das ist die rechte Weise, gut aussprechen zu lernen, und nicht das Herstammeln einiger Vokale dicht vor dem Ohre einer aufmerksamen Hofmeisterin. So auch, wenn man ein Bauerkind fragt.

Die Schamhaftigkeit kann es hindern zu antworten, aber das, was es antwortet, das sagt es deutlich, anstatt daß bei dem Stadtkinde die Bonne als Dolmetscherin auftreten muß, weil man sonst nicht verstehen würde, was es zwischen seinen Zähnen hindurch murmelte [17]).

Wenn sie größer werden, so sollen die Söhne diesen Fehler in den Collegienhäusern, die Mädchen in den Kloster-Schulen verbessern lernen. Und in der That sprechen auch sowohl die einen als auch die andern im allgemeinen viel besser als die, welche immer in dem elterlichen Hause erzogen worden sind. Aber was auch ihnen hinderlich ist, jemals eine so deutliche Aussprache zu bekommen, als die der Landleute ist, das ist das viele Auswendiglernen und das laute Hersagen des Auswendiggelernten; denn bei dem Auswendiglernen gewöhnen sie sich an flüchtiges Ueberhinfahren, und an nachlässiges und schlechtes Aussprechen; beim Hersagen ist dies noch ärger. Sie strengen sich an, die Worte zu finden, und dehnen dabei leiernd die Sylben. Die Zunge muß stammeln, wenn das Gedächtniß wanket. So entstehen also und erhalten sich die Fehler der Aussprache. Man wird sehr bald sehen, daß mein Emil diese Fehler nicht hat, oder wenigstens, daß er sie sich nicht aus denselben Ursachen angewöhnt haben wird.

Ich gebe zu, daß der gemeine Mann und das Landvolk in den entgegengesetzten Fehler verfallen, daß sie fast immer lauter spre-

---

17) Es ist dies nicht ohne Ausnahme. Oft werden die Kinder, die sich anfangs am wenigsten hören ließen, in der Folge die größten Schreier, wenn sie einmal anfangen, ihre Stimme zu erheben. Wollte ich aber in alle diese Einzelheiten eingehen, so würde ich nie fertig. Jeder denkende Leser muß einsehen, daß Uebermaß und Mangel aus einem und demselben Mißbrauche entstanden, durch meine Vorschläge gleichmäßig zu verbessern sind. Ich betrachte die beiden Grundsätze als unzertrennlich: „Stets genug", und „niemals zuviel". Ist der erste recht festgestellt, dann ergibt sich der zweite nothwendiger Weise.

chen als nöthig ist, daß sie bei gar zu markirter Aussprache harte und rauhe Sylben hervorbringen, daß sie zu viel accentuiren, ihre Worte übel wählen u. s. w.

Allein erstens scheinen mir diese Fehler unbedeutender zu sein, als die entgegengesetzten, denn wenn man bedenkt, daß das erste Gesetz der Rede ist, sich verständlich zu machen, so ist auch der größte Fehler, den man begehen kann der, so zu sprechen, daß man nicht verstanden wird. Darauf versessen sein, keinen Accent zu haben, heißt sich bestreben, der Rede ihre Anmuth, ihre Kraft zu rauben. Der Accent ist die Seele des Gesprächs; er gibt ihm Gefühl und Wahrheit. Der Accent lügt weniger als das Wort; und das ist vielleicht die Ursache, warum wohlgezogene Leute sich so sehr vor ihm fürchten. Aus der Gewohnheit, alles in einerlei Tone zu sagen, ist die Unsitte entstanden, die Leute zu verhöhnen, ohne daß sie es merken. Aus der Aechtung des Accents folgen jene lächerlichen, gezierten und der Mode gehorchenden Manieren der Aussprache, die man vornehmlich an jungen Hofleuten bemerkt. Diese Mode und Ziererei in den Worten machen gemeiniglich das erste Auftreten eines Franzosen andern Nationen widerwärtig und unangenehm. Anstatt daß er Accent in seine Worte bringen sollte, bringt er ein vornehmes Gelispel hinein. Das ist nicht das Mittel, zu seinem Vortheile einzunehmen.

Alle die kleinen Sprachfehler, von denen man fürchtet, daß die Kinder sie sich aneignen möchten, haben nichts zu bedeuten; man beugt ihnen vor oder verbessert sie mit der größten Leichtigkeit. Diejenigen Fehler aber verbessern sich niemals, die man ihnen sich zuziehen läßt, wenn man Ursache wird, daß sie leise, verworren und schüchtern sprechen, indem man fortwährend ihren Ton tadelt, an allen ihren Wörtern mäkelt u. s. w. Ein Mensch, der nur hinter dem Ofen reden lernt, wird sich vor der Fronte

eines Bataillons schlecht vernehmen lassen und bei einem Auflaufe dem Volke sicherlich keine Scheu einflößen. Bemüht euch vor allen Dingen, daß eure Kinder mit Männern sprechen lernen; mit Weibern werden sie schon reden lernen, wenn es sein muß.

Wenn eure Kinder auf dem Lande in aller ländlichen Bäuerlichkeit aufgezogen worden sind, so werden sie auch eine metallreichere Stimme bekommen; sie werden dort das verworrene Stammeln der Stadtkinder nicht annehmen; sie werden aber auch die Redensarten und den Ton der Dörfer sich nicht aneignen, oder ihn wenigstens leicht wieder verlieren, wenn nur der Erzieher, der bei ihnen von ihrer Geburt an lebt, tagtäglich und ausschließlich mehr für sie lebt, und dem Eindrucke, den die Bauernsprache auf sie macht, durch die Richtigkeit seiner Aussprache vorbeugt und diese dadurch verbessert. Emil wird ein Französisch sprechen, so rein, als ich es selbst kann, aber er wird hervorgehobener und nachdrücklicher sprechen als ich.

Das Kind, das reden will, darf nur solche Wörter hören, die es verstehen kann, und nur solche aussprechen, die es vernehmlich auszusprechen vermag. Die Anstrengung, die es dabei anwendet, bringt mit sich, manche Sylbe zweimal zu sagen, gleichsam um sich zu üben, sehr vernehmlich auszusprechen. Wenn es darum zu stottern anfängt, so quäle man sich nicht, sein Gerede zu errathen. Immer angehört sein wollen, ist auch noch eine Art von Obergewalt, und das Kind darf gar keine ausüben. Es ist genug, wenn man auf die Nothdurft des Kindes aufmerksam ist; ihm selbst kommt es zu, durch Mühe es dahin zu bringen, daß es euch von seinen übrigen Wünschen deutlich unterrichten lerne. Noch viel weniger aber muß man sich beeilen zu erfahren was es spricht. Es wird schon von selbst sprechen, wenn es den Nutzen davon einsieht.

Es ist wahr, man bemerkt, daß diejenigen, die sehr spät zu reden beginnen, nie so vernehmlich sprechen als andere. Allein dies rührt nicht daher, daß sie später anfingen, und das Sprachorgan unentwickelt blieb; vielmehr weil sie mit einem hinderlichen Organ geboren worden sind, fangen sie spät zu sprechen an; denn warum sollten sie außerdem später reden lernen als andere? Haben sie weniger Gelegenheit zu sprechen, hält man sie weniger dazu an? Im Gegentheil! die Besorgniß, die man wegen dieses Verzugs empfindet, verursacht vielmehr, sobald als man ihn wahrnimmt, daß man sich weit mehr mit ihnen quält, sie lallen zu lehren, als mit denen, welche bei Zeiten artikulirte Laute hervorgebracht haben; und dieser übel angewandte Eifer kann viel beitragen, ihr Reden verworren zu machen, da sie bei weniger Eilfertigkeit Zeit gehabt haben würden, sich mehr zu vervollkommnen.

Die Kinder, welche man viel zu sprechen nöthigt, haben nicht Zeit, das was man ihnen sprechen lehrt, deutlich sagen und wohl verstehen zu lernen. Wenn man hingegen sie sich selbst überläßt, so üben sie sich anfangs die leichtesten Sylben auszusprechen, nach und nach knüpfen sie an diese Sylben einige Bedeutung, die man aus ihren Geberden erräth, und geben somit euch ihre Worte, ehe sie die eurigen empfangen. Dies bewirkt, daß sie diese nicht eher annehmen, als bis sie sie verstanden haben. Da sie nicht gezwungen werden, sich unserer Worte zu bedienen, so beobachten sie erst, welchen Sinn ihr ihnen gebt, und wenn sie dessen sich versichert haben, so nehmen sie sie auf.

Der größte Schade aber, der aus der Uebereilung hervorgeht, zufolge der man den Kindern vor dem gehörigen Alter sprechen lehrt, ist nicht, daß die ersten Gespräche, welche man mit ihnen führt und die ersten Worte, die sie sagen, keinen Sinn für sie haben, sondern daß sie damit einen ganz andern Sinn verknüpfen,

als wir, ohne daß wir diesen Umstand gewahr werden. Auf Rechnung dieser Zweideutigkeiten ist gemeiniglich die Ueberraschung zu schreiben, worein uns zuweilen ihre Reden setzen, denen wir Begriffe leihen, die sie damit gar nicht verbunden haben. Diese Unaufmerksamkeit unsrer Seits auf den wirklichen Sinn, den die Worte für die Kinder, die sich derselben bedienen, haben, scheint mir die Ursache ihrer ursprünglichen Irrthümer zu sein, und diese Irrthümer haben auch selbst dann noch, wenn sie von denselben geheilt sind, Einfluß auf die Richtung des Geistes für die ganze übrige Lebenszeit. Ich werde in der Folge mehrfache Gelegenheit haben, dies durch Beispiele zu erläutern.

Man ziehe also das Wörterbuch des Kindes größtmöglichst zusammen. Es ist ein gar großer Uebelstand, wenn es mehr Wörter hat als Begriffe, und wenn es über Dinge mehr zu sprechen weiß, als es davon verstehen kann. Ich glaube, eine von den Ursachen, warum die Landleute gemeiniglich einen gesundern Menschenverstand haben als die Stadtbewohner liegt darin, daß ihr Wörterbuch nicht zu weitläufig ist. Sie haben wenig Ideen, aber sie vergleichen diese gut mit einander.

Die ersten Entwickelungen der Kinderwelt machen sich fast alle auf einmal. Das Kind lernt beinahe zu gleicher Zeit reden, essen, gehen. Das ist recht eigentlich die erste Epoche seines Lebens. Bis zu diesem Punkte ist es nichts mehr, als was es in seiner Mutter Leibe war; es hat keinen Gedanken, keinen Begriff, kaum hat es Empfindungen; es empfindet sogar nicht einmal sein eignes Dasein.

Vivit, et est vitae nescius ipse suae.
Es lebt, und ist sich doch des Lebens unbewußt.
Ovid. Trist. I. 3.

Zweites Buch.

Hiermit beginnt die zweite Epoche des Lebens und damit endigt sich die eigentliche Kindheit; denn die Worte infans und puer sind durchaus keine gleichbedeutenden Wörter. Das erste ist in dem zweiten begriffen und bedeutet ein Kind, das noch nicht sprechen kann *). Daher kommt es, daß man beim Valerius Maximus den Ausdruck puerum infantem findet. Aber ich will mich, dem Sprachgebrauche gemäß, auch für die fernere Epoche des Wortes Kindheit bedienen bis zu dem Alter, für welches die Sprache andere Namen hat.

Wenn die Kinder anfangen zu reden, so weinen sie nicht mehr so viel. Dieser Vorschritt ist sehr natürlich; es tritt eine Sprache an die Stelle der andern. Sobald als sie mit Worten sagen können, daß sie leiden, warum sollten sie es durch Schreien thun? es wäre denn, daß der Schmerz so lebhaft wäre, daß sie ihn mit Worten nicht ausdrücken könnten. Fahren sie aber auch jetzt fort zu weinen, dann liegt die Schuld an den Leuten, welche um sie sind. Von dem Zeitpunkte an, wo Emil gesagt haben wird; „Ich bin unwohl!" werden es sehr heftige Schmerzen sein müssen, die ihn zum Weinen zwingen sollen.

*) infans kommt her von fari, reden, mit der Vorsetzesylbe in, d. i. un, nicht.

Anmerk. des Uebers.

Ein Kind, das zärtlich und empfindlich ist, schreit natürlicher Weise um nichts auf. Mache ich aber sein Schreien unnütz und erfolglos, so verstopfe ich auch bald die Quelle davon. So lange das Kind weint, komme ich ihm nicht zu nahe, laufe aber hinzu, sobald als es ruhig ist. Bald wird Schweigen die Art und Weise sein, durch die es mich zu sich ruft oder höchstens wird es einen vereinzelten Schrei ausstoßen. Der sinnlich wahrnehmbare Erfolg der gegebenen Zeichen ist der Maßstab des kindlichen Urtheils. Eine andere Art von Ueberzeugung kennen sie nicht. Auf welche Weise auch ein Kind sich weh thut, selten wird es weinen, wenn es allein ist, am wenigsten, wenn es keine Hoffnung hat, gehört zu werden.

Wenn es fällt, wenn es sich eine Beule am Kopfe schlägt, wenn ihm die Nase blutet, wenn es sich in den Finger schneidet: so laufe ich nicht mit bestürzter Miene zu ihm, ich bleibe ruhig, wenigstens für kurze Zeit. Das Uebel ist geschehen, es muß nothwendig ertragen werden; alle meine Hastigkeit würde nur dazu dienen, den Schreck zu vergrößern und die Empfindlichkeit zu vermehren. Im Grunde ist es auch weniger die beigebrachte Wunde, als vielmehr der Schreck, der beunruhigt. Ich werde ihm wenigstens die letztere Beängstigung ersparen; denn ganz bestimmt wird es sein Ungemach beurtheilen, wie es mich dasselbe beurtheilen sieht. Sieht es mich daher unruhig herzulaufen, trösten, bedauern: so wird es sich für verloren erachten. Bemerkt es, daß ich mein kaltes Blut behalte, so wird auch das seinige bald wieder ruhig werden, und es wird das Uebel für geheilt ansehen, wenn es ihm nicht mehr weh thut. In diesem Allen erhält man den ersten Unterricht über den Muth und wer da ohne Abängstigung kleine Schmerzen ertragen lernt, der lernt stufenweise auch große ertragen.

Anstatt sehr aufmerksam zu sein, daß sich Emil niemals ver-

letze, würde mir es vielmehr unlieb sein, wenn dies nie geschähe und er aufwüchse ohne den Schmerz kennen zu lernen. Leiden ist das erste, das er lernen muß, es ist dasjenige, was ihm zu wissen am allernöthigsten sein wird. Es scheint, daß die Kinder nur klein und schwach sind, damit sie diesen wichtigen Unterricht ohne Gefahr erhalten können. Wenn das Kind seiner ganzen Länge nach hinfällt, so wird es doch kein Bein brechen; wenn es sich mit einem Stocke schlägt, es wird sich den Arm nicht zerschlagen; wenn es in ein scharfes Eisen greift, es wird nicht eben derb zufassen und sich keinen großen Schaden thun. Mir ist nicht bekannt, daß man je ein sich überlassenes Kind hätte sich tödten, verstümmeln oder sonst ein beträchtliches Uebel sich anthun sehen, wofern man es nicht unverzeihlicher Weise an hohe Orte, oder dicht an's Feuer gesetzt oder gefährliche Werkzeuge in seiner Nähe gelassen hätte, wozu es habe kommen können. Was soll man also zu den Magazinen von Maschinen sagen, mit denen man das Kind umschanzt, um es in allen Stücken gegen den Schmerz zu waffnen, so daß es in seiner Behaglichkeit ohne Muth und Erfahrung heranwächst, bei dem ersten Nadelstich den Tod zu haben glaubt und in Ohnmacht fällt beim Anblick des ersten Tropfen Blutes?

Unsre pedantische Unterrichtswuth treibt uns stets an, den Kindern das beizubringen, was sie durch sich selbst viel besser lernen würden und das zu übersehen, was nur wir ihnen beibringen können. Ist wohl etwas alberner als die Mühe, die man sich gibt, sie gehen zu lehren? als ob man je einen gesehen hätte, der der Nachlässigkeit seiner Wärterin willen groß geworden wäre ohne gehen zu können! Wie viele Leute aber im Gegentheil sieht man ihr ganzes Leben hindurch schlecht gehen, weil man es ihnen schlecht gelehrt hat!

Emil wird weder Fallhut, noch Laufkorb, noch Rollwagen,

noch Laufzaum bekommen; höchstens wird man ihn, sobald er anfangen wird, einen Fuß um den andern fortzusetzen, nur auf dem Pflaster unterstützen und da nur eilig darüber hinweg gleiten lassen [1]). Anstatt ihn in der verderbten Luft des Zimmers versiechen zu lassen, soll er alle Tage auf eine Wiese geführt werden. Dort mag er laufen, sich lustig machen, mag des Tages hundert Mal fallen; desto besser! er wird desto eher wieder aufstehen lernen. Das Hochgefühl der Freiheit wird ihn für viele Wunden schadlos halten. Mein Zögling wird manchmal Beulen haben; zur Entschädigung wird er sehr lustig sein; wenn eure Zöglinge weniger oft welche bekommen, so sind sie dafür auch stets behindert, stets gefesselt, stets kopfhängerisch. Ich zweifle, daß der Vortheil auf ihrer Seite sei.

Ein zweiter Vorschritt macht den Kindern das Weinen noch weniger nothwendig; es ist das Zunehmen ihrer Kräfte. Sobald sie durch sich selbst mehr vermögen, haben sie weniger oft nöthig ihre Zuflucht zu andern zu nehmen. Mit ihrer Kraft entwickel sich die Kenntniß, die sie in den Stand setzt, jene zu leiten. Au dieser zweiten Stufe hebt recht eigentlich das Leben als Einzelnwesen an; hier ist es, wo das Bewußtsein seiner selbst beginnt. Das Erinnerungsvermögen verknüpft den Gedanken von der Ein- und Gleichheit der Person mit allen wesentlichen Vorgängen des Daseins; und so wird das Kind wahrhaft persönlich, selbstständig, und somit schon des Glückes und Elendes fähig. Es ist also nothwendig, daß man hier anfange, es als ein sittliches Wesen der Betrachtung zu unterstellen.

1) Es giebt nichts Lächerlicheres und Unsichreres, als den Gang der Leute, die man in ihrer Kindheit zu viel am Laufzaume, Gängelbande, geführt hat. Es ist das auch noch eine von den Beobachtungen, deren Wahrheit bereits abgedroschen ist und die in mehr als einem Sinne ihre Richtigkeit hat.

Ob man gleich die höchste Dauer des menschlichen Lebens von ungefähr angibt, sowie auch für jedes Alter die Wahrscheinlichkeitsgründe, die sich vorfinden, um an diesen Punkt zu gelangen, so ist doch nichts ungewisser als die Lebensdauer jedes einzelnen Menschen insbesondere. Sehr wenige gelangen an dieses höchste Ziel. Die größten Gefahren für das Leben zeigen sich im Anfange desselben; je weniger man noch gelebt hat, desto weniger darf man zu leben hoffen. Von den Kindern, die geboren werden, gelangt höchstens die Hälfte in das Jünglingsalter und es ist wahrscheinlich, daß euer Pflegling das Mannesalter nicht erreichen werde.

Was soll man also von derjenigen barbarischen Erziehungsweise denken, welche die Gegenwart einer ungewissen Zukunft zum Opfer bringt, welche ein Kind mit allen möglichen Fesseln belastet und es elend zu machen anfängt, um ihn in der Ferne eine, ich weiß nicht was für vermeinte, Glückseligkeit zu bereiten, obgleich wahrscheinlich ist, daß er niemals bis zu dem Genusse derselben gelangen werde? Wenn ich auch diesen Gang der Erziehung in Bezug auf das Object für vernünftig halten wollte, so kann man doch nicht ohne Entrüstung mit ansehen, wie die armen kleinen Unglücklichen unter ein unerträgliches Joch gebeugt und wie die Galeerensclaven zu immerwährender Arbeit verdammt werden, ohne die gewisse Versicherung zu haben, daß die vielfachen Mühwaltungen ihnen je nützlich werden würden! Die Jahre der Harmlosigkeit vergehen unter Thränen, unter Bestrafungen, Drohungen, Sclaverei. Man martert den Unglücklichen seines Besten willen; und man bemerkt nicht, daß man den Tod herbeiruft, der ihn mitten aus diesen traurigen Zurüstungen hinwegführen wird. Wer mag wissen, wie viele Kinder als Schlachtopfer der überschnappten Weisheit eines Vaters oder eines Lehrers fallen? Glücklich das Kind, das solcher Grausamkeiten entrissen wird. Der einzige Vor-

theil, den die Unglücklichen aus den erlittenen Uebeln ziehen, ist der, daß sie sterben ohne das Leben zu bedauern, da sie blos die Martern desselben kennen gelernt haben.

Menschen, seid human! das ist eure erste Pflicht; seid es gegen alle Stände, gegen jedes Alter, gegen alles, was den Menschen angeht. Welche andere Lebensweisheit gibt es außer der Humanität für euch? Liebet die Kinderwelt, begünstiget ihre Spiele, ihre Vergnügungen, ihren liebenswürdigen Naturtrieb. Wer von euch hat nicht zuweilen dieses Alter vermißt, wo das Lachen beständig auf den Lippen schwebt, und die Seele immer zufrieden ist? Warum wollet ihr diesen kleinen Unschuldigen den Genuß einer Zeit, die ihnen so schnell entflieht, und eines so kostbaren Gutes, das sie nicht verkehrt anzuwenden wissen, rauben? Warum wollet ihr diese ersten und flüchtigen Jahre mit Bitterkeit und Schmerzen anfüllen, die Jahre, welche für die Kinder nicht wieder kommen, wie sie für euch niemals zurückkehren können. Väter, wißt ihr den Zeitpunkt, wo der Tod auf eure Kinder lauert? Bereitet euch keine Reue dadurch, daß ihr ihnen die paar Augenblicke verkümmert, welche ihnen die Natur gibt. Sobald sie die Lust am Dasein genießen können, so macht, daß sie dessen genießen; macht, daß, zu welcher Stunde sie auch Gott abrufen möge, sie nicht sterben ohne das Leben genossen zu haben.

Wie viele Stimmen aber wollen sich gegen mich erheben! Ich höre schon von weitem die Schreier jener After-Weisheit, die uns beständig aus uns selbst herauswirft, die stets die Gegenwart für nichts achtet, unablässig einer Zukunft nachjagt, die in dem Maße uns ausweicht, als wir selbst uns nähern, und die uns dadurch, daß sie uns in Zustände versetzt, in denen wir uns nicht befinden, in Verhältnisse bringt, in die wir niemals kommen werden.

Dies ist, antwortet man mir, ja die rechte Zeit, die fehler-

haften Neigungen des Menschen zu verbessern; grade im Alter der Kindheit sind die Strafen am wenigsten empfindlich, man muß sie also hier vervielfältigen, um sie in dem Alter der Vernunft ersparen zu können. Aber wer sagt euch denn, daß diese ganze Anordnung in eurer Willkür steht, und daß alle die schönen Unterweisungen, womit ihr den schwachen Geist eines Kindes belästiget, ihm nicht einst mehr schädlich als nützlich sein werden? Wer bürgt euch dafür, daß ihr durch den Unmuth, den ihr ihm verursacht, Etwas ersparen werdet? Warum bürdet ihr ihm mehr Uebel auf, als sein Zustand zuläßt, ohne versichert zu sein, daß die gegenwärtigen Uebel ihm in der Zukunft zu Gute kommen werden? Und wie wollet ihr mir beweisen, daß es jene fehlerhaften Neigungen, von denen ihr es zu heilen vermeinet, nicht vielmehr durch eure übel angewandte Sorgfalt, als von der Natur erhalten hat? Unglückselige Vorsorge, die ein Wesen wirklich elend macht in der gegründeten und ungegründeten Hoffnung es einst glücklich zu sehen! Wenn aber diese ganz gewöhnlichen Raisonneurs die Ungebundenheit mit der Freiheit, und ein Kind, das man fröhlich sein läßt, mit einem verwilderten Kinde verwechseln; so wollen wir das zu unterscheiden ihnen lehren.

Um nicht Hirngespinnsten nachzujagen, so vergesse man nie, was unsern Umständen angemessen ist. Die Menschheit hat ihren Platz in der Ordnung der Dinge, die Kindheit den ihren in der Ordnung des Menschenlebens. In dem Manne muß man den Mann, im Kinde das Kind betrachten. Einem jeden seinen Platz anweisen und ihn da selbstständig machen, die menschlichen Neigungen in Uebereinstimmung bringen mit seiner natürlichen Beschaffenheit, das ist alles, was wir zu seinem Wohlbefinden beitragen können. Alles Uebrige hängt von Ursachen außer uns ab, die nicht in unsrer Macht stehen.

Staatliche
Bibliothek
Passau

Wir wissen nicht, was an sich Glück oder Unglück ist. In diesem Leben ist alles gemischt; man genießt darinnen kein Gefühl ganz unverfälscht, man bleibt nicht zwei Augenblicke in einem und demselben Zustande. Unsre Gemüthsstimmung ist wie der Zustand unsers Körpers in einem ewigen Wogen begriffen. Das Gute und das Böse trifft uns alle, aber in verschiedenem Maße. Derjenige ist der Glücklichste, welcher die wenigste Qual leidet; der Unglücklichste aber ist der, welcher das wenigste Vergnügen empfindet. Stets mehr Leiden als Freuden; das ist das allgemeine Mißverhältniß. Die Glückseligkeit des Menschen hienieden ist also nur ein negativer Zustand, man muß ihn nach der geringen Menge der Uebel, die wir erdulden, abmessen.

Jedes Gefühl von Qual ist von dem Verlangen, sich davon zu befreien, unzertrennlich; jede Vorstellung des Vergnügens ist von dem heißen Wunsche, es zu genießen, unablösbar. Alles Verlangen setzt Beraubtsein voraus, und alles Entblößtsein, das wir empfinden, ist peinlich. Daher also besteht unser Elend in dem Mißverhältnisse unsrer Wünsche zu unsern Kräften. Ein empfindendes Wesen, dessen Kräfte seinem Verlangen entsprächen, würde ein absolut glückliches sein.

Worin besteht also die menschliche Lebensweisheit oder der Weg zum wahren Glücke? Nicht eigentlich darin, daß wir unser Verlangen vermindern; denn wenn es unter unser Können herabgedrückt würde, so würde ein Theil unsrer Kräfte müssig bleiben, und wir würden nicht unser ganzes Wesen genießen; eben so wenig besteht sie in Erweiterung unsrer Kräfte; denn wenn sich alsdann unsre Wünsche in noch größerem Grade ausdehnten, so würden wir dadurch nur desto elender. Sie besteht also blos darin, daß man das Ueberwuchern unsrer Wünsche über unsre Kräfte beschneide und das Können mit dem Wollen in vollkommene Ein=

stimmung bringe. Nur dann allein, wenn alle Kräfte bethätigt sind, ist der Geist ruhig und der Mensch befindet sich in der gehörigen Verfassung.

So hat es auch die Natur, die alles auf das Beste macht, vom Anfange herein eingerichtet. Sie gibt dem Menschen unmittelbar nichts als den Trieb, der die Erhaltung fordert und die Kräfte, welche hinreichen, diesen Trieb zu befriedigen. Sie hat alle andern gleichsam wie Vorrath in das Innerste seiner Seele gelegt, um sie nach Bedürfniß zu entwickeln. Nur in diesem ursprünglichen Zustande ist das Gleichgewicht zwischen Können und Mögen vorhanden, und der Mensch nicht unglücklich. Sobald sich seine entwickelten Kräfte in Thätigkeit setzen, so erwacht die Einbildungskraft, die thätigste von allen, und kommt jenen zuvor. Die Einbildungskraft ist es, welche uns die Grenzen der Möglichkeit erweitert, sei es im Guten oder im Bösen, die folglich durch Hoffnung und Befriedigung die Begierden erweckt und unterhält. Aber der vorgespiegelte Gegenstand, den wir schon unter der Hand zu haben meinen, entwischt schneller, als man ihm nachsetzen kann. Glaubt man ihn zu erreichen, so wandelt er seine Gestalt, und erscheint wieder weit von uns entrückt. Da wir die durchlaufene Strecke nicht mehr wahrnehmen, so achten wir sie für nichts; aber der Raum, der noch zu durchlaufen übrig bleibt, verlängert sich ohne Aufhören. So erschöpft man sich, ohne zum Ziele zu gelangen und je mehr wir dem Genuße nachjagen, desto mehr entfernt sich das Glück von uns.

Je mehr hingegen der Mensch in seinem natürlichen Zustande verblieben ist, desto geringer ist der Abstand seiner Kräfte von seinen Wünschen, desto weniger ist er folglich von dem Glücklichsein entfernt. Er ist niemals weniger elend, als wenn er von Allem entblößt zu sein scheint; denn das Elend besteht nicht darin, daß

man nichts habe, sondern darin, daß man das Nichtshaben schwer empfindet.

Die wirkliche Welt hat ihre Schranken, die eingebildete Welt ist unendlich. Da wir jene nicht erweitern können, so muß diese zusammen gezogen werden; denn nur aus der Verschiedenheit beider erwachsen alle Qualen, welche uns wahrhaft unglücklich machen. Man nehme die Kraft, die Gesundheit, die Zufriedenheit mit uns selbst aus, so sind alle Güter dieses Lebens nur Dinge der Einbildung; man nehme körperliche Schmerzen und die Gewissensbisse aus, dann sind alle Uebel nur eingebildete. Das ist ein längst ausgedroschener Gemeinplatz, höre ich sagen. Ich gestehe das zu; aber seine wirkliche Anwendung ist nicht so gemein; und doch handelt sich's hier einzig und allein von der Anwendung.

Was heißt es denn eigentlich, wenn man sagt, der Mensch ist schwach? das Wort Schwäche zeigt ein Verhältniß an, ein Verhältniß zu einem Wesen, auf welches man das Wort anwendet. Wessen Kraft das Bedürfniß überwiegt, ist ein starkes Wesen, und wäre es auch eine Mücke, ein Wurm. Wessen Bedürfniß über seine Kräfte geht, ist ein schwaches Wesen, und wäre es ein Elephant, ein Löwe, wäre es ein Welteroberer, ein Held, ja wäre es ein Gott. Der aufrühreriſche Engel, der seine Natur verkannte, war schwächer als der glückliche Sterbliche, der in Einstimmung mit seiner Natur lebte; der Mensch ist stark, wenn er sich begnügt zu sein, was er ist; er ist sehr schwach, wenn er sich über die Sphäre der Menschlichkeit erheben will. Man stelle sich also doch ja nicht vor, daß man sein Vermögen verstärke, wenn man seine Kraft mit Gewalt ausdehnt; man schwächt es gegentheils mehr, wenn unser hochfahrender Sinn weitergreift, als sie reicht. Lasset uns die Radien unsers Kreises wohl ausmessen und uns im Mittelpunkte bleiben wie die Spinne in ihrem Gewebe. Wir werden

uns dann stets selbst genug sein und uns nicht zu beklagen haben über unsre Schwäche; denn wir werden sie niemals empfinden.

Jedes Thier hat genau das zu seiner Erhaltung nöthige Vermögen. Der Mensch allein besitzt es im Ueberflusse. Ist es nicht äußerst seltsam, daß dieser Ueberfluß die Quelle seines Elendes sein soll? In jedem Lande bringen die Hände eines jeden mehr ein, als sein Unterhalt verlangt. Wäre man also weise genug, diesen Ueberfluß für nichts zu rechnen, so hätte man alle Tage das Nothwendige, weil man nie zu viel hätte. Die großen Bedürfnisse, sagt Xaverinus beim Gellius, entspringen aus den großen Gütern, und oft ist das beste Mittel, sich zu verschaffen, was einem fehlt, daß man sich dessen begibt, was man hat[2]). Dadurch daß man sich plagt, sein Glück zu vermehren, verwandelt man es in Unglück. Der Mensch, der weiter nichts wollte als leben, würde glücklich leben. Er würde aber auch rechtschaffen leben; denn was brächte es ihm wohl für Vortheil, unrechtschaffen zu sein?

Wenn wir unsterblich wären, würden wir höchst elende Wesen sein. Es ist hart zu sterben, ohne Zweifel! aber es ist süß, hoffen zu dürfen, daß man nicht immer lebe und daß ein besseres Leben die Beschwernisse dieses Daseins enden werde. Wenn man uns die Unsterblichkeit auf dieser Erde anböte, wer von uns *) würde dieses traurige Geschenk annehmen wollen? Welche Zuflucht, welche Hoffnung, welcher Trost würde uns gegen die Härte des Schicksals und gegen die Ungerechtigkeit der Menschen bleiben? Der Unwissende, der nie etwas voraussieht, empfindet den Werth des Lebens wenig und fürchtet sich wenig, es zu verlieren; der aufge-

---

2) Noct. attic. lib. IX. Cap. 8.

*) Man wird einsehen, daß ich hier von denkenden Menschen rede und nicht von dem großen Haufen.

klärte Mensch kennt Güter von weit größerem Werthe, und zieht diese dem Leben vor. Nur die Halbwisserei und die Afterweisheit dehnen unsre Blicke bis an das Grab aus, aber nicht darüber hinaus und stellen uns den Tod als das größte Uebel dar. Für den Weisen wird das Sterbenmüssen nur ein Grund, das Ungemach des Lebens zu ertragen. Wenn man nicht sicher wäre, es einmal zu verlieren, so wäre seine Erhaltung theuer erkauft.

Unsre sittlichen Uebel bestehen alle nur in der Einbildung, mit Ausnahme eines einzigen, des Verbrechens nämlich. Dieses aber hängt von uns selbst ab. Unsre physischen Uebel zerstören sich entweder selbst, oder sie zerstören uns. Die Zeit oder der Tod sind die Mittel gegen sie. Aber wir leiden um so viel mehr, je weniger wir zu leiden wissen; und wir quälen uns mehr, unsre Krankheiten zu heben, als wir Qual haben würden, sie zu ertragen. Lebe der Natur gemäß, habe Geduld und jage die Aerzte fort; zwar wirst du dem Tode nicht entfliehen, aber du wirst ihn nur einmal empfinden, während daß jene ihn tagtäglich dir vor deine beschäftigte Einbildungskraft bringen und ihre lügnerische Kunst, anstatt deine Tage zu verlängern, dich um den Genuß derselben betrügt. Ich werde immer fragen, welch' wahrhaftes Gut diese Kunst den Menschen verschafft hat. Einige von denen, die sie heilt, würden sterben, das ist wahr; aber Millionen, die sie tödtet, würden am Leben bleiben. Bist du bei Sinnen, Mensch, so setze nicht in diese Lotterie, wo du so viele Nieten gegen dich hast. Ertrage, stirb, oder genese; aber vor allem lebe bis zu deiner letzten Stunde.

Alles ist nur Narrenthum und Widerspruch in den menschlichen Einrichtungen. Wir machen uns immer nur um so mehr Sorge wegen unsers Lebens, je mehr dasselbe im Werthe verliert. Die alten Leute beklagen es mehr als die jungen; sie wollen der

Zurüstungen nicht verlustig werden, die sie gemacht haben, um das Leben zu genießen; im sechzigsten Jahre ist es freilich sehr hart zu sterben, wenn man da den Anfang zum Leben noch nicht gemacht hat. Man glaubt, der Mensch habe eine sehr heftige Liebe zu seiner Erhaltung und man hat recht; aber man übersieht, daß diese Liebe, so wie wir sie fühlen, größtentheils nur das Werk des Menschen ist. Von Natur kümmert sich der Mensch um seine Erhaltung nur, in so weit die Mittel dazu in seiner Macht stehen; sobald ihm diese Mittel abgehen, so gibt er sich zufrieden und stirbt, ohne sich unnützer Weise zu quälen. Das erste Gesetz zur bereitwilligen Ergebung gibt uns die Natur. Die Wilden, eben so auch die Thiere, sträuben sich sehr wenig gegen den Tod, und dulden ihn, fast ohne sich zu beklagen. Ist dies Gesetz vernichtet, so gestaltet sich ein anderes von der Vernunft gegeben; aber wenige verstehen es, dasselbe daraus her zu entlehnen. Auch ist dies erkünstelte Ergeben niemals so vollkommen und ganz, wie das erste.

Die Sorge für die Zukunft! die Vorsorge, welche uns ohne Unterlaß außer uns selbst versetzt und oft uns Plätze anweis't, an die wir nie gelangen werden: diese ist die wahre Quelle unsers Elendes. Welch ein Wahnwitz für ein so vergängliches Wesen als der Mensch ist, immer nur in eine ferne Zukunft zu blicken, die so selten herannaht, und die Gegenwart zu vernachlässigen, deren er gewiß ist! Diese Raserei ist um so beklagenswerther, weil sie mit den Jahren unaufhörlich zunimmt und weil die Alten, stets mißtrauisch, ängstlich besorgt, karg, lieber heute das Nothwendige sich entziehen, als in hundert Jahren von ihrem Ueberflusse etwas missen wollen. So hängen wir an Allem; so häckeln wir uns an Jedes an; Zeit, Raum, Menschen, Dinge, alles, was ist, alles was sein wird, ist jedem von uns wichtig; unsre Persönlichkeit wird dadurch nur ein sehr geringer Theil von uns selbst. Ein jeder

spannt sich gleichsam über die ganze Erde aus und hat nun überall Reizbarkeit auf dieser weiten Oberfläche. Ist es zu verwundern, wenn sich unsre Leiden um alle die Stellen vervielfältigen, an denen wir verwundbar sind? Wie viele Fürsten sind untröstlich über den Verlust eines Landes, das sie niemals gesehen haben! Wie viele Kaufleute darf man nur in Indien angreifen, um sie in Paris schreien zu machen!

Ist es die Natur, welche die Menschen sich selbst so weit entfremdet? Ist sie es, die da will, daß jeder sein Schicksal erst von andern kennen lerne und manchmal es erst am Schlusse kennen lerne, so daß mancher glücklich oder elend gestorben ist, ohne jemals davon etwas gewußt zu haben? Ich sehe einen frischen, muntern, blühenden Mann sich wohl befinden; seine Erscheinung flößt Freude ein; seine Augen sprechen Zufriedenheit, Behaglichkeit aus; er ist das lebendige Abbild des Glücks. Es kommt ein Brief durch die Post; der glückliche Mann sieht ihn an; die Adresse lautet auf ihn; er öffnet, er liest ihn. In dem Augenblicke verändert sich sein ganzes Wesen; er wird blaß, er fällt in Ohnmacht. Wieder zu sich selbst gekommen weint er, ist bewegt, stöhnt, rauft sich das Haar aus, die Luft ertönt von seinen Klagen, er scheint von heftigen Verzuckungen überfallen. Thor! Was hat dir denn dies Papier für ein Uebel zugefügt? Welches Glied hat es dir abgerissen? Welches Verbrechen hat es dich begehen lassen? Kurz welche Veränderung hat es mit dir vorgenommen, daß es dich in den Zustand versetzen konnte, in dem ich dich erblicke.

Wäre dieser Brief verloren gegangen, hätte eine mitleidige Hand ihn ins Feuer geworfen: so würde das Schicksal dieses Sterblichen, der glücklich war und auf einmal unglücklich geworden ist, wie mir es dünkt, ein seltsames Räthsel gewesen sein. Ihr werft mir ein, sein Unglück würde denn doch kein blos ein-

gebildetes gewesen sein. Schön! Aber er hätte es nicht gefühlt. Wo wäre es alsdann zu finden gewesen? Sein Glück möchte daher ein blos eingebildetes sein. Ich merke wohl, seine Gesundheit, sein froher Muth, seine Behaglichkeit, die Zufriedenheit seines Geistes sind weiter nichts als Träumereien. Wir leben nicht mehr da, wo wir uns befinden, wir bewegen uns nur in Zuständen, in denen wir uns nicht befinden. Ist es der Mühe werth, eine so große Furcht vor dem Tode zu haben, wenn die Bedingung, in und durch welche wir leben, dieselbe bleibt!

Mensch! ziehe dich in dich selbst zurück, und du wirst nicht mehr unglücklich sein. Verharre in der Stellung, welche dir die Natur in der Kette der Wesen angewiesen hat, nichts kann dich davon verdrängen; strebe nicht an gegen das harte Gesetz der Nothwendigkeit, erschöpfe im Kampfe gegen sie deine Kräfte nicht, die dir der Himmel nicht gegeben hat, um dein Dasein zu erweitern oder zu verlängern, sondern allein, um es zu erhalten, wie und so lange es dem Himmel gefällt. Deine Freiheit, deine Macht erstreckt sich nur so weit, als deine natürlichen Kräfte reichen und nicht darüber hinaus, alles Uebrige ist nur Sclaverei, Verblendung, Gaukelwerk. Die Macht zu befehlen selbst ist Knechtschaft, wenn sie von einer vorgefaßten Meinung abhängt; denn alsdann hängst du ab von den Vorurtheilen derjenigen, die du durch Vorurtheile regierst. Willst du sie leiten, wie es dir gefällt, so mußt du dich fügen, wie es ihnen gefällt. Es darf sich nur ereignen, daß sie ihre Ansicht änderten, so wirst du deine Handlungsweise auch darnach ändern müssen. Deine Umgebung darf nur die Meinungen des Volkes, das du zu beherrschen glaubst, zu regieren wissen, oder die deiner Günstlinge, welche dich beherrschen, oder die deiner Familie, oder endlich deine eignen: so werden diese Vessire, diese Höflinge, diese Priester, diese Soldaten, diese Kammerdiener, diese

Zuträger, ja Kinder sogar, und wenn du ein Themistokles an Geist wärst[3]), dich selbst in Mitten deiner Legionen wie ein Kind leiten. Magst du es auch noch so gut anstellen: nie wird dein wirkliches Ansehn weiter reichen als deine Kräfte. Sobald man durch Andrer Augen sehen muß, so muß man auch durch ihren Willen wollen. Meine Völker sind meine Unterthanen, sagst du trotzig. Zugegeben. Aber du? Wer bist denn du? der Unterthan deiner Minister. Und deine Minister durch die Bank, wer sind sie? die Unterthanen ihrer Sekretaire, ihrer Maitressen, die Diener ihrer Diener. Nehmt alles in Empfang, reißt alles an euch, werft das Geld weg mit vollen Händen; werft Batterien für das Geschütz auf; errichtet Galgen und Rad, gebt Gesetze, erlaßt Befehle; vermehrt die Spione, die Soldaten, die Henker, die Gefängnisse, die Fesseln: arme kleine Menschen, wozu soll euch dies alles dienen? Ihr werdet darum nicht besser bedient, nicht weniger bestohlen, nicht weniger betrogen, nicht unumschränkter werden. Ihr werdet stets sagen: „Wir wollen;" aber stets ausrichten, was andere wollen.

Der Einzige, der seinen eignen Willen vollzieht, ist der, welcher, um ihn auszuführen, nicht nöthig hat, die Arme eines andern zur Verlängerung der seinigen anzusetzen. Hieraus folgt, daß das erste aller Güter nicht das Gewalthaben sondern die Freiheit ist. Der wahrhaft freie Mensch will nur das, was er kann, und thut das, was ihm beliebt. Das ist mein oberster Grundsatz. Man

---

3) Der kleine Knabe, den ihr hier seht, sagte Themistokles zu seinen Freunden, entscheidet über das Schicksal Griechenlands. Denn er beherrscht seine Mutter, seine Mutter beherrscht mich, ich beherrsche die Athenienser, die Athenienser beherrschen Griechenland. — Ach! was für kleine Steuerleute würde man oft in den größten Reichen antreffen, wenn man von dem Fürsten stufenweise abwärts stiege bis zu der ersten Hand, welche im Verborgenen die Richtung gibt.

darf ihn nur auf die Kinderwelt anwenden, so werden sich alle Regeln der Erziehung daraus ergeben.

Die Gesellschaft hat den Menschen geschwächt, nicht nur dadurch, daß sie ihm das Recht benommen hat, über seine eignen Kräfte zu verfügen, sondern hauptsächlich dadurch, daß sie ihm diese Kräfte als unzureichend erscheinen läßt. Darin liegt es, daß seine Wünsche sich mit seiner Schwachheit nur mehren, da sieht man auch, was die Schwachheit der Kinderwelt, verglichen mit dem Mannesalter, ausmacht. Wenn der erwachsene Mann ein starkes Wesen, und das Kind ein schwaches Wesen ist, so ist es nicht darum so, weil ersterer mehr absolute Gewalt besitzt als der andere, sondern weil er natürlicher Weise sich selbst genug thun kann, und weil der andere dies nicht kann. Der Mann muß also mehr Willen, das Kind mehr Phantasie haben; durch dieses Wort aber bezeichne ich jedes Verlangen nach Dingen, die keine wahren Bedürfnisse sind, und die man nicht anders befriedigen kann, als mit Hilfe Anderer.

Ich habe den Grund von diesem Zustande der Schwäche angegeben. Die Natur hilft ihm ab durch die Liebe der Eltern. Aber diese Zuneigung kann zu weit gehen, kann fehlerhaft sein, kann gemißbraucht werden. Eltern, welche in bürgerlichen Verhältnissen leben, versetzen ihr Kind vor der Zeit in eben denselben Zustand. Sie geben ihm mehr Bedürfnisse, als es hat, und kommen dadurch seiner Schwäche nicht zu Hilfe, sondern vermehren sie. Sie vermehren sie noch dadurch, daß sie Anforderungen an die Kinder machen, welche die Natur nicht machen würde, daß sie ihrem eignen Willen die geringe Kraft unterwerfen, die das Kind hat, den seinigen auszuführen; endlich noch, daß sie gegenseitige Abhängigkeit, in der das Kind durch seine Schwachheit, die Eltern

durch ihre Liebe gehalten werden, in Sclaverei von der einen oder der andern Seite verwandeln.

Der Weise behauptet sich in seiner Stellung. Das Kind aber, das die seinige nicht kennt, kann sich nicht in derselben behaupten. Es gibt unter uns tausend Abwege, die offen stehen. Denjenigen also, die das Kind leiten, liegt es ob, es davon zurückzuhalten; und das ist nichts leichtes. Es soll weder ein Thier sein, noch ein Mann, sondern ein Kind; es muß seine Schwäche fühlen, aber nicht darunter leiden; es soll abhängig, aber nicht knechtisch gehorsam sein, es soll verlangen, aber nicht befehlen. Es ist andern nur wegen seiner Bedürfnisse unterworfen, und weil diese besser wissen als es selbst, was ihm nützlich ist, und was zu seiner Erhaltung beitragen oder ihr nachtheilig sein kann. Kein Mensch hat das Recht, auch selbst der Vater nicht, dem Kinde das zu befehlen, was ihm zu nichts gut ist.

Bevor noch Vorurtheile und menschliche Einrichtungen unsre natürlichen Neigungen verdrängt haben, besteht alles Glück, bei Kindern sowohl wie bei Erwachsenen in dem Gebrauche ihrer Freiheit; aber diese Freiheit ist bei ersteren bedingt durch die Schwäche. Wer das thut, was er will, ist glücklich, wofern er sich selbst genug ist; und das ist der Fall mit dem Menschen, der im Naturzustande lebt. Allein wenn einer auch thut, was er will, so ist er darum noch nicht glücklich, sobald seine Bedürfnisse die Kräfte übersteigen; und dies ist der Fall bei dem Kinde sogar im Naturzustande. Die Kinder genießen, auch selbst im Zustande der Natur, nur einer unvollkommenen Freiheit, ähnlich derjenigen, welche der Mann im bürgerlichen Leben genießt. Jeder von uns kann andere nicht mehr entbehren, und wird in dieser Rücksicht schwach und elend. Wir sind zu Männern geschaffen worden; Gesetze und Gesellschaftsverfassung haben uns in die Kindheit zurück

geschleudert. Die Reichen, die Großen, die Könige alle sind Kinder, die, weil sie sehen, daß man sich bemüht ihrer Schwachheit beizuspringen, dadurch eine kindische Eitelkeit sich aneignen und voller Stolz sind wegen der Sorgfalt, welche man ihnen doch nicht angedeihen lassen würde, wenn sie vollkommene Männer wären.

Diese Betrachtungen sind von Wichtigkeit und vermögen alle Widersprüche in den gesellschaftlichen Verfassungsleben aufzulösen. Es gibt zwei Arten von Abhängigkeit; die eine Art, die Abhängigkeit von der leblosen, uns umgebenden Welt, dies ist die natürliche; die andere, die von den Menschen und das ist die gesellschaftliche Abhängigkeit. Da die Abhängigkeit von den Dingen mit der Moralität in gar keine Beziehung kommt, so thut sie der Freiheit auch keinen Abbruch und erzeugt keine Laster; die Abhängigkeit von den Menschen ist nicht in der Ordnung[4]) und erzeugt alle Laster und durch sie verderben Herr und Knecht sich gegenseitig. Wenn es irgend ein Mittel gibt, diesem Uebel in der Gesellschaft abzuhelfen, so besteht es darin, daß das Gesetz an die Stelle des Menschen trete und der Gesammtwille mit einer wirklichen Gewalt ausgerüstet werde, die der Wirksamkeit jedes einzelnen Willen überlegen ist. Könnten die Gesetze der Völker, so wie die Gesetze der Natur, Unwandelbarkeit erhalten, die nie durch eine menschliche Gewalt überwunden würde, so würde die Abhängigkeit von den Menschen alsdann wieder eine Abhängigkeit von der leblosen Welt werden; man würde dann in dem staatischen Gemeinwesen alle die Vortheile des Naturzustandes mit denen der socialen Verhältnisse vereinigen; man würde zu der Freiheit, die

4) In meinen Grundzügen des Staatsrechtes habe ich gezeigt, daß in einer Gesellschaftsverfassung dem Willen des Einzelnen kein Raum verstattet werden kann.

den Menschen vor Fehltritten bewahrt, die Moralität gesellen, die ihn zur Tugend erhebt.

Erhaltet das Kind einzig und allein in Abhängigkeit von den Dingen; ihr werdet dem Gesetze der Natur bei dem Fortschreiten auf der Bahn seiner Erziehung gefolgt sein. Setzt seinen unerlaubten Wünschen nur physische Hindernisse entgegen oder Strafen, die aus seinem Handeln selbst entspringen und deren er sich bei abermaliger Gelegenheit wieder erinnert. So ist es nicht nöthig, ihm zu verbieten, etwas Böses zu thun, es ist hinreichend, ihn daran zu verhindern. Erfahrung oder das „Nichtausführenkönnen" müssen ihm allein die Stelle des Gesetzes vertreten. Man gestehe den Wünschen des Kindes nichts zu, weil es etwas verlangt, sondern weil es bedarf. Das Kind wisse weder was gehorchen heißt, wenn es handelt, noch was befehlen heißt, wenn ein anderer für dasselbe handelt. Es fühle seine Freiheit gleichmäßig bei seinen Handlungen sowohl wie bei den euren. Ersetzt die Kraft, die ihm gebricht, grade in so weit, als er sie nöthig hat, um frei und auch nicht gebieterisch zu sein. Da es eure Dienste mit einer Art von Demüthigung empfängt, so seufzt es nach dem Augenblicke, wo es derselben überhoben sein und wo es die Ehre haben wird, sich selbst zu bedienen.

Die Natur hat zur Kräftigung des Körpers und zum Emporwachsenlassen desselben Mittel, denen man niemals entgegen sein sollte. Man muß ein Kind nicht zum bleiben zwingen, wenn es gehen will, nicht zum gehen, wenn es bleiben will. Wenn der Wille der Kinder nicht durch unsre Schuld verderbt worden ist; so begehen sie nie etwas unnützer Weise. Sie müssen springen, laufen, schreien, wenn sie Lust dazu haben. Alle ihre Bewegungen sind Bedürfnisse ihrer Leibesbeschaffenheit, die sich zu kräftigen sucht; doch dann muß man bedenklich werden, wenn sie etwas ver-

langen, ohne es selbst verrichten zu können, und andere verbindlich sein müßten, es für sie zu verrichten. Alsdann muß man das wahre Bedürfniß, das Naturbedürfniß, sorgfältig unterscheiden von dem eingebildeten Bedürfnisse, das zu entstehen beginnt, oder von dem, was aus jenem Ueberflusse des Irdischen hervorgeht, wovon ich oben gesprochen habe.

Ich habe schon angegeben, was man thun muß, wenn ein Kind weint, um dieses oder jenes zu bekommen. Ich will nur noch hinzusetzen, daß, sobald das Kind durch Worte zu verstehen geben kann, was es wünscht, und um solches desto schneller zu erlangen oder eine abschlägliche Antwort zu entkräftigen, sein Begehren durch Thränen unterstützt, so muß es ihm unwiderruflich versagt werden. Wenn ein Bedürfniß ihm Worte leiht, so müßt ihr dies wissen, um sein Verlangen sogleich zu erfüllen; allein seinen Thränen nachzugeben, heißt, es solche zu vergießen anreizen, heißt, es zweifeln zu lehren an eurem guten Willen und glauben zu machen, daß Ungestüm bei euch mehr ausrichten könne als freundliches Wesen. Hält das Kind euch nicht für gütig, so wird es bald hartnäckig werden. Es ist viel daran gelegen, daß man sogleich auf das erste Zeichen zugesteht, was man nicht abschlagen will. Seid nicht verschwenderisch im Versagen, aber widerrufet auch nie.

Nehmt euch vorzüglich in Acht, daß ihr dem Kinde keine leeren Höflichkeitsformeln beibringt, die ihm bei Gelegenheit zu Zauberformeln dienen werden, alle die es umgeben, seinem Willen zu unterwerfen, und augenblicklich das zu erhalten, was ihm beliebt. Bei der Erziehung reicher Leute, wo alles Façon ist, verfehlt man niemals, sie auf eine recht polirte Weise befehlshaberisch zu machen, indem man ihnen die Ausdrücke vorschreibt, deren sie sich bedienen sollen, damit kein Mensch ihnen etwas abzuschlagen wagt. Diese kennen weder den Ton noch die Wendungen einer Bitte; sie sind

höchst anmaßend, und dies noch mehr wenn sie bitten, als wenn sie befehlen; weil sie im erstern Falle weit mehr versichert sind, daß man Gehorsam leisten werde. Man bemerkt sofort, daß das: „Wenn es Ihnen gefällig ist!" in ihrem Munde so viel heißt als: „es ist mir gefällig" und das: „ich bitte Sie" bei ihnen heißt: „ich befehle es Ihnen." Bewundernswerthe Höflichkeit, die auf weiter nichts hinausläuft, als daß sie den Sinn der Worte verdrehen und nie anders als im befehlenden Tone werden reden können! Ich meines Theils fürchte weniger, daß Emil anmaßend als gradezu erscheinen werde, will aber lieber, daß er bittend sage: „Thun Sie das" als befehlend: „ich bitte Sie." Nicht das Wort, dessen er sich bedient, kommt in Betracht, wohl aber die Bedeutung, in der er es nimmt.

Es gibt eine übermäßige Strenge und eine zu große Nachsicht, die beide auf gleiche Weise zu vermeiden sind. Wenn ihr die Kinder leiden laßt, so setzt ihr ihre Gesundheit, ihr Leben auf's Spiel; ihr macht sie wahrhaft elend. Erspart ihr ihnen aber mit zu vieler Aengstlichkeit alle Arten des Uebelbefindens, so bereitet ihr ihnen großes Elend, ihr verzärtelt sie, macht sie empfindlich; ihr entrückt sie von dem Standpunkte des Menschen, auf den sie einst, trotz euch, zurück kehren müssen. Um sie einigen in der Natur liegenden Uebeln nicht auszusetzen, werdet ihr zu Schöpfern von denjenigen, die nicht von der Natur herrühren. Man wird mir einwerfen, daß ich hier in den Fehler der Väter verfalle, denen ich vorwarf, daß sie das Glück der Kinder den Plänen für eine Zukunft aufopferten, die vielleicht nie kommen dürfte?

Aber mit nichten; denn die Freiheit, die ich meinem Zöglinge verstatte, entschädigt ihn vollständig für die kleinen Unbequemlichkeiten, denen ich ihn ausgesetzt sein lasse.

Ich sehe die kleinen Gassenjungen auf dem Schnee spielen,

kirschblau, erfroren, kaum daß sie die Finger bewegen können. Es liegt nur an ihnen, daß sie hingehen und sich wärmen; sie thun es nicht. Zwänge man sie dazu, so würden sie die Strenge des Zwanges hundertmal stärker empfinden, als sie die Strenge der Kälte fühlen. Worüber klagt ihr also? Werde ich euer Kind dadurch unglücklich machen, daß ich es den Unannehmlichkeiten aussetze, die es gern ertragen will? Ich fördere vielmehr für den gegenwärtigen Augenblick sein Wohl dadurch, daß ich ihm Freiheit gestatte; ich fördere auch sein Wohl für die Zukunft dadurch, daß ich es gegen das Ungemach waffne, dem es unterworfen sein wird. Wenn es die Wahl hätte, mein Zögling zu sein, oder der eurige, glaubt ihr wohl, daß es einen Augenblick unschlüssig sein würde?

Meint ihr, daß es für ein Wesen ein außerhalb seiner eigenthümlichen Beschaffenheit liegendes wahrhaftes Glück geben könne? Und heißt es denn nicht, den Menschen seiner Beschaffenheit entfremden, wenn man ihn von allen Uebeln seines Geschlechts durch die Bank befreien will? Ja ich behaupte, daß wenn der Mensch großes Wohlsein genießen will, er die kleinen Uebel kennen gelernt haben müsse. So verlangt es seine Natur. Gedeiht das Physische gar zu sehr, so geht das Sittliche unter. Ein Mensch, der den Schmerz nicht kennete, würde weder die Rührungen der Menschlichkeit, noch die Süßigkeit des Mitleids kennen; sein Herz würde von nichts bewegt werden; er würde die Geselligkeit nicht kennen und eine Mißgeburt sein unter seines Gleichen.

Kennt ihr das sichere Mittel, euer Kind unglücklich zu machen? Ihr müßt es daran gewöhnen, alles zu bekommen. Denn seine Wünsche werden durch die Leichtigkeit, womit sie befriedigt werden, stets wachsen, aber früh oder spät wird euch die Ohnmacht, trotz eures Wunsches, zwingen, etwas zu versagen; und dieses ihm ganz fremde Versagen wird ihm mehr Qual verursachen, als das

Entbehren des verlangten Gegenstandes selbst. Anfänglich wird es den Stock haben wollen, den ihr tragt; bald darauf eure Uhr, in der Folge wird es den Vogel verlangen, der vorüber fliegt, es wird den Stern zu haben wünschen, den es schimmern sieht; es wird alles haben wollen, was ihm vor die Augen kommt. Seid ihr nun kein Gott, wie wollt ihr es zufrieden stellen?

Es liegt in dem Naturell des Menschen, alles das, was er in seiner Gewalt hat, als sein Eigenthum zu betrachten. In diesem Sinne ist der Grundsatz des Hobbes bis auf einen gewissen Punkt wahr: „Vermehrt nur mit unserm Verlangen die Mittel, dasselbe zu befriedigen, und ein jeder wird sich zum Herrn von allem machen.“ Das Kind also, das nur wollen darf um etwas zu erhalten, betrachtet sich für den Eigenthümer des Alles; es sieht alle Menschen für seine Sclaven an; und ist man endlich genöthigt, ihm etwas zu versagen, ihm, dem alles möglich scheint, sobald es nur befiehlt, so nimmt es die abschlägliche Antwort für eine Art der Widersetzlichkeit; alle vernünftigen Gründe, die man ihm gibt, in einem Alter, das unfähig ist, vernünftige Schlüsse zu machen, sind nach seiner Meinung nur Vorwände; es sieht überall nur den bösen Willen: das Gefühl einer vermeintlichen Ungerechtigkeit erbittert sein ganzes Wesen, es faßt einen Haß gegen die ganze Welt und ohne je für eine Gefälligkeit sich zu bedanken, wird es entrüstet über jeden Widerstand.

Wie soll ich mir denken, daß ein vom Zorne so beherrschtes, und von so heißen Leidenschaften verzehrtes Kind jemals glücklich sein könne? Glücklich! dies Kind, das ein Despot ist, das zugleich der kriechende Sclav, das elendeste Geschöpf ist! Ich habe Kinder gesehen, die auf diese Art erzogen wurden, sie verlangten, man solle das Haus mit der Schulter umstoßen, man sollte ihnen den Wetterhahn geben, den sie auf dem Glockenthurme erblickten, man

sollte ein Regiment im Marsche aufhalten, damit sie die Trommler länger hörten, und die die Luft mit ihrem Geschrei anfüllten, die auf keinen Menschen hörten, so bald man säumte, ihnen zu gehorchen. Alles beeiferte sich umsonst, ihnen sich gefällig zu beweisen; ihre Begierden entzündeten sich an der Leichtigkeit, womit sie empfingen; so bestanden sie auf Unmöglichkeiten und fanden überall nichts als Widersprüche, Hindernisse, Mühe und Schmerzen. Beständig murrend, beständig störrig, beständig heftig, verlebten sie ihre Tage im Schreien, in Klagen. Waren das etwa glückliche Wesen? Schwäche und Herrschaft im Vereine erzeugen nichts als Thorheit und Elend. Von zwei verzogenen Kindern prügelt das eine den Tisch und das andere läßt das Meer peitschen. Sie werden viel zu peitschen und zu prügeln haben, ehe ihr Leben zum Frieden kommt!

Wenn schon die Vorstellung von Herrschaft und unumschränkter Gewalt sie als Kinder elend macht, was soll daraus entstehen, wenn sie größer werden, wenn ihre Verbindungen mit andern Menschen sich erweitern und vervielfältigen? Gewohnt, alles vor ihnen sich beugen zu sehen; wie müssen sie nicht bei ihrem Eintritte in die Welt überrascht werden, wenn sie spüren, daß ihnen alles Widerstand leistet, und wenn sie sich unter der Last eben des Weltgebäudes erdrückt finden, von dem sie glaubten, es nach ihrem Belieben bewegen zu können! Ihr unerträgliches Wesen, ihre kindische Eitelkeit ziehen ihnen nur Kränkungen, Verachtung, Spötterei zu; sie müssen Beschämungen wie Wasser verschlucken. Bittre Erfahrungen lehren sie bald, daß sie weder ihren Zustand, noch ihre Kräfte kennen. Sie vermögen nicht alles, und glauben nun, gar nichts zu vermögen. So viele ganz ungewohnte Hindernisse schrecken sie ab; so viele Verachtung erniedrigt sie. Sie werden

schlaff, furchtsam, kriechend, und sinken eben so weit unter sich herab, als sie sich über sich selbst erhoben hatten.

Wir kommen auf die Grundregel zurück. Die Natur hat die Kinder so geschaffen, daß sie Liebe und Unterstützung bedürfen; oder hat sie sie gemacht, daß wir ihnen gehorchen, sie fürchten sollen? Hat sie ihnen ein gebieterisches Wesen, ein strenges Auge, eine harte donnernde Stimme gegeben, um sich furchtbar zu machen? Ich begreife, daß das Brüllen eines Löwen lebendige Geschöpfe erschrecken kann und daß diese erzittern, wenn sie seine zottige Mähne erblicken; gibt es aber je ein ungeschicktes, widriges und lächerliches Schauspiel, so ist es eine obrigkeitliche Behörde, den Chef an der Spitze, in Amtstracht, sich vor einem Windelkinde auf die Kniee niederlassen sehen und es in pomphaften Worten anreden hören, während dasselbe statt der Antwort schreit und geifert.

Die Kindheit an sich betrachtet, gibt es da wohl auf der Welt ein schwächeres, ein elenderes, ein der Gnade seiner ganzen Umgebung mehr überlassenes Wesen, das größern Anspruch auf Mitleiden, Sorgfalt und Schutz hätte, als ein Kind? Scheint es nicht, als habe es nur darum eine so liebliche Gestalt und ein so bestechendes Wesen, daß jeder, der ihm naht, für seine Schwäche Theilnahme fühle, und sich beeifere, ihm beizustehen? Was ist darum anstößiger, was mehr aller Ordnung entgegen, als ein herrisches und widerspenstiges Kind alle denen, die um dasselbe sind, gebieten und unverschämter Weise den Ton des Gebieters gegen die annehmen zu sehen, welche nur von ihm sich zu wenden brauchen, um es umkommen zu lassen?

Andrerseits, wer sieht nicht ein, daß die Schwäche des ersten Alters die Kinder so vielfältig einschränkt, daß es grausam ist, wenn man sie auch noch unsern Launen unterwerfen will, und zwar dadurch, daß man ihnen eine an sich schon beschränkte Frei-

heit raubt, die so wenig von ihnen gemißbraucht werden kann, und deren Beraubung ihnen so wenig als uns nützlich ist? Gibt es nichts, was mehr ausgelacht zù werden verdient, als ein hochmüthiges Kind, so gibt es auch nichts, das des Mitleids würdiger wäre, als ein zagendes Kind. Da mit dem Alter der Vernunft die bürgerliche Knechtschaft beginnt, warum will man ihr noch zuvorkommen mit Privatknechtung? Wir wollen doch gestatten, daß ein Augenblick des Lebens von dem Joche befreit bleibe, das uns die Natur nicht aufgelegt hat; wir wollen der Kindheit die Ausübung der natürlichen Freiheit lassen, welche sie wenigstens für einige Zeit von den Fehltritten bewahrt, die man in der Knechtschaft sich zuzieht. Mögen die strengen Zuchtmeister, die ihre Kinder knechtenden Väter auftreten mit ihren abgeschmackten Einwürfen, aber bevor sie ihre Methoden anpreisen, mögen sie einmal die Methode der Natur studiren.

Ich komme auf die Praxis zurück. Ich habe schon gesagt, euer Kind soll nicht erhalten, weil es etwas verlangt, sondern weil es etwas bedarf [5]), es soll nichts thun aus Unterthänigkeit, sondern allein der Nothwendigkeit willen. Die Wörter gehorchen und befehlen sind also in seinem Wörterbuche gestrichen,

5) Man muß erwägen, daß das Unangenehme zuweilen eine Nothwendigkeit ist, sowie das Vergnügen ein Bedürfniß. Es gibt daher nur ein einziges Verlangen der Kinder, dem man nicht willfahrten darf; nämlich das Verlangen, sich ihm gehorsam zu bezeugen. Hieraus folgt, daß man bei allen ihren Wünschen vorzüglich auf den Beweggrund Rücksicht nehme, der sie treibt, etwas zu verlangen. Gewährt ihnen, so weit als es nur möglich ist, alles, wodurch ihr ihnen ein wahrhaftes Vergnügen bereiten könnt; versagt ihnen aber jederzeit das, was sie blos vermöge ihrer regen Einbildung verlangen oder weil sie einen Act der Herrschaft ausüben wollen.

nochmehr aber die Wörter Pflicht und Schuldigkeit; aber die Wörter: Kraft, Nothwendigkeit, Ohnmacht und Zwang nehmen einen großen Raum darin ein. Vor dem Alter der Vernunft kann man keinen Begriff von menschlichen Wesen und Gesellschaftsverhältnissen haben: man muß daher, so viel als möglich, vermeiden, Wörter zu gebrauchen, die dergleichen ausdrücken, aus Besorgniß, daß das Kind anfangs falsche Begriffe mit diesen Worten verbinde, die man wieder zu vernichten weder das Geschick noch die Macht haben wird. Der erste falsche Begriff, der in den Kopf des Kindes kommt, wird zum Keime eines Irrthums oder Fehlers: darum muß man auf diesen ersten Schritt vorzügliche Aufmerksamkeit wenden. Bewirkt, so lange das Kind nur von sinnlichen Gegenständen angezogen wird, daß alle seine Begriffe sich nur im Bereiche der Sinnlichkeit halten; bewirkt, daß es allerwärts um sich herum nichts wahrnehme, als nur die physische Welt: sonst könnt ihr versichert sein, daß das Kind entweder gar nicht auf euch höre, oder daß es sich von der sittlichen Welt, wovon ihr ihm vorsprecht, phantastische Begriffe bilde, die ihr sein Lebtage nicht wieder verwischen werdet.

Lockes Hauptgrundsatz war, mit Kindern aus Gründen der Vernunft zu reden. Es ist dies auch heut zu Tage sehr im Schwunge. Der Erfolg davon jedoch scheint mir indessen eben nicht geeignet, den Grundsatz in Credit zu bringen; und ich für meinen Theil kenne nichts alberneres, als Kinder, mit denen man stets vernünftelt hat. Von allen Seelenvermögen des Menschen ist die Vernunft dasjenige, das gleichsam aus allen übrigen zusammengesetzt ist, sie ist dasjenige, das sich am schwierigsten und am spätesten entwickelt. Und dieses Vermögens will man sich bedienen, um die ersteren zu entwickeln!? Es ist das Hauptstück einer guten Erziehung, einen Menschen zur Vernunft zu bringen; und

man bestrebt sich, ein Kind durch die Vernunft zu erziehen!? das heißt beim Ende anfangen, das heißt aus dem Werke selbst das Werkzeug machen. Hätten die Kinder Vernunft, so hätten sie keine Erziehung von Nöthen; aber, da man von ihrem frühesten Alter an eine Sprache mit ihnen spricht, die sie nicht verstehen; so gewöhnt man sie, daß sie sich mit Redensarten abfinden lassen, daß sie bei allem, was man sagt, ihr „Aber" anbringen, daß sie sich für so weise halten wie ihre Lehrer, daß sie zu Streitköpfen und Zänkern werden. Und alles, was man von ihnen durch vernünftige Gründe zu erhalten glaubt, erlangt man in der That nur durch die Gründe einer erregten Lüsternheit, Furcht oder Eitelkeit, wovon man immer etwas beizumischen gezwungen ist.

Hier stehe ein Formular, auf welches fast alle moralische Unterhaltungen, die man mit Kindern anstellt oder anstellen kann, zurück zu führen sind:

Der Lehrer:

Man muß das nicht thun.

Das Kind:

Und warum muß man das nicht thun?

Der Lehrer:

Weil das übel gethan ist.

Das Kind:

Uebel gethan! Was heißt denn das, übel gethan?

Der Lehrer:

Was man dir verbietet.

Das Kind:

Was für Uebel zieht es denn nach sich, wenn ich thue, was man mir verbietet?

Der Lehrer:

Man wird dich strafen, weil du ungehorsam gewesen bist.

Das Kind:

Ich will schon sorgen, daß man nichts davon erfährt.

Der Lehrer:

Man wird dir aufpassen.

Das Kind:

Ich werde mich verbergen.

Der Lehrer:

Man wird dich ausfragen.

Das Kind:

Ich werde lügen:

Der Lehrer:

Man darf nicht lügen.

Das Kind:

Warum darf man denn nicht lügen?

Der Lehrer:

Weil das unrecht ist, u. s. w.

Da schaue man den unvermeidlichen Cirkel. Man gehe darüber hinaus, das Kind wird einem um nichts besser verstehen. Ist dies also nicht ein sehr unnützer Unterricht? Ich wäre wohl sehr begierig zu wissen, was man an die Stelle dieses Zweigesprächs setzte? Locke selbst würde ganz gewiß dabei sehr verlegen gewesen sein. Das Gute und das Böse erkennen, den Grund von den menschlichen Pflichten einsehen, das ist nicht das Geschäft eines Kindes.

Die Natur will, daß die Kinder Kinder sein sollen, ehe sie Männer werden. Wollen wir diese Ordnung umkehren, so werden wir frühreife Früchte hervorbringen, die weder volle Reife noch Geschmack haben und alsbald verderben werden. Wir werden junge Gelehrte und alte Kinder erhalten. Die Kindheit hat ihre eignen Ansichten, Begriffe, Gefühle; nichts ist unsinniger, als ihr die unsrigen dafür unterschieben zu wollen; und es wäre mir lieber,

wenn ein Kind im zehnten Jahre fünf Fuß Länge, als daß es Urtheilskraft besäße. Was soll ihm denn die Vernunft in diesem Alter helfen? Sie ist ein Zügel für die Kraft und das Kind bedarf des Zügels noch nicht.

Indem ihr eure Zöglinge von der Pflicht des Gehorsams zu überzeugen sucht, mischt ihr dieser vermeintlichen Ueberzeugung entweder Gewalt oder Drohungen bei, oder, was noch weit schlimmer ist, Schmeichelei und Versprechungen. So werden sie demnach, durch Eigennutz angelockt oder durch Gewalt überwältigt, sich stellen, als wären sie durch Gründe überführt worden. Sie sehen recht wohl ein, daß der Gehorsam ihnen vortheilhaft, die Widerspenstigkeit aber nachtheilig ist, sobald ihr eins oder das andere davon inne werdet. Da ihr aber von ihnen etwas verlangt, was ihnen unangenehm ist, und da es stets lästig ist, nur den Willen eines andern auszuführen, so führen sie ihren Willen heimlich aus, überzeugt, daß sie nicht unrecht gethan haben, wenn man ihren Ungehorsam nicht erfährt, aber bereit zu gestehen, daß sie unrecht gehandelt haben, wenn sie entdeckt werden, aus Furcht vor härterer Strafe. Da also das vernünftige Begründen einer Pflicht nicht für ihr Alter paßt, so ist auch Niemand in der Welt im Stande, dieselbe den Kindern wahrhaft begreiflich zu machen. Aber die Furcht vor der Strafe, die Hoffnung auf Verzeihung, die Aengstlichkeit und die Verlegenheit bei den Antworten treiben sie zu jedem Geständnisse, das man verlangt; und man glaubt sie überzeugt zu haben, wenn man sie nur abgespannt oder in Furcht gejagt hat.

Was ist die Folge davon? Erstlich, daß, wenn ihr ihnen eine Pflicht aufbürdet, die sie nicht begreifen, ihr sie gegen eure Tyrannei erbittert und sie der Liebe zu euch entfremdet; zweitens, daß ihr sie Heuchler, Falsche, Lügner zu werden lehret, um euch

Belohnungen abzupressen oder sich Züchtigungen zu ersparen; endlich, daß ihr sie gewöhnt, einen geheimen Beweggrund stets mit einem Scheinbeweggrunde zu verdecken, und ihnen dadurch selbst das Mittel reicht, euch unaufhörlich zu mißbrauchen, euch die Kenntniß ihres wahren Characters zu verheimlichen und euch und andere bei jeder Gelegenheit mit leeren Worten zu bezahlen. Die Gesetze werdet ihr entgegnen, ob sie gleich das Gewissen treffen, bedienen sich gegen erwachsene Menschen ebenfalls des Zwanges. Ich gebe es zu. Aber was sind diese Menschen anders als durch die Erziehung verdorbene Kinder? Das ist es ja grade, dem man vorbeugen muß. Wendet bei Kindern die eherne Nothwendigkeit, bei Erwachsenen die Vernunft an; so will es die Ordnung der Natur. Der Weise bedarf keiner Gesetze.

Behandelt euren Zögling seinem Alter gemäß. Stellt ihn an seinen Platz und haltet ihn dort fest, so daß er es gar nicht versucht, ihn zu verlassen. Alsdann wird er, bevor er nicht weiß, was Weisheit ist, die wichtigsten Lehren derselben ausüben. Befehlet ihm nie etwas, es sei auch was es in der Welt nur wolle, durchaus gar nichts. Lasset ihn auch nicht einmal auf den Gedanken kommen, daß ihr irgend eine Autorität über ihn zu haben glaubt. Er wisse blos, daß er schwach ist, und daß ihr stark seid; daß er, nach seiner und nach eurer Stellung nothwendigerweise von eurer Begünstigung abhänge; das wisse er, das lerne er, das fühle er; er fühle bei guter Zeit auf seinen stolzen Nacken das harte Joch, das die Natur dem Menschen auflegt, das schwere Joch der Nothwendigkeit, unter welches sich jedes endliche Wesen beugen muß; er erblicke aber diese Nothwendigkeit in den Dingen, nie in dem Eigensinne der Menschen[6]. Der Zaum, der ihn zü-

6) Man muß wissen, daß das Kind jede Willensäußerung, die der seinen zuwiderläuft, und deren Grund es nicht kennt, als Eigen-

gelt, seid er die eherne Nothwendigkeit, nicht menschliche Autorität. Das, wessen er sich enthalten soll, verbietet ihm nicht; hindert ihn aber es zu thun, ohne Erörterungen, ohne Wortkram der Gründe: das, was ihr ihm zulasset, das gestattet ihm auf das erste Wort, ohne sein öfteres Ansuchen und Bitten, vor allem aber ohne Bedingungen. Gestattet mit Vergnügen, schlaget mit Widerwillen ab. Aber euer Versagen sei unwiderruflich; kein Ungestüm mache euch wankend; das ausgesprochene Nein sei eine eherne Mauer, gegen die das Kind seine Kräfte nicht fünf- bis sechsmal erschöpfen wird, ohne weitere Versuche, sie umzuwerfen, aufzugeben.

Auf diese Weise gewöhnt ihr es an Geduld, Gleichmuth, Entsagung und Zufriedenheit, selbst wenn es das nicht erhält, was es wünschte; denn es liegt in der Natur des Menschen, die Nothwendigkeit, die in den Umständen liegt, geduldig zu ertragen, aber nicht den ungeneigten Willen des Menschen. Das Wort: „Es ist nichts mehr da", ist eine Antwort, gegen die sich noch nie ein Kind erhoben hat, wenigstens wenn es dieselbe für keine Lüge halten durfte. Uebrigens gibt es hier keinen Mittelweg; man muß entweder durchaus nichts von dem Kinde fordern; oder es gleich Anfangs dem strengsten Gehorsame unterwerfen. Die gräßlichste Erziehung ist die, wenn ihr es zwischen seinem und eurem Willen schwanken laßt und wenn ihr euch mit ihm ohne Unterlaß streitet, wer von beiden Herr sein soll; hundertmal lieber will ich, daß es das Kind beständig wäre.

Es ist sehr befremdend, daß, seitdem man sich in die Erziehung der Kinder gemischt hat, man auf kein anderes Mittel, sie zu leiten, bedacht gewesen ist, als auf Nacheiferung, Eifersucht, Neid, Eitelkeit, Gier, knechtische Furcht, lauter Leidenschaften, die

---

sinn betrachtet. Nun sieht aber ein Kind nie einen Grund von dem ein, was gegen seine Einbildungen verstößt.

am gefährlichsten sind, am schnellsten aufbrausen und am meisten sich eignen, die Seele zu verderben, noch ehe der Körper sich ausgebildet hat. Bei jeder voreiligen Unterweisung, die man in den Kopf des Kindes hineinzwängen will, pflanzt man in den Grund ihres Herzens einen Fehler. Unsinnige Lehrer meinen Wunder zu thun, wenn sie die Kinder zur Bosheit reizen, um ihnen zu lehren, was Gutmüthigkeit sei; und dann sagen sie uns noch gewichtig: „So ist der Mensch!" Ja, so ist der Mensch, den ihr gemacht habt!

Man hat alle Arten von Erziehmitteln hervorgesucht, ein einziges ausgenommen, das eine grade, wodurch man nur zum Ziele kommen kann, die wohlgeordnete Freiheit. Man muß sich nicht in die Erziehung eines Kindes mengen, wenn man nicht versteht ein Kind einzig und allein durch die Gesetze des Möglichen und Unmöglichen zu leiten, wohin man will. Da der Umfang des einen dem Kinde eben so unbekannt ist wie der Umfang des andern, so kann man denselben erweitern und verengern wie man will. Man legt ihm Fesseln an, man reizt es nach vorwärts, man hält es zurück, blos durch das Band der Nothwendigkeit, und ohne daß es darüber murrte; man macht es nachgiebig und folgsam blos durch die Gewalt der Umstände, ohne daß irgend ein Fehler Gelegenheit hat, in ihm aufzukeimen; denn niemals werden die Leidenschaften lebendig, sobald sich mit ihnen nichts ausrichten läßt.

Gebt eurem Zöglinge durchaus keine wörtliche Instruction; er darf diese nur durch Erfahrung sammeln: bringt ihm keine Art von Züchtigung bei; denn er weiß nicht, was Schuld haben heißt, laßt ihn niemals um Verzeihung bitten; denn er versteht es nicht, euch zu beleidigen. Da in seiner Handlung jeder moralische Beweggrund mangelt, so kann er keine moralisch schlechte Handlung begehen, nichts was Züchtigung oder Verweis verdiente.

Ich sehe schon den Leser voll Entsetzen von diesem Kinde auf unsre Jugend einen Schluß ziehen. Er täuscht sich. Der beständige Zwang, in denen ihr eure Zöglinge haltet, regt ihre Lebhaftigkeit aus seiner ebenen Fluthung auf; je gebundener sie unter euren Augen sind, desto ausgelassener sind sie in dem Augenblicke, wo sie euch entschlüpfen; sie müssen sich doch, wenn sie können, den harten Zwang vergüten, in dem ihr sie haltet. Zwei Stadtschüler werden auf dem Lande mehr Unheil anrichten, als die Jugend eines ganzen Dorfes. Sperrt einen kleinen Junker und einen kleinen Bauerknaben in ein Zimmer: der erste wird alles umkehren, alles zerbrechen, ehe noch der andere sich von seinem Platze begeben hat. Woher rührt das, wenn nicht daher, daß der eine den Augenblick der Ungebundenheit zu mißbrauchen sich beeilt, während der andere, seiner Freiheit stets versichert, keine Eile hat, sie in Anwendung zu bringen? Und doch sind die Dorfkinder, denen oftmals geschmeichelt oder entgegnet wird, noch weit von dem Zustande entfernt, in welchen ich die Kinder versetzt wissen will.

Wir setzen als unbestreitbare Grundwahrheit fest, daß die ersten Regungen der Natur immer richtig sind. Es gibt durchaus keine ursprüngliche Verderbtheit in dem menschlichen Herzen; es findet sich kein einziger Fehler darin, von dem nicht nachgewiesen werden könnte, wie und wodurch er hineingekommen sei. Die einzige dem Menschen angeborne Leidenschaft ist die Liebe zu sich selbst, oder die Eigenliebe im weitesten Sinne des Worts. Diese Eigenliebe an sich oder in Beziehung auf uns ist gut und nützlich; und da sie in durchaus keiner nothwendigen Beziehung zu dem Nebenmenschen steht, so ist sie in dieser Hinsicht natürlicher Weise ohne Belang: sie wird nur durch die Anwendung, die man von ihr macht, und durch die Beziehungen, die man ihr gibt, entweder etwas gutes oder etwas schlechtes. Bis dahin also, wo der Leit-

stern der Eigenliebe, die Vernunft, erwacht, ist viel daran gelegen, daß das Kind nicht darum etwas thue, weil es gesehen und gehört wird, mit einem Worte aus Rücksicht gegen andere, sondern einzig und allein darum, weil es die Natur von ihm verlangt; und dann wird es nichts thun als was gut ist.

Ich meine damit nicht, daß es nie Schaden anrichten werde, daß es sich nicht verletzen wird, daß es nicht vielleicht ein kostbares Geschirr zerbrechen dürfte, wenn es dies in seinem Bereiche vorfindet. Es kann vielleicht viel Unheil anrichten ohne deshalb Böses zu thun, weil das Böse einer Handlung von der Absicht zu schaden abhängt, das Kind aber diese Absicht nie hegen wird. Hätte es diese Absicht ein einziges Mal, so wäre schon alles verloren; es dürfte beinahe ohne Rettung verderbt sein.

In den Augen eines Geizigen ist etwas schlecht, das es in den Augen der Vernunft nicht ist. Läßt man die Kinder bei voller Freiheit ihre Unüberlegtheiten ausführen, so mag man alles aus ihrer Nähe entfernen, wodurch jene Unbesonnenheit theuer zu stehen kommen könnte, und mag ihnen nichts Zerbrechliches und Kostbares im Wege stehen lassen. Ihr Zimmer sei mit starken und festen Geräth versehen; keine Spiegel, kein Porcellain, keine Luxus-Gegenstände. Meinem Emil, den ich auf dem Lande erziehe, sein Zimmer wird sich in Nichts von einer Bauernstube unterscheiden. Wozu dasselbe mit so vieler Sorgfalt aufputzen, da er so wenig darin weilen soll? Allein ich irre mich; er wird es selbst ausschmücken und wir werden bald sehen, womit?

Wenn, ungeachtet eurer Vorsichtsmaßregeln, ein Kind etwas in Unordnung gebracht, irgend ein nützliches Stück zerbrochen hat, so straft es wegen eurer Nachlässigkeit nicht, scheltet es nicht; es versteht kein einziges Wort von eurem Verweise; lasset ihm nicht einmal merken, daß es euch Verdruß gemacht hat: handelt grade

so, wie wenn das Geräth von sich selbst entzwei gegangen wäre: kurz, glaubt, daß ihr viel ausgerichtet habt, wenn ihr über euch gewinnt, kein Wort zu verlieren.

Werde ich es hier wagen dürfen, die größte, die wichtigste und nützlichste Regel der ganzen Erziehung vorzutragen? Sie heißt nicht: die Zeit zusammen nehmen, sie heißt: die Zeit vertändeln. Leser gewöhnlichen Schlages, verzeiht mir meine scheinbaren Widersprüche: Man muß dergleichen vorbringen, sobald man auf dem Felde des Denkens sich vergeht; und was ihr auch dazu sagen möget, ich will lieber ein Mensch voller scheinbarer Widersprüche, als ein Mensch voller Vorurtheile sein. Der gefährlichste Zeitraum im menschlichen Leben ist der von der Geburt bis in das Alter von zwölf Jahren. Das ist die Zeit, wo die Irrthümer und Fehler aufkeimen, ohne daß man noch das geringste Mittel besitzt, sie zu vernichten: und wenn dann das Mittel anlangt, so sind die Wurzeln schon so tief geschlagen, daß es nicht mehr Zeit ist, sie auszujäten. Wenn die Kinder von der Mutterbrust mit einem Male in das Alter der Vernunft übersprängen, so wäre die Erziehung, die man ihnen gibt, passend; aber gemäß der natürlichen Entwickelung müssen sie eine ganz andere erhalten. Eigentlich müßten sie mit ihrem Geiste gar nichts vollenden, bis zu dem Zeitpunkte, wo sie alle ihre Seelenkräfte hätten; denn es ist unmöglich, daß dem Kinde die Fackel leuchte, die ihr ihm vortragt, da es noch blind ist, und daß es auf dem unermeßlichen Felde der Ideen einem Wege folge, den die Vernunft selbst für hellere Augen so obenhin bezeichnet hat.

Die erste Erziehung also darf blos rein negativ sein. Sie besteht nicht darin, daß man Tugend und Laster unterscheiden lehre, sondern daß man das Herz vor Fehlern, den Verstand vor Irrthümern bewahre. Wenn ihr vermöchtet, nichts zu thun und nichts thun zu lassen, wenn ihr euren Zögling bis ins zwölfte

Jahr gesund und stark heranbringen könntet, ohne daß er zu unterscheiden wüßte, was rechts und was links wäre, bis euer erster Unterricht die Augen seines Verstandes der Vernunft öffnen könnte: so würde er ohne Vorurtheile, ohne Angewohnheiten sein, nichts an sich haben, was dem Erfolge eurer Mühe hinderlich sein könnte. Bald würde er unter euren Händen der verständigste Mensch werden und durch euer anfängliches Gehenlassen würdet ihr ein Wunder der Erziehung zu Stande gebracht haben.

Thut gerade das Gegentheil von dem, was gebräuchlich ist, und ihr werdet fast allezeit wohlthun. Weil man aber aus einem Kinde nicht ein Kind, sondern einen Gelehrten zu machen sich bemüht: so können Väter und Lehrer nie fertig werden mit ausschelten, verbessern, zurechtweisen, schmeicheln, zürnen, versprechen, eintrichtern und Vernunft predigen. Macht's besser! Seid ihr vernünftig, aber schwatzt nicht mit eurem Zöglinge von Vernunft, am wenigsten dann, wenn er etwas gut heißen soll, was ihm mißfällt: denn die Vernunft immer nur bei unangenehmen Dingen ins Spiel bringen, heißt, sie ihm zum Ueberdruß machen, und bei guter Zeit sie in einem Gemüthe um den Credit bringen, das noch nicht im Stande ist, sie zu begreifen. Uebt seinen Körper, seine Organe, seine Sinne, seine Kräfte; aber seinen Geist haltet so lange ungenützt, als derselbe sich halten kann. Vermeidet alle Gedanken, die der Urtheilskraft vorauseilen, weil diese sie doch nur zu würdigen vermag. Die Eindrücke von Außen her haltet ab, verwahrt ihn dagegen: und um das Böse am Emporwuchern zu hindern, beeilt euch nicht ihn gut zu machen; denn er wird dies niemals werden, als bis die Vernunft ihn erleuchtet. Haltet jeden Verzug für einen Vortheil; es heißt schon viel gewinnen, wenn man sich dem Ziele nähert, ohne etwas zu verderben: lasset die Kindheit in den Kindern reif werden. Kurz, was auch für eine

Unterweisung ihnen nothwendig werden dürfte, so hütet euch doch, sie heute zu geben, wenn ihr sie ohne Gefahr bis morgen verschieben könnet.

Eine andere Wahrnehmung, welche die Nützlichkeit dieser Methode bestätigt, betrifft die besonderen Anlagen der Kinder, die man wohl kennen muß, um zu wissen, welche sittliche Masregeln für das Kind sich eignen. Jedes Gemüth hat seine eigenthümliche Gestalt, nach der es behandelt werden muß; und es trägt viel bei, die Bemühungen, die man sich macht, mit Erfolg gekrönt zu sehen, wenn es nach dieser bestimmten Form und nicht nach einer andern behandelt wird. Willst du klug sein, Mann, so belausche eine lange Zeit hindurch die Natur; beobachte deinen Zögling sorgfältig, bevor du ihm das erste Wort sagst; laß anfangs den Keim seines Charakters in voller Freiheit sich zeigen; zwenge ihn in Nichts ein, was es nur immer sei, damit du ihn desto besser vollständig durchschauen kannst. Meinst du, diese Zeit der Freiheit sei für ihn verloren? Ganz das Gegentheil! sie wird am besten angewandt erscheinen, denn nur auf diese Art geschieht es, daß du Erfahrung sammelst, um später, wenn die Zeit sehr kostbar ist, keinen einzigen Augenblick zu vergeuden; anstatt daß du, wenn du zu handeln beginnst, bevor du weißt, was nothwendig ist, aufs Gerathewohl hin verfährst; Gefahr läufst, dich zu täuschen, Schritte wieder zurück thun mußt, und dich weiter vom Ziele abbefinden wirst, als wenn du nicht so sehr geeilt hättest, dasselbe zu erreichen. Mache es also nicht wie der Geizhals, der viel verliert, weil er gar nichts verlieren will. Opfere in den ersten Jahren eine Zeit auf, die du in einem spätern Alter mit Zinsen wieder gewinnen wirst. Der weise Arzt verordnet nicht unbesonnen beim ersten Mal sehen etwas, sondern er erforscht zuerst die Natur des Kranken, bevor er ihm etwas verschreibt; er

beginnt später mit seiner Behandlung, aber er heilt den Kranken, während der voreilige Arzt ihn tödtet.

Aber wohin sollen wir mit dem Kinde, um es gleich einem unempfänglichen Wesen, gleich einem Automaten erziehen zu können? sollen wir es auf die Mondscheibe versetzen oder auf eine wüste Insel? Werden wir es von dem ganzen Menschengeschlechte abzuziehen vermögen? Wird es in der Welt nicht immerwährend den Anblick und das Beispiel von Leidenschaften anderer vor sich haben? Wird es niemals andere Kinder sehen? Wird es nicht seine Eltern sehen, seine Nachbarn, seine Amme, seine Wärterin, eine Diener, auch seinen Hofmeister, der am Ende doch auch kein Engel ist?

Dieser Einwurf ist wichtig und gegründet. Aber habe ich euch denn schon gesagt, daß eine naturgemäße Erziehung eine so leichte Sache sei? O Menschen! ist es etwa meine Schuld, wenn ihr alles das, was gut ist, so erschwert habt? Ich fühle diese Schwierigkeiten, ich gestehe sie zu: vielleicht sind sie unüberwindlich; aber immer bleibt es gewiß, daß, wenn man Anstalten macht, sie zu besiegen, man sie bis zu einem gewissen Grade auch besiegt. Ich zeige das Ziel, das man sich setzen muß; ich sage nicht, daß man dasselbe ganz erreichen könne; aber ich sage, daß der, welcher ihm am nächsten gekommen ist, am besten gefahren sein wird.

Erinnert euch, daß, ehe man einen Menschen zu bilden wagt, man selbst ein gemachter Mann sein muß; man muß in sich das Beispiel finden, das man zum Muster nehmen will. So lange das Kind noch ohne Kenntnisse ist, hat man Zeit, alles das vorzubereiten, was ihn berühren soll, um seine ersten Blicke nur auf Dinge zu richten, die kennen zu lernen ihm von Vortheil sind. Beweißt euch vor Jedermann achtenswerth, macht euch beliebt, damit Jedermann euch zu gefallen suche. Ihr könnt des Kindes

nicht Meister werden, wenn ihr nicht Meister seiner ganzen Umgebung seid; dieses Ansehen wird jedoch nie hinreichend sein, wenn es sich nicht auf Achtung vor der Tugend gründet. Es kommt nicht darauf an, seinen Beutel zu erschöpfen, Geld mit vollen Händen auszustreuen; ich habe nie wahrgenommen, daß das Geld Jemandem Liebe erwerbe. Man muß zwar nicht geizig und hart sein, nicht das Elend nur beklagen, wo man es mildern kann; allein immerhin möget ihr eure Kasten öffnen, wenn ihr nicht zugleich euer Herz öffnet, so werden die Herzen der andern stets auch verschlossen bleiben. Ihr müßt eure Zeit, eure Sorgfalt, euer Wohlwollen, euch selbst zum Opfer bringen; denn außerdem mögt ihr machen, was ihr wollt, man wird doch immer fühlen, daß euer Geld und eure Person zweierlei ist. Es gibt Beweise der Theilnahme und des Wohlwollens, die weit mehr wirken, die wirklich nützlicher sind, als alle Geschenke. Wie viel Unglückliche, wie viele Kranke bedürfen nicht sowohl Almosen, sondern Trost! Wie vielen Unterdrückten ist Schutz nicht nützlicher, als Geld? Versöhnt die, welche sich entzweien, beugt Rechtshändeln vor; führt die Kinder auf ihre Pflicht hin, die Eltern bewegt zur Nachsicht; helft glückliche Ehen schließen, verhindert Bedrükkungen; macht reichen Gebrauch von dem Gewicht der Eltern eures Zöglings zu Gunsten des Armen, dem man Gerechtigkeit versagt und den der Gewaltige unterdrückt. Erklärt euch öffentlich für den Beschützer Unglücklicher. Seid gerecht, menschlich, wohlthätig. Gebt nicht blos Almosen, übt auch Barmherzigkeit die Handlungen des Mitleids lindern mehr Uebel, als Geld. Liebet andere und sie werden euch wieder lieben; dienet ihnen, sie werden euch wieder dienen; seid ihnen Bruder und sie werden eure Kinder sein.

Hier wieder ein Grund, warum ich meinen Emil auf dem

Lande erziehen will, fern von dem Dienstgesindel, dieser menschlichen Hefe nächst ihren Herren; fern von den trüben Sitten der Städte, die den Firniß, womit man sie überzieht, für Kinder so verführerisch, so ansteckend macht; da hingegen die Laster der Bauern, die ohne Uebertünchung und in aller ihrer Rohheit hervortreten, vielmehr geeignet sind, zurückzuschrecken, als zu verführen, sobald man vorzüglich keinen Vortheil in der Nachahmung gewahr wird.

Auf dem Dorfe wird der Erzieher bei weiten mehr Herr über die Gegenstände sein, die dem Kinde vorkommen sollen. Sein guter Ruf, seine Gespräche, sein Beispiel werden ein Gewicht erhalten, das sie in der Stadt nie erhalten können: indem er jedem sich nützlich erweißt, so wird jeder sich befleißigen, sich ihm zu verpflichten, von ihm geschätzt zu werden, sich dem Schüler so zu zeigen, wie es der Lehrer haben will, daß man in der That sein soll; und legt man auch keinen seiner Fehler ab, so wird man wenigstens Aergerniß vermeiden, und das ist hinreichend für unsern Zweck.

Laßt ab, eure eignen Gebrechen andern aufzubürden. Das Böse, das die Kinder sehen, verdirbt sie weniger, als das, was ihr ihnen lehrt. Für eine nach eurer Meinung gute Idee, die ihr ewigen Prediger, ewigen Moralisten und Kleinigkeitskrämer ihnen beibringt, gebt ihr ihnen zugleich zwanzig andere, die nichts taugen. Voll von dem, was in euerm Gehirn vorgeht, seht ihr nicht auf die Wirkung, die ihr in ihren Köpfen hervorbringt. Meint ihr denn nicht, daß unter dieser großen Fluth von Worten, in die ihr fortwährend ausschweift, eins sein werde, das sie falsch auffassen? Glaubt ihr nicht, daß sie eure verworrenen Auseinandersetzungen auf ihre Weise erklären, daß sie etwas finden werden, woraus sie sich nach ihrem Fassungsvermögen ein System auf-

bauen, das sie euch bei Gelegenheit entgegen zu stellen wissen werden?

Hört einmal einen solchen kleinen Mann, wenn ihm etwas eingetrichtert worden ist; laßt ihn einmal schwatzen, fragen und nach seinem Belieben umherfaseln und ihr erstaunet über die seltsame Richtung, die eure Weisheit in seinem Kopfe genommen hat: er wirft alles unter einander, kehrt alles um, ermüdet eure Geduld und macht euch untröstlich durch seine unvorhergesehenen Einwürfe; er treibt euch so weit, daß ihr entweder schweigen oder ihm Stillschweigen auflegen müßt. Und was wird er dann von dem Schweigen eines Mannes denken, der doch so redselig ist? Gewinnt er je diesen Vorsprung, wird er dies gewahr, dann gute Nacht, Erziehung! Alles ist von diesem Augenblicke an aus: er sucht nun nicht mehr sich zu unterrichten, sondern nur euch zu widerlegen.

Ihr eifrigen Lehrer seid einfach, besonnen, zurückhaltend; beeilt euch nicht zu handeln, als nur, indem ihr verhindert, daß andere einwirken. Ich werde es ohne Unterlaß wiederholen, schiebt, wenn es geht, einen guten Unterricht hinaus, aus Furcht, ihr möchtet einen schlimmen ertheilen. Fürchtet euch, auf dieser Erde, welche die Natur zu dem ersten Paradiese des Menschen gemacht hat, die Rolle des Versuchers zu übernehmen, dadurch, daß ihr der Unschuld die Erkenntniß des Guten und Bösen geben wollt. Da ihr nicht hindern könnt, daß sich das Kind auswärts durch Beispiele unterrichtet, so beschränkt eure ganze Wachsamkeit darauf, diese Beispiele seinem Gemüthe unter dem Bilde einzuprägen, das für dasselbe passend ist.

Die heftigen Leidenschaften machen einen starken Eindruck auf ein Kind, das Zeuge davon ist, weil sie sich in sehr wahrnehmbaren Aeußerungen offenbaren, welche das Kind erschüttern

und zur Aufmerksamkeit zwingen. Besonders ist der Zorn so lärmend in seinen Aeußerungen, daß man ihn wahrnehmen muß, wenn man sich in der Nähe befindet. Da wäre nun ohne Frage die beste Gelegenheit für einen Pädagogen zu einer brillanten Unterredung. Um Gott! Nur keine schönen Unterredungen! Nichts von allem, kein Wort! Laßt das Kind kommen: Betroffen von dem Lärmen wird es nicht anstehen, euch mit Fragen zu bestürmen. Die Antwort ist einfach: sie geht von selbst aus dem hervor, was es wahrgenommen hat. Es sieht ein entflammtes Gesicht, funkelnde Augen, drohende Geberden, es hört Geschrei; lauter Zeichen, daß der Körper nicht in seiner gehörigen Verfassung ist. Sagt also ganz ruhig, ohne Umstände und Heimlichthuerei: der arme Mann ist krank, er hat einen Anfall von Fieber. Ihr könnt ihn bei dieser Gelegenheit, aber ganz kurz, eine Idee von den Krankheiten und ihren Wirkungen beibringen; denn das ist etwas Natürliches und eins von den Banden der Nothwendigkeit, an die auch das Kind sich gefesselt fühlen muß.

Sollte das Kind nicht aus diesem Begriffe, der nicht unrichtig ist, bei guter Zeit eine bestimmte Abneigung gewinnen, sich den Ausbrüchen der Leidenschaften nicht zu überlassen, die es für Krankheiten ansehen wird? Und glaubt ihr nicht, daß ein solcher Vergleich, zu rechter Zeit gegeben, nicht eben eine so heilsame Wirkung hervorbringen werde, als die langweiligste Sittenpredigt? Betrachtet aber für die Zukunft die Folgen von dieser Bemerkung. Jetzt seid ihr ermächtigt, wenn ihr je einmal dazu genöthigt würdet, mit einem ungehörigen Kinde, wie mit einem Kranken umzugehen, es auf sein Zimmer zu verweisen, in sein Bett, wenn es sein muß; es anders in seiner Lebensart zu halten, es selbst vor seinen aufkeimenden Fehlern erschrecken zu lassen, sie ihm verhaßt und furchtbar zu machen, ohne daß es die Strenge,

deren ihr euch zu bedienen vielleicht gezwungen sein dürftet, um es davon zu heilen, für eine Züchtigung zu halten hat. Sollte es euch selbst einmal in einem Augenblicke der Hitze begegnen, daß euch das kalte Blut und die Gelassenheit, deren ihr euch befleißigen müßt, verließe, so sucht ja euren Fehler ihm nicht zu verhehlen, sondern sagt ihm ganz offen, im Tone gelinden Vorwurfs: „Mein gutes Kind, du hast mich krank gemacht!"

Endlich ist es von Wichtigkeit, daß alle die Naivetäten, die bei einem Kinde die Einfachheit seiner Begriffswelt, in der es auferzogen worden ist, hervorbringen kann, niemals in seiner Gegenwart aufgestochen, niemals auf irgend eine Art angeführt werden, wovon es Notiz nehmen kann. Ein Ausbruch von unbesonnenem Lachen kann die Arbeit von sechs Monaten verderben und einen unverbesserlichen Schaden für das ganze Leben anrichten. Ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß man Herr über sich selbst sein muß, um Herr über das Kind sein zu können. Ich vergegenwärtige mir meinen kleinen Emil, wie er mitten in dem Gezänke zweier Nachbarinnen an die wüthendste sich wendet und in dem Tone des Bedauerns zu ihr sagt: „Meine gute Frau, Sie sind recht krank, das thut mir sehr weh!" Sicher wird dieser unvermuthete Einfall auf die Zuschauer, vielleicht auch auf die handelnden Personen seine Wirkung nicht verfehlen. Ich aber führe ihn ohne zu lachen, ohne zu schmälen, ohne ihn zu loben, willig oder mit Gewalt davon, bevor er die Wirkung zu bemerken vermag, oder wenigstens, bevor er darüber nachdenkt und beeile mich, ihn durch andere Gegenstände zu zerstreuen, die ihm den Vorfall sehr bald vergessen lassen werden.

Es ist nicht meine Absicht auf alle Einzelnheiten einzugehen, sondern ich stelle nur die allgemeinen Grundsätze auf und gebe in schwierigen Fällen Beispiele. Ich halte für unmöglich, mitten

in dem Gesellschaftsleben der Menschen, ein Kind bis ins zwölfte Jahr zu leiten, ohne ihm einen Begriff von dem Verhältnisse des Menschen zum Menschen und von der Sittlichkeit menschlicher Handlungen zu geben. Man muß also nur suchen, ihm diese nöthigen Begriffe so spät als möglich beizubringen und muß, wenn sie unumgänglich erforderlich werden, sie auf den augenblicklichen Bedarf einschränken, nur damit sich das Kind nicht für den Herrn von allem halte und Niemandem in seiner Unwissenheit ohne Bedenken zu tragen Unrecht thue. Es gibt sanfte und ruhige Gemüther, die man ohne Gefahr in ihrer ersten Unschuld weiter führen kann; aber es gibt auch Kinder von heftigem Naturel, deren Unbändigkeit sich bei Zeiten entwickelt, und die man eilig zu Männern machen muß, damit man nicht gezwungen ist, sie zu bändigen.

Unsere ersten Pflichten betreffen uns selbst; der Centralpunkt unsrer ersten Gefühle ist unser eignes Ich; alle unsre natürliche Regsamkeit bezieht sich von vorne herein auf Selbsterhaltung und Wohlbefinden unsrer selbst. So ist denn auch das erste Gefühl von Recht nicht dasjenige, was wir andern schuldig sind, sondern dasjenige, was wir ansprechen können. Es ist daher auch noch ein Widersinn der gewöhnlichen Erziehungsweise, daß man zuerst zu den Kindern von ihren Pflichten, niemals aber von ihren Rechten spricht, daß man also damit anhebt, ihnen das Gegentheil von dem zu sagen, was man sagen sollte; sie werden es darum auch nicht verstehen, keinen Geschmack daran finden können.

Hätte ich nun ein Kind, so wie ich es oben angenommen, zu leiten, so würde ich mir sagen: „ein Kind vergreift sich nie an Personen[7]), sondern nur an Sachen, und bald lernt es durch Er=

---

7) Man muß niemals zugeben, daß ein Kind mit erwachsenen Per=

fahrung diejenigen achten, durch die es an Alter und Stärke übertroffen wird: aber die Dinge vertheidigen sich nicht selbst.“ Die erste Idee also, die ihm beigebracht werden muß, ist nicht sowohl die der Freiheit, sondern die des Eigenthums, und damit es einen Begriff davon haben könne, muß es irgend etwas zu eigen besitzen. Ihm seine Kleider, sein Tischgeräth, sein Spielzeug als solches nennen, ist so viel als nichts; denn obgleich es über diese Dinge verfügt, so weiß es doch nicht, warum und wie es dieselben bekommen hat. Ihm sagen, daß es sie besitzt, weil man sie ihm geschenkt hat, ist um nichts besser; denn, um zu verschenken, muß man besitzen; hier stellt sich also ein Besitzthum heraus, das älter ist als das seinige; aber man will ihm ja das Wesen des Eigenthums auseinander setzen; abgesehen davon, daß das Schenken ein Vertrag ist und das Kind noch nicht wissen kann, was ein Vertrag ist[8].

---

sonen wie mit seinen Untergebenen, ja nur wie mit seines Gleichen spiele. Unterstünde es sich, ernstlich Jemanden zu schlagen, wäre dies auch sein Diener, wäre es auch ein Mensch aus dem verachtetsten Stande, so veranstaltet, daß ihm die Schläge stets mit Wucher zurück erstattet werden und zwar so, daß ihm die Lust zu schlagen für immer vergehe. Ich habe unverständige Kinderwärterinnen gesehen, die das Auflehnen des Kindes förderten, es zum Schlagen anreizten, sich selbst von ihm schlagen ließen und über seine schwachen Schläge lachten, ohne zu bedenken, daß der kleine Wüthrich damit eben so viele Mordstreiche intratirte und daß, wer als Kind schlagen will, als Erwachsener wird morden wollen.

8) Daher kommt es, daß die Kinder meistentheils das wieder haben wollen, was sie verschenkt haben und daß sie weinen, wenn man es ihnen nicht wieder geben will. Dies geschieht nicht mehr, sobald als sie recht begriffen haben, was ein Geschenk ist; nur sind sie dann vorsichtiger im Verschenken.

Leser, ich bitte euch, bemerkt an diesem Beispiele und an hunderttausend andern, wie man den Kopf der Kinder mit Wörtern anfüllt, die für sie keinen faßlichen Sinn haben, und dennoch glaubt, sie vortrefflich unterrichtet zu haben.

Es kommt also darauf an bis auf den Ursprung von Eigenthum zurückzugehen; denn dort muß der erste Begriff davon entstehen. Das Kind, das auf dem Lande lebt, wird einige Kenntniß von den Landarbeiten haben; hierzu braucht es blos Augen und Muße; beides wird es haben. Jedes Alter, vor allem das seinige, will schaffen, nachahmen, hervorbringen, Beweise seiner Macht und Thätigkeit geben. Es wird das Kind nicht zweimal Gartenarbeiten, säen, aufgehen und wachsen gesehen haben, ohne auch seiner Seits gärtnern zu wollen.

Den bereits ausgesprochenen Grundsätzen zu Folge, widersetze ich mich seiner Neigung nicht, ich begünstige sie vielmehr, ich theile seinen Geschmack, ich arbeite mit ihm, nicht zu seinem, sondern zu meinem Vergnügen; wenigstens meint es das Kind; ich werde sein Gärtnerbursche; bis er seine Arme selbst dazu brauchen kann, grabe ich die Erde für ihn um. Das Kind nimmt Besitz davon und steckt Bohnen; und wahrhaftig, dieser Besitz ist heiliger und ehrwürdiger als der, welchen Nunnez Balbao von dem mittägigen Amerika im Namen des Königs von Spanien nahm, indem er seine Standarte an der Küste der Südsee aufpflanzte.

Man kommt nun alle Tage, die Bohnen zu begießen, man sieht sie unter wahrem Freudenrausche emporwachsen. Ich vermehre diese Freude dadurch, daß ich sage: das gehört dir. Und dabei erkläre ich ihm den Ausdruck: zugehören; ich mache ihm begreiflich, daß er seine Zeit, seine Arbeit, seine Mühe, seine Person sogar daran gesetzt hat; daß in diesem Boden etwas von ihm selbst ist, welches er von einem jeden, er sei wer er sei, zu=

rückfordern könne, so gut als er seinen Arm aus der Hand eines andern zurückziehen dürfe, wenn derselbe ihn gegen seinen Willen zurück halten wolle.

Einst an einem schönen Tage kommt Emil ganz bestürzt, mit der Gießkanne in der Hand zu mir. Welch' ein Anblick! Welch' ein Schmerz! Alle Bohnen sind herausgerissen, das ganze Beet ist umwühlt, der Platz ist nicht mehr kenntlich. Ach! was ist aus meiner Arbeit geworden, aus meiner Anlage, aus den süßen Früchten meiner Sorgfalt und meines Schweißes? Wer hat mir mein Eigenthum geraubt? Wer hat mir meine Bohnen genommen? Das junge Herz empört sich; das erste Gefühl einer Ungerechtigkeit hat bittern Wermuth hinein gegossen, in Strömen stürzen die Thränen herab, das trostlose Kind erfüllt die Luft mit Seufzen und Wehklagen. Man nimmt Theil an seinem Kummer, an seinem Unwillen; man forscht und erkundigt sich, stellt Nachfragen an. Endlich entdeckt man, daß der Gärtner den Streich begangen hat, man läßt ihn kommen.

Allein, hier haben wir uns in unsrer Berechnung getäuscht. Der Gärtner erfährt kaum, worüber wir uns beklagen, so fängt er auch an, sich noch weit mehr über uns zu beklagen. „Wie? meine Herren, Sie sind es, die meine Arbeit verderbt haben! Ich hatte dort maltesische Melonenkerne gesteckt, die mir als ein großer Schatz waren geschenkt worden, und mit deren Früchten ich Sie zu erfreuen gedachte, wenn sie reif gewesen wären; aber, siehe da, um Ihre elenden Bohnen zu stecken, haben Sie meine Melonen, die schon gekommen waren und die ich gar nicht wieder erhalten kann, vernichtet. Sie haben mir einen unersetzlichen Schaden gemacht und haben sich selbst des Vergnügens beraubt, etwas Auserlesenes von Melonen zu essen."

Johann Jacob:

Entschuldiget uns, mein armer Robert. Ihr hattet hier eure Arbeit, eure Mühe aufgewandt. Ich sehe ein, daß wir Unrecht gethan haben, indem wir euer Werk zerstörten; aber wir wollen euch andere Kerne von Malta kommen lassen und wollen nie wieder ein Stück Land bearbeiten, ohne uns erst erkundigt zu haben, ob nicht schon vorher ein anderer seine Hand daran gelegt hat.

Robert:

Sehr wohl! meine Herren, dann können sie bequem ausruhen; denn es gibt nirgends unbebautes Erdreich mehr. Schon mein Vater hat das urbar gemacht, was ich bearbeite; jeder andere seiner Seits macht es eben so, alles Land, was sie hier sehen, ist schon seit langer Zeit in Besitz genommen.

Emil:

Mein lieber Herr Robert, werden Ihnen denn oft Melonenkerne ruinirt?

Robert:

Bitte um Verzeihung, mein junger Herr; denn es kommen nicht oft solche kleine unbesonnene Mosjechen, wie Sie, hierher. Niemand vergreift sich an dem Garten seines Nachbars; jeder hat Achtung vor der Arbeit seines Nächsten, damit die seinige auch unangetastet bleibe.

Emil:

Aber ich habe keinen Garten.

Robert:

Was geht das mich an? Wenn Sie den meinigen verderben, so lasse ich Sie darin nicht mehr spazieren gehen; denn, sehen Sie, ich will mich nicht umsonst plagen.

Johann Jacob:

Könnte man denn dem guten Robert keinen Vergleich anbie-

ten? Wenn er uns nun, meinem kleinen Freunde und mir, einen Winkel in seinem Garten zum Bebauen einräumte, unter der Bedingung, daß die Hälfte des Ertrags ihm gehören sollte.

Robert:

Das gestatte ich Ihnen ohne Bedingung. Aber vergessen Sie nie, daß ich Ihnen Ihre Bohnen umgraben werde, sobald Sie meine Melonen berühren.

Man sieht aus diesem Versuche über die Art und Weise, Kindern die ersten Begriffe beizubringen, wie der Begriff: Eigenthum auf natürlichem Wege zurückweißt auf das Recht dessen, der durch Arbeit zuerst Besitz ergreift. Das ist klar, deutlich, einfach, der Fähigkeit des Kindes angepaßt. Von da bis zu dem Rechte über das Eigenthum und bis zur Vertauschung hat man nur einen Schritt, bei dem man sich nur wenig anfhalten muß.

Man sieht ferner, daß eine Erklärung, die ich hier auf zwei Seiten mittheile, in der Ausführung vielleicht das Werk eines Jahres ist; denn man kann in Verfolgung der moralischen Begriffe kaum langsam genug vorschreiten und sich bei jedem Schritte nie verwahren genug. Junge Lehrer! denkt, ich bitte euch, an dieses Beispiel, und vergeßt nie, daß in jeder Hinsicht eure Lehre mehr in Thaten als in Worten bestehen muß; denn die Kinder vergessen zu leicht, was man ihnen sagt und gesagt hat, aber nie das, was sie gethan haben und was man ihnen vorgemacht hat.

Dergleichen Unterweisungen müssen, wie ich schon gesagt habe, früher oder später gegeben werden, je nachdem das ruhige oder stürmische Temperament des Zöglings Eile oder Zögerung gebietet; der Nutzen davon ist augenfällig; aber um nichts von Wichtigkeit zu übergehen, will ich noch ein Beispiel hersetzen.

Euer Wildfang verdirbt alles, was er anrührt. Gerathet darüber nicht in Zorn, setzt ihm alles aus dem Wege, was er

verderben kann. Er zerbricht das Tischgeräth, dessen er sich bedient: beeilt euch nicht, ihm anderes zu geben; laßt ihm den Nachtheil des Mangels empfinden. Er zerbricht die Fenster seines Zimmers, laßt den Wind Tag und Nacht auf ihn pfeifen, ohne wegen des Schnupfens bekümmert zu sein; denn es ist besser, er bekomme den Schnupfen, als daß er ein Thor bleibe. Beklagt euch nie über die Unannehmlichkeiten, die er euch verursacht, sondern macht, daß er sie zuerst empfinde. Endlich laßt die Scheiben wieder einsetzen, immer ohne etwas zu sagen. Er zerschlägt sie wieder: nun ändert sich die Behandlungsart. Ihr sagt ihm ganz trocken und ohne Aufwallung: die Fenster gehören mir, sie sind durch meine Besorglichkeit dort eingesetzt worden; ich will sie sicher stellen. Hierauf sperrt ihr ihn ins Dunkle, an einen Ort ohne Fenster. Das ist ihm etwas Neues, er fängt an zu schreien, zu lärmen; Niemand hört ihn. Bald läßt er nach und nimmt einen andern Ton an. Er beklagt sich, er seufzt: ein Diener erscheint, der Störenfried bittet, ihn zu erlösen. Der Diener aber, ohne einen Vorwand zu suchen, warum er dies nicht thue, spricht: „Ich habe auch Fenster, die ich ganz behalten möchte", und geht fort. Endlich, nachdem das Kind einige Stunden dort zugebracht hat, lange genug, um sich zu langweilen und die Geschichte nie zu vergessen, gibt ihm Jemand ein, euch einen Vorschlag zu thun, gemäß welchem ihr ihm die Freiheit wiedergeben dürftet, er aber die Fenster nicht wieder zerschlagen möchte. Etwas Besseres verlangt er gar nicht. Er läßt euch bitten, zu ihm zu kommen; ihr geht; er macht euch seinen Vorschlag, ihr nehmt ihn sofort an und bemerkt: das ist sehr vernünftig; hierbei werden wir beide gewinnen: warum bist du nicht längst auf diesen guten Einfall gekommen? Und darauf werdet ihr ihn, ohne eine förmliche Betheuerung und Bestätigung seines Versprechens zu verlangen, mit

Freuden umarmen, ihn sogleich in sein Zimmer führen und diesen Vergleich eben so heilig und unverbrüchlich ansehen, als wenn er einen Eid geleistet hätte. Was meint ihr, welchen Begriff wird das Kind bei diesem Verfahren von der Treue des Versprechens und vom Nutzen hiervon erhalten? Ich müßte mich sehr irren, wenn es auf der Erde auch nur ein einziges Kind gäbe, ein noch unverdorbenes nämlich, das nach einem solchen Correctionsversuche sich beikommen lassen sollte, ein Fenster mit Absicht zu zerbrechen[9]).

Wir bewegen uns also nun in der sittlichen Welt; nun steht auch die Thür zu dem Laster offen. Mit den Verträgen und Pflichten erwachsen der Betrug und die Lüge. Sobald als man thun kann, was man nicht thun soll, will man auch ver-

---

9) Wenn übrigens diese Pflicht, sein Versprechen zu halten, in dem Gemüthe des Kindes durch das Gewicht ihrer Nützlichkeit nicht genug festgestellt würde, so würde doch der innere Sinn, der zu erwachen beginnt, sie ihm als ein Gesetz des Gewissens auflegen, als einen angebornen Grundsatz, der, um sich zu entfalten, nur die Kenntnisse erwartet, auf die er Anwendung leidet. Dieser ursprüngliche Zug ist nicht durch die Hand des Menschen gezeichnet, sondern durch den Urquell aller Gerechtigkeit in unsere Herzen gegraben. Nehmt das ursprüngliche Gesetz des gegenseitigen Uebereinkommens und die Verbindlichkeit hinweg, welche es auflegt, so ist alles in der menschlichen Gesellschaft Blendwerk und Eitelkeit. Wer nur um seines Vortheils willen sein Versprechen hält, der ist um nicht viel mehr gebunden, als wer nichts versprochen hat; oder höchstens wird es um die Möglichkeit der Verletzlichkeit so stehen, wie mit dem sogenannten Vorgeben beim Billardspiele, wo man nur zaudert, sich etwas zu Nutzen zu machen, um den Augenblick abzupassen, wenn man dies mit mehr Vortheil zu thun vermag. Dieser Grundsatz ist von dem größten Gewicht und verdient aus dem Grunde erforscht zu werden: denn hier fängt der Mensch an, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen.

bergen, was man nicht hätte thun sollen. Sobald als irgend ein Interesse uns etwas versprechen heißt, so kann auch noch größeres uns bestimmen, unser Versprechen zu verletzen. Es kommt nur darauf an, daß die Verletzung ungestraft erfolgen kann. Dazu gibt es ein sehr natürliches Hilfsmittel; man handelt heimlich, man lügt. Da wir nun dem Laster nicht haben vorbauen können, so befinden wir uns nun schon in dem Falle, es bestrafen zu müssen. Das ist die jämmerliche Seite des menschlichen Lebens, das mit dem Irrthume beginnt.

Ich habe mich schon hinreichend ausgesprochen, um zu verstehen zu geben, daß man den Kindern die Züchtigung niemals als Züchtigung auflegen müsse, sondern daß diese immer nur als eine natürliche Folge von ihren bösen Handlungen eintreten dürfe. Also predigt nicht lange gegen das Lügen; ihr sollt die Kinder nicht grade deswegen bestrafen, weil sie gelogen haben, sondern ihr sollt es einrichten, daß alle übeln Wirkungen des Lügens — z. B. daß man dem Lügner nicht glaubt, wenn er auch die Wahrheit spricht, daß ihm eine Uebelthat angeschuldigt wird, wenn er auch nichts gethan hat, wenn er sich auch dagegen vertheidigt, — auf das Haupt des Lügners hereinstürzen. Aber wir wollen uns auch erklären, was bei den Kindern Lügen heißt.

Es gibt zwei Arten von Lügen; die Lüge der That bezieht sich auf etwas Vergangenes, die des Rechts bezieht sich auf etwas Künftiges. Die erste hat statt, wenn man leugnet, etwas gethan zu haben, was man gethan hat, oder wenn man behauptet, das gethan zu haben, was man unterlassen hat, im allgemeinen, wenn man wissentlich gegen die Wahrheit der Umstände redet. Die zweite hat statt, wenn man etwas verspricht, das zu halten man nicht willens ist, im allgemeinen, wenn man eine andere Absicht vorspiegelt, als die man wirklich hat. Diese beiden Arten

der Lüge können zuweilen in eins zusammen laufen 10); aber ich betrachte sie gegenwärtig, insofern sie etwas verschiedenes sind.

Wer da fühlt, daß er des Beistandes anderer bedarf, und wer unaufhörlich ihr Wohlwollen erfährt, der hat kein Interesse, sie zu täuschen: im Gegentheil liegt es gar sehr in seinem Interesse, sie die Umstände so sehen zu lassen, wie sie sind, aus Furcht, sie könnten sich zu seinem Nachtheile täuschen. Hieraus geht klar hervor, daß die Lüge der That den Kindern nicht natürlich ist; sondern die Verpflichtung zu gehorchen führt die Nothwendigkeit der Lüge herbei, weil das Gehorchen etwas Peinliches ist, man sich im Geheimen davon so weit, als es möglich ist, losmacht, und das augenblickliche Interesse, sich einer Züchtigung oder einem Verweise zu entziehen, das entferntere Interesse, die Wahrheit zu sagen, aufwiegt. Warum sollte daher unter einer naturgemäßen und freien Erziehung das Kind euch belügen wollen? Was hat es euch zu verheimlichen? Ihr gebt ihm ja keine Verweise, ihr bestraft es ja nicht, ihr verlangt ja gar nichts von ihm. Warum sollte es euch nicht eben so gut, wie seinen kleinen Spielkameraden alles offenherzig sagen, was es gethan hat? Es hat ja hier eben so wenig zu gefahren als dort.

Die Lüge wegen einer Verpflichtung ist noch weniger natürlich, weil die Versprechungen, etwas zu thun oder zu unterlassen, blos Handlungen gegenseitigen Uebereinkommens sind, die von dem Naturzustande abweichen und die Freiheit beeinträchtigen. Ja noch mehr; alle Verbindlichkeiten, die ein Kind eingeht, sind an sich nichtig, weil sich des Kindes beschränkter Blick gar nicht über die Gegenwart hinaus erstrecken kann, Kinder daher bei einer Zusage

10) Z. B. Wenn der einer bösen That Beschuldigte sich damit vertheidigt, daß er von sich sagt, er sei ein redlicher Mann. Er lügt alsdann hinsichtlich der That und hinsichtlich des Rechts.

nicht wissen, was sie thun. Kaum ist es möglich, daß ein Kind lüge, wenn es sich zu etwas verbindlich macht; denn es denkt nur daran, sich für den Augenblick aus der Affaire zu ziehen, und jedes Mittel, dessen Wirkung nicht augenblicklich in Kraft tritt, ist ihm dazu geeignet. Bei einem Versprechen für die Zukunft verspricht es in der That nichts, sein noch schlafendes Vorsichtsvermögen kann seine Existenz nicht über zwei verschiedene Zeiten zugleich ausdehnen. Könnte es der Ruthe entgehen oder eine Zuckerdüte sich verdienen, wenn es verspräche, sich morgen zum Fenster herabzustürzen, es würde dieses Versprechen ohne Anstand leisten. Darum also nehmen die Gesetze auf die Versprechungen der Kinder keine Rücksicht, und wenn strenge Väter und Lehrer verlangen, daß Kinder geleistete Versprechen erfüllen sollen, so müssen diese nur Dinge betreffen, die das Kind thun müßte, selbst wenn es sie nicht versprochen hätte.

Da ein Kind also nicht weiß, was es thut, wenn es etwas zusagt, so ist auch, während es sich verpflichtet, seiner Seits, keine Lüge denkbar. Nun ist es zwar etwas anderes, wenn das Kind sein Versprechen nicht hält, es ist dies immer eine Art von rückwirkender Lüge, denn es erinnert sich sehr gut, das Versprechen gegeben zu haben, allein es sieht die Wichtigkeit des Haltens nicht ein. Außer Stande, in die Zukunft zu blicken, kann es auch die Folgen der Umstände nicht durchschauen und wenn es seine Zusagen bricht, handelt es nicht gegen die Einsicht seines Alters.

Hieraus folgt, daß das Lügen der Kinder ganz das Werk der Lehrer ist und daß das Bestreben, ihnen die Wahrheit sagen zu lehren, nichts anderes als ein Unterricht im Lügen ist. Bei dem eifrigen Streben, sie zu regeln, sie zu leiten, sie zu unterweisen, findet man nie Mittel genug, das Ziel zu erreichen. Man will immer neue Eroberungen in ihrem Geiste machen, bedient

sich dazu Maßregeln ohne hinreichenden Grund, Doctrinen ohne Vernunft, und will lieber, daß sie ihre Aufgaben können und lügen, als daß sie unwissend aber aufrichtig bleiben.

Wir, die wir durch unsern Unterricht nur die Kräfte unserer Zöglinge bethätigen, wir wünschen lieber, daß sie gut, als daß sie gelehrt seien, wir fordern von ihnen die Wahrheit nicht, aus Furcht, sie möchten sie entstellen, wir lassen sie also auch nichts versprechen, das sie versucht werden möchten nicht zu halten. Ist in meiner Abwesenheit etwas Unrechtes vorgefallen, wovon ich den Urheber nicht weiß, so werde ich mich hüten, Emil zu beschuldigen, oder ihn zu fragen: „Bist du es gewesen?" 11). Denn was würde ich hier anderes thun, als ihm Anleitung geben im Leugnen? Wenn mich sein schwer zu leitendes Naturell zwingt, irgend einen Vertrag mit ihm zu schließen, so werde ich meine Maßregeln so gut nehmen, daß der Vorschlag dazu stets von ihm, wie von mir ausgeht; daß, wenn er etwas zugesagt hat, er immer ein augenblickliches und fühlbares Interesse an der Erfüllung seines Versprechens hat, und daß, wenn er dies jemals unterläßt, dieser Wortbruch ihm mit Unannehmlichkeiten überhäufte, die er jedoch aus der Verknüpfung der Umstände selbst hervorgehen sähe und nicht für Rache seines Erziehers halten dürfte. Allein, anstatt zu so grausamen Auskunftsmitteln greifen zu müssen, bin ich vielmehr fest versichert, daß Emil sehr spät erfahren werde, was lügen heißt und wenn er es lernt, so wird er sehr darüber erstau-

11) Nichts ist unbesonnener, als eine solche Frage, vorzüglich wenn das Kind Schuld hat. Wenn das Kind glaubt, ihr wüßtet, was es gethan habe, so wird es meinen, ihr wolltet ihm eine Falle stellen, und diese Meinung muß es gegen euch aufbringen. Wenn es aber dies nicht glaubt, so wird es denken: Warum soll ich denn meinen Fehler aufdecken? Und dann ist die erste Versuchung zur Lüge die Wirkung eurer vernünftigen Frage geworden.

nen, und nicht begreifen können, wozu die Lüge nützlich sein solle. Es ist ganz klar, daß, je unabhängiger ich sein Wohlsein von dem Willen und den Vorurtheilen anderer mache, ich ihm desto mehr jedes Interesse an dem Lügen beschneide.

Uebereilt man sich nicht mit dem Unterrichten, so übereilt man sich auch nicht mit seinen Forderungen und man begreift die Zeit, um nichts Ungeeignetes den Kindern zuzumuthen. Indessen bildet sich das Kind, indem nichts an ihm verdorben wird. Wenn aber ein unbesonnener Lehrer nicht weiß, wie er das Kind anfassen soll, es jeden Augenblick dies und das versprechen läßt, und zwar ohne Unterschied, ohne Wahl, ohne Maß, so wird das Kind gelangweilt, es erliegt unter seinen Versprechungen, es vernachlässigt, vergißt, verachtet sie endlich und da es sie für so viele leere Formen ansieht, macht es sich ein Spiel daraus, sie entweder zu erfüllen oder zu brechen. Ist es euch also Ernst darum, daß das Kind sein gegebenes Wort treulich halte, so seid bescheiden in euren Forderungen!

Die Einzelnheiten, in die ich mich über die Lüge eingelassen habe, können in vielen Stücken auch auf alle andere moralische Forderungen übertragen werden, die man den Kindern ebenfalls so vorschreibt, daß sie ihnen nicht nur verhaßt werden, sondern auch unausführbar sind. Um den Schein zu gewinnen, daß man ihnen Tugend predige, läßt man sie alle Fehler liebgewinnen, man impft sie ihnen ein, indem man ihnen verbietet, sie anzulegen. Man will sie fromm machen und schickt sie in die Kirche, sich dort zu langweilen; indem man sie unaufhörlich Gebete hermurmeln läßt, nöthigt man sie, nach der schönen Zeit hinzuseufzen, wo sie nicht mehr zu Gott zu beten werden gezwungen werden. Um ihnen die Nächstenliebe einzuhauchen, läßt man durch sie Almosen geben, gleichsam als wenn man selbst es zu geben unter

seiner Würde hielte. Nein! nicht das Kind, der Lehrer soll geben. Wie groß auch die Liebe zu seinem Zöglinge sei, diese Ehre muß er ihm streitig machen; er muß ihm fühlen lassen, daß sein Alter dazu noch nicht würdig sei. Almosen geben ist die Handlung eines Mannes, der den Werth seiner Gabe und das Bedürfniß seines Nächsten kennt. Das Kind, das davon nichts versteht, kann beim Geben kein Verdienst haben; es gibt ohne Bruderliebe, ohne Wohlthätigkeitssinn; es schämt sich sogar beinahe zu geben; wenn es, fußend auf sein und euer Beispiel, glaubt, daß nur die Kinder das Amt des Gebens über sich haben und daß man als Erwachsener dies nicht mehr zu thun brauche.

Bedenkt, daß man durch Kinder nie etwas geben läßt als Dinge, deren Werth das Kind nicht kennt, Stückchen Metall, die es in seiner Tasche hat, und ihm zu nichts dienen, als daß es sie hat. Ein Kind würde lieber hundert Goldstücken hingeben, als ein Stück Kuchen. Man halte aber diesen so freigebigen Ausspender an, die Dinge, die ihm theuer sind, sein Spielzeug, seine Näschereien, sein Vesperbrot, wegzugeben und wir werden bald sehen, ob es euch gelungen ist, ihn wirklich freigebig zu machen.

Man erfindet dafür noch ein Hilfsmittel: man gibt nämlich dem Kinde das, was es gegeben hat, schnell möglichst zurück, und gewöhnt es so allerdings, alles hinzugeben, weil es recht gut weiß, daß es ihm wiedererstattet wird. Ich habe bei Kindern noch keine Freigebigkeit bemerkt, außer den beiden erwähnten Arten, nämlich entweder etwas zu geben, was sie nicht brauchen können oder etwas zu geben, wovon sie sicher sind, es wieder zu bekommen. Richtet es so ein, sagt Locke, daß sie sich durch die Erfahrung überzeugen, der Freigebige habe stets das meiste. Das heißt aber, ein Kind scheinbar freigebig machen, in der That aber habsüchtig. Locke fügt bei, daß dadurch die Freigebigkeit den Kindern

zur andern Natur werden würde. Ja wohl, eine wucherhafte Freigebigkeit nämlich, die die Wurst nach der Speckseite wirft. Aber, wenn es sich darum handelt, im Ernste zu geben, dann gute Nacht, Angewöhnung! Wenn man anstehen wird ihnen wieder zu erstatten, werden sie auch bald Anstand nehmen zu verschenken. Man muß hier nicht sowohl auf die Gewohnheit der Hände, als auf die Neigung des Herzens Rücksicht nehmen. — Alle die andern Tugenden, die man den Kindern anlernt, sind von derselben Beschaffenheit. Ihnen aber diese ächten Tugenden aufpredigen, heißt, ihnen ihre jungen Jahre vertrüben! Nun? Ist das nicht eine sehr weise Erziehung?

Ihr Lehrer, laßt die Tändeleien, seid ihr tugendhaft und gut; euer Vorbild möge sich in das Gedächtniß eurer Kinder prägen, bis es endlich in ihre Herzen dringt. Anstatt mich zu beeilen, von dem meinigen Werke der Mildthätigkeit zu verlangen, will ich sie lieber in seiner Gegenwart selbst üben, will ihm sogar die Mittel entziehen, es mir nachzuthun, um es als eine Ehre hinzustellen, die nicht für sein Alter ist; denn es ist von Wichtigkeit, daß es sich gewöhne, die menschlichen Pflichten nicht blos wie Kinderpflichten zu betrachten. Wenn es mich wegen der Unterstützung, die es mich Armen leisten sieht, befragt und es ist Zeit, ihm zu antworten[12]), so werde ich ihm sagen: „Mein Kind, als die Armen sich hineinfügten, daß es Reiche geben sollte, versprachen die Reichen alle diejenigen zu ernähren, die nicht so viel besäßen, um von ihrem Vermögen oder ihrer Beschäftigung leben

12) Man soll wissen, daß ich seine Fragen nicht beantworte, wenn es ihm gefällt, sondern wenn es mir gefällt; sonst würde ich mich unter seinen Willen gefangen geben und mich in die gefährlichste Abhängigkeit versetzen, in die ein Erzieher bei seinem Zöglinge nur immer kommen kann.

zu können." — „„Haben denn auch Sie das versprochen?"" wird es mich fragen. „Freilich. Ich bin eben nur Herr der Glücksgüter, die durch meine Hände gehen, unter dieser Bedingung, die mit allem Eigenthume verknüpft ist."

Ein anderer als Emil würde, wenn er dies Gespräch verstanden hätte — und man hat gesehen, wie man ein Kind in den Stand setzen kann, es zu verstehen — versucht werden, mir nachzuahmen und sich als einen reichen Mann zu geberden. Ich würde in diesem Falle wenigstens verhindern, daß es mit Prahlen geschähe. Es wäre mir lieber, daß er mein Recht mir heimlich abstähle und im Verborgenen gäbe. Es ist das ein Betrug seines Alters und zugleich der einzige, den ich ihm nachsehen würde.

Ich weiß, daß alle Tugenden aus Nachahmung Affentugenden sind und daß keine gute Handlung sittlich gut ist, außer wenn man sie vollbringt als solche und nicht, weil sie andere thun. In einem Alter aber, wo das Herz noch nicht fühlt, muß man die Kinder Handlungen, worin man ihnen Fertigkeit geben will, nachahmen lassen, bis sie dieselben später aus Ueberzeugung und aus Liebe zum Guten thun können. Der Mensch ist ein Nachahmer, auch das Thier ist es; der Hang zum Nachahmen ist eine Einrichtung der Natur: in dem Gesellschaftsleben aber artet dieser Hang in Fehlerhaftigkeit aus. Der Affe ahmt dem Menschen nach, den er fürchtet, aber nicht den Thieren, die er gering schätzt; er hält das für gut, was ein Wesen thut, das besser ist als er. Unter uns hingegen ahmen die Harlekins aller Art das Schöne nach, um es herabzuwürdigen, um es lächerlich zu machen; in dem Gefühle ihrer Niedrigkeit suchen sie sich dem gleichzustellen, das besser ist, als sie; oder, zwingen sie sich, etwas nachzuahmen, das sie bewundern müssen, so sieht man aus der Wahl der Gegenstände den schlechten Geschmack der Nachahmer: sie wollen viel

lieber andern sich zeigen oder ihre Geschicklichkeit beklatscht sehen, als sich besser und weise machen. Der Beweggrund der Nachahmung unter uns liegt in dem Verlangen, sich stets außerhalb seiner Selbst zu bewegen. Wenn ich in meinem Vorhaben glücklich bin, so wird Emil dies Verlangen niemals hegen. Wir müssen also das Scheingut, das jenes Verlangen hervorbringen kann, abthun.

Untersucht alle Regeln eurer Erziehung, ihr werdet sie, vorzüglich in Rücksicht auf Tugend und Sittlichkeit, alle widersinnig finden. Die einzige sittliche Unterweisung, die sich für Kinder eignet, und für jedes Alter die wichtigste ist, heißt, nie Jemandem Uebels thun. Sogar das Gebot, Gutes zu thun, ist gefährlich, schief und voller Widerspruch, wenn es dem obigen nicht untergeordnet ist. Wer thäte wohl nicht etwas Gutes? Alle Welt thut es, der Böse so gut wie andere; er macht einen auf Unkosten hundert Unglücklicher glücklich; und daraus entstehen alle unsre Trübsale. Die erhabensten Tugenden sind negativer Art: sie sind auch die schwersten, weil sie über alle Prahlerei und sogar über das süße Vergnügen des menschlichen Herzens, Jemanden zufrieden von uns gehen zu lassen, erhaben sind. O wie viel Gutes erzeugt nicht nothwendiger Weise derjenige seinen Nebenmenschen, der, wenn anders es einen gibt, ihnen niemals etwas zu leide thut! Welche Furchtlosigkeit der Seele, welche Kraft seines Charakters ist dazu erforderlich? Man muß nicht über diesen Grundsatz philosophiren, man muß ihn auszuüben suchen, um zu fühlen, wie groß und wie schwer es ist, darin Fortschritte zu machen [13]).

---

13) Das Gebot, Jemandem nie Schaden zuzufügen, setzt eine andere Lebensregel voraus, nämlich an die menschliche Gesellschaft so wenig als möglich sich zu binden; denn in dem Gesellschaftszustande gebiert das Wohlsein des einen nothwendig das Unglück

Dies sind einige schwache Andeutungen über die Vorsicht, mit der ich Kindern diejenigen Vorschriften ertheilt wünsche, denen man zuweilen nicht ausweichen kann, ohne den Kindern selbst oder anderen zu schaden und vornehmlich ihnen schlimme Gewohnheiten anzueignen, wovon sie zu heilen es in der Folge Mühe kosten würde. Wir können aber versichert sein, daß sich diese Nothwendigkeit bei Kindern, die man erzieht, wie es sein soll, nur selten herausstellen wird, weil sie unmöglich ungelehrig, boshaft, lügnerisch, habsüchtig werden können, wenn man nicht den Samen zu diesen Lastern in ihre Herzen gestreut hat. Alles das also, was ich über diesen Punkt gesagt habe, gehört mehr unter die Ausnahmen, als unter die Regeln; aber diese Ausnahmen häufen sich in dem Maße, als die Kinder mehr Gelegenheit haben aus ihrem Lebenskreise herauszutreten und die Fehler der Erwachsenen sich anzueignen. Nothwendig müssen die, welche man mitten in der Gesellschaft erzieht, frühzeitiger Unterweisung erhalten, als diejenigen, welche man in der Zurückgezogenheit erzieht. Die abgesonderte Erziehung würde also vorzuziehen sein, wenn sie der Kindheit auch nur Zeit gäbe, reif zu werden.

Es gibt noch eine zweite Gattung von Ausnahmen entgegengesetzter Art für die, welche eine glückliche Naturanlage über ihr

---

des andern. Das liegt im Wesen der Sache und ist nicht zu ändern. Man beurtheile nach diesem Prinzipe, wer der beste Mensch sei, der in der bürgerlichen Gesellschaft oder der in der Einsamkeit. Ein berühmter Schriftsteller sagt, daß nur der Schlechte in der Einsamkeit lebe; ich behaupte, daß ein Einsiedler nur gut sein könne. Ist dieser Satz auch nicht so spruchreich, so ist er doch wahrer und vernünftiger als der obige. Wenn der Böse allein wäre, was sollte der dann Böses thun können? Im gesellschaftlichen Leben läßt er seine Minen springen, um andern zu schaden. Wollte man die obige Frage auf den Guten anwenden, so antworte ich mit dem Texte, der diese Note veranlaßte.

Alter erhebt. Wie es Menschen gibt, die nie die Kinderschuhe ausziehen, so gibt es auch wieder andere, die gar nicht hineintreten, sondern beinahe von ihrer Geburt an Männer sind. Ein Uebelstand ist, daß diese Ausnahmen sehr selten, sehr schwer zu erkennen sind, und daß jede Mutter sich einbildet, jedes Kind könne ein Wunderkind sein und nicht daran zweifelt, daß das ihrige wirklich eins sei. Sie gehen noch weiter, sie nehmen ganz gewöhnliche Erscheinungen für etwas Außerordentliches: z. B. die Lebhaftigkeit, ungewöhnliche Streiche, Unbesonnenheit, überraschende Aeußerungen; alles nur charakteristische Kennzeichen jenes Alters, durch die es sich am sichersten zeigt, daß das Kind noch nichts weiter ist als ein Kind. Ist es so staunenswerth, wenn derjenige, der viel plaudern darf und den man zu sagen erlaubt, was er will, der durch keine Rücksicht, durch keine Anstandsregel gebunden ist, von ungefähr einen glücklichen Einfall hat? Es würde weit staunenswerther sein, wenn so etwas nie vorkäme, eben so gut als wenn ein Sterndeuter bei tausend Lügen nicht auch einmal etwas Wahres vorhersagen sollte. Sie werden so lange lügen, sagte Heinrich IV., bis sie endlich auf die Wahrheit kommen. Wer einen Witz finden will, darf nur recht viele Plattheiten sagen. Gott behüte die Modeleute vor Unglück, die keinen andern Erwerbszweig haben, um sich Achtung zu verschaffen!

Die leuchtendsten Gedanken könnten den Kindern einfallen, oder vielmehr die besten Worte über ihre Lippen gehen, ebenso wie Diamanten von dem größten Werthe unter ihre Hände kommen können, ohne daß deswegen Gedanken und Diamanten ihr Eigenthum wären. Für dieses Alter gibt es in keinerlei Art ein wirkliches Eigenthum. Die Dinge, die ein Kind sagt, sind für dasselbe selbst nicht das, was sie für uns sind; es verbindet damit nicht dieselben Vorstellungen. Die Ideen, wenn es ja dergleichen

hat, stehen in seinem Kopfe ohne Ordnung und Verbindung, es ist nichts Bestimmtes, nichts Zuverlässiges in allem, was es denkt. Prüft nur euer vermeintes Wunderkind. In gewissen Augenblicken werdet ihr die Triebkraft einer außerordentlichen Thätigkeit, eine Klarheit des Geistes finden, die die Wolken zu durchdringen vermag. Weit öfter aber wird dieser Geist euch schlaff, naßkalt und gleichsam wie mit einem Nebel umflort vorkommen. Bald enteilt er euch, bald bleibt er unbeweglich zurück. Einmal werdet ihr sagen, es ist ein Genie, und gleich darauf, es ist ein Tropf. Aber ihr irrt jedesmal, es ist ein Kind. Es ist ein junger Adler, der den einen Augenblick die Luft durchschneidet und den Augenblick darnach wieder in sein Nest fällt.

Behandelt das Kind also, ungeachtet des Scheines, seinem Alter gemäß, und fürchtet, seine Kräfte zu erschöpfen, wenn ihr sie zu sehr in Uebung halten wolltet. Wenn sich dieses junge Gehirn erhitzt, wenn ihr seht, daß es anfängt zu wallen: so laßt es anfänglich frei gähren, erregt es aber niemals, aus Furcht, es möchte alles wegdünsten. Und wenn die ersten Geister verflogen sind, so haltet die andern zurück, schlagt sie nieder, bis sie mit den Jahren in eine belebende Wärme und in wirkliche Kraft sich verwandeln. Bei anderem Verfahren verliert ihr Zeit und Mühe, zerstört euer eigen Werk und nachdem ihr euch unbesonnener Weise in allen diesen flüchtigen Dünsten berauscht habt, wird euch nichts übrig bleiben als Treber ohne Gehalt.

Aus den unbesonnenen, faselnden, fahrigen Kindern gehen die ganz gewöhnlichen Menschen hervor. Ich kenne keine Beobachtung, die allgemeiner und zuverlässiger wäre als diese. Nichts ist schwerer, als in der Kindheit die wirkliche Dummheit zu unterscheiden von der anscheinenden und betrüglichen, welche starke Seelen weissagt. Es ist anfangs befremdend, an zwei Extremen so ähnliche

Kennzeichen zu bemerken; allein es kann nicht anders sein; denn in einem Alter, wo der Mensch noch keine richtigen Begriffe hat, besteht der ganze Unterschied zwischen dem, der Genie hat, und dem, der keins hat, nur darin, daß letzterer nur falsche Begriffe aufnimmt, ersterer aber, da er nur falsche findet, gar keine aufnimmt; beide verhalten sich also so zu einander, daß der Dumme zu nichts fähig ist, dem andern aber nichts ansteht. Das einzige Kennzeichen, wodurch man beide von einander unterscheiden kann, hängt vom Zufalle ab, dieser kann vielleicht dem letztern eine Idee zuführen, die sein Fassungsvermögen verarbeitet, aber der erstere wird ein und allemal derselbe bleiben. Der junge Cato galt während seiner Kindheit im Hause für einen Schwachkopf. Er war stille für sich hin und hartköpfig; das ist das ganze Urtheil, das man über ihn fällte. Erst in den Vorzimmern des Sylla lernt ihn sein Oheim kennen. Wenn er nie in diese Vorzimmer gekommen wäre, würde er vielleicht bis in die Jahre der Vernunft für einen Dummkopf gehalten worden sein. Wäre Cäsar nicht aufgetreten, vielleicht hätte man auch den Cato, der Cäsars beweinenswerthes Genie durchdrang und alle seine Plane schon von fern durchschaute, immer für einen Träumer gehalten. O wie sehr sind die, die so vorschnell über Kinder aburtheilen, der Täuschung unterworfen! Sie sind oft größere Kinder, als diese selbst. Ich habe einen Mann, schon ziemlich bei Jahren, gekannt, der mich mit seiner Freundschaft beehrte und in seiner Familie und bei seinen Freunden für einen beschränkten Kopf galt. Dieser ausgezeichnete Geist reifte in der Stille. Mit einem Male trat er als Philosoph auf und ich weiß bestimmt, daß die Nachwelt ihm einen ausgezeichneten Ehrenplatz unter den besten Denkern und den tiefsten Metaphysikern seines Jahrhunderts anweisen wird.

Haltet die Kindheit in Ehren und übereilt euch nicht in eu-

rem Urtheile über sie, es falle dasselbe gut oder schlecht aus. Laßt die Ausnahmen von der Regel lange vorher sich zeigen, sich erproben, sich bestätigen, ehe ihr ein besonderes Verfahren gegen ihn annehmt. Laßt eine Zeit lang die Natur wirken, bevor ihr euch einmischt, an ihrer Statt zu wirken, aus Furcht, ihrem Schaffen entgegen zu handeln. Ihr kenntet — sagt ihr — den Werth der Zeit und wolltet nichts davon verlieren. Ihr bedenkt aber nicht, daß man mehr Zeit verdirbt, wenn man sie übel anwendet, als wenn man nichts thut; und daß ein übelunterrichtetes Kind viel weiter vom Wissen entfernt ist, als ein ununterrichtetes. Es macht euch Unruhe zu sehen, daß ein Kind seine ersten Jahre im Nichtsthun zubringen soll? So? Hat denn das Glücklichsein nichts zu bedeuten? Ist es denn nichts, wenn man den ganzen Tag springt, spielt, läuft? In seinem ganzen Leben wird der Mensch sich nicht wieder so viel beschäftigen. Platon, in seiner Republik, die man für ein so strenges Verfassungswerk hält, erzieht die Kinder in lauter Festen, Spielen, unter Gesang und Zeitvertreib; man möchte sagen, daß er alles für gethan hält, wenn er sie recht sich lustig zu machen gelehrt hat. Und wenn Seneca von der alten römischen Jugend spricht, bemerkt er: „Sie war stets auf den Beinen, man lehrte sie nichts, was sie sitzend hätten lernen müssen.“ Hatte sie darum weniger Werth, wenn sie in das Mannesalter trat? Man erschrecke darum nicht vor diesem vermeinten Müssiggange. Was würde man von einem Menschen sagen, der niemals schlafen wollte, um sein ganzes Leben zu nutzen? Man würde sagen: der Mensch ist unvernünftig; er genießt die Zeit nicht, er raubt sie sich, er will dem Schlafe entrinnen und läuft dem Tode in die Arme. Man bedenke, daß hier derselbe Fall stattfindet, die Kindheit ist die Schlafzeit der Vernunft.

Die scheinbare Leichtigkeit, womit die Kinder lernen, ist Ur-

sache eines Nachtheiles für sie. Man durchschaut nicht, daß eben diese Leichtigkeit Grund des Nichtlernens ist. Ihr ebenes und glattes Gehirn wirft wie ein Spiegel die Gegenstände, die sich ihm darstellen, zurück; nichts aber bleibt, nichts dringt ein. Das Kind behält die Worte, die Begriffe prallen zurück. Diejenigen, die das Kind hören, verstehen es, nur das Kind selbst versteht sich nicht.

Obgleich Gedächtniß und Urtheilskraft zwei wesentlich verschiedene Seelenkräfte sind; so entwickelt sich die eine doch nur mit der andern. Vor dem Alter der Vernunft empfängt das Kind nicht Ideen, sondern nur Bilder; beide aber unterscheiden sich von einander dadurch, daß die Bilder nur bloße Gemälde von sinnlichen Gegenständen sind, die Ideen aber sind die in Verbindung mit einander gebrachten Merkmale dadurch bestimmter Objecte. Ein Bild kann in einem Kopfe, der sich dasselbe vergegenwärtigt, isolirt dastehen, aber jede Idee setzt andere voraus. Bildet man sich daher ein, so nimmt man nur wahr, wenn man aber begreift, so vergleicht man. Unsre Empfindungen sind wohl etwas Passives, während alle unsre Begriffe oder Ideen aus einem activen, d. h. urtheilenden, Urgrund hervorsprießen. Dies soll späterhin bewiesen werden.

Ich behaupte also, daß die Kinder kein wirkliches Gedächtniß haben, weil sie unfähig sind zu urtheilen. Sie behalten Töne, Gestalten, Eindrücke, selten Ideen, noch seltener Ideenverbindungen. Man wird mir entgegnen, daß sie ja einige Anfangsgründe der Geometrie erlernen und glaubt gegen mich viel bewiesen zu haben; allein ganz das Gegentheil, die Sache spricht für mich. Man beweißt dadurch, daß die Kinder, weit entfernt selbst zu schließen, nicht einmal die Schlüsse anderer zu behalten im Stande sind; denn folgt nur diesen kleinen Geometern bei ihrem Verfah-

ren, ihr werdet sogleich finden, daß sie nichts weiter behalten haben, als genau den Eindruck der Figur und die Buchstabenreihe des Beweises. Bei dem geringsten neuen Einwurfe sind sie weg; verwandelt die Figur und sie sind auch weg. All' ihr Wissen beruht auf Eindrücken, nichts ist bis zu dem Verstande hindurch gedrungen. Ihr Gedächtniß selbst ist nicht vollkommener als ihre übrigen Geisteskräfte, weil sie fast stets, wenn sie erwachsen sind, die Sachen wieder lernen müssen, wovon sie in ihrer Kindheit nur den Wortlaut gelernt haben.

Ich bin indessen weit entfernt zu glauben, daß die Kinder durchaus keine Urtheilskraft hätten[14]). Im Gegentheil, ich sehe, daß sie über alles, was sie kennen, und was sich auf ihr augenblickliches und fühlbares Interesse bezieht, sehr richtig urtheilen.

---

14) Ich habe während des Schreibens hundertmal die Bemerkung gemacht, daß es in einem großen Werke unmöglich ist, denselben Worten immer denselben Sinn zu geben. Keine Sprache ist reich genug, so viel Bestimmungen, Wendungen und Redensarten darzubieten, als unsre Ideen Schattirungen annehmen können. Die Methode, jeden Ausdruck zu definiren und jedesmal die Erklärung an die Stelle des Erklärten zu setzen, ist schön, aber unausführbar; denn wie will man den Zirkel vermeiden? Definitionen könnten ihr Gutes haben, wenn man keine Wörter dazu nöthig hätte. Dessen ungeachtet kann man, meiner Ueberzeugung nach, selbst bei der Armuth einer Sprache deutlich sein, nicht dadurch, daß man dieselben Worte immer in derselben Bedeutung gebraucht, sondern dadurch, daß man bei jedem Gebrauche eines Wortes, diesem die Bedeutung gibt, welche durch die Ideen, die sich darauf beziehn, hinreichend bestimmt wird und daß also jeder Satz, in dem das Wort vorkommt, ihm jedesmal zur Definition dient. Bald sage ich, die Kinder seien nicht urtheilsfähig, bald lasse ich sie mit vieler Schärfe urtheilen. Ich glaube nicht, daß ich mir dabei in meinen Ideen widerspreche, kann aber nicht in Abrede stellen, daß meine Ausdrücke oft im Widerspruche mit einander stehen.

Aber man täuscht sich rücksichtlich ihrer Kenntnisse, indem man ihnen welche beilegt, die sie nicht haben und sie über Dinge urtheilen läßt, die sie nicht zu begreifen vermögen. Man täuscht sich auch noch darin, daß man sie auf Betrachtungen hinleiten will, die sie auf keinerlei Weise berühren, z. B. auf ihr zukünftiges Interesse, auf ihr Glück als Menschen, auf die Achtung, die sie als Erwachsene genießen werden; lauter Gespräche, die für Wesen, denen die Gabe der Voraussicht mangelt, schlechterdings keine Bedeutung haben. Nun aber zielt alles das gezwungene Lernen dieser armen Unglücklichen auf Gegenstände hin, die ihrem Geiste ganz fremd sind. Man urtheile, was sie ihnen für Aufmerksamkeit widmen können!

Die Lehrer, die uns mit großem Gepränge den Unterricht auseinandersetzen, den sie ihren Schülern ertheilen, werden bezahlt, führen daher eine andere Sprache. Man sieht indessen aus ihrer Verhaltungsweise, daß sie gerade so denken, wie ich. Denn was lehren sie am Ende die Kinder? Worte und noch einmal Worte und immer nur Worte. Unter den verschiedenen Wissenschaften, die sie ihnen beizubringen sich rühmen, nehmen sie sich wohl in Acht, die auszuwählen, welche ihnen wahrhaft nützlich sein könnten, weil es Sachwissenschaften sind, in denen die Lehrer nichts würden leisten können, darum wählen sie diejenigen, die man schon sich angeeignet zu haben scheint, wenn man die Stichwörter kennt, z. B. die Wappenkunde, die Geographie, die Chronologie, die Sprachkunde u. s. w., alles Studien, die dem Menschen, zu geschweigen dem Kinde so fern liegen, daß es ein Wunder wäre, wenn etwas davon nur vielleicht ein einziges Mal im ganzen Leben ihnen nützlich würde.

Man wird sich wundern, daß ich das Sprachstudium unter die Zahl der unnützen Unterrichtsgegenstände rechne; aber man

erinnere sich, daß ich hier nur von dem Unterrichte der ersten Jahre rede, und man sage mir, was man will, ich glaube nicht, daß ein Kind unter dem Alter von zwölf bis funfzehn Jahren, die Wunderkinder ausgenommen, jemals zwei Sprachen wirklich gelernt habe.

Ich räume ein, daß, wenn das Studium der Sprache in nichts als in Erlernung von Worten bestünde, d. h. in Erlernung der Sprachzeichen und Töne, so könnte es sich für Kinder eignen; allein die verschiedenen Sprachen haben nicht blos veränderte Schriftzeichen, sie geben auch den ausgedrückten Ideen ein anderes Gepräge. Der menschliche Geist formt sich unter seiner eigenthümlichen Sprache und die Gedankenwelt nimmt den Farbenton des üblichen Idioms an. Die Vernunft allein ist etwas Gemeinschaftliches, das Wesen jeder Sprache aber hat seine eigenthümliche Gestalt; ein Umstand, der zum Theil vielleicht Ursache oder auch Wirkung der Nationalcharaktere sein kann. Und was diese Vermuthung zu bestätigen scheint, ist, daß bei allen Völkern der Erde die Sprache mit dem Wechsel der Sitten Hand in Hand geht, mit ihnen sich unverändert erhält oder anders gestaltet.

Von diesen verschiedenen Formen nun gestattet die Praxis dem Kinde nur eine und diese eine behält es bis in das Alter der Vernunft. Um zweier Sprachen mächtig zu sein, muß das Kind die Ideen mit einander vergleichen können; aber wie soll es dieselben vergleichen, wenn es kaum im Stande ist, sie zu fassen? Jeder Gegenstand kann für das Kind tausend verschiedene Bezeichnungen haben, aber jede Idee kann nur eine Form haben: das Kind kann also auch nur eine Sprache sprechen lernen. Und doch lernt es mehrere! wirft man mir ein. Ich leugne es. Ich habe solche kleine Wundermännchen gesehen, welche fünf bis sechs Sprachen zu reden glaubten. Ich habe sie mit lateinischen, fran=

zösischen, italienischen Floskeln nach einander deutsch reden hören. In der That bedienten sie sich fünf bis sechs Wörterbücher, aber sie sprachen immer nur deutsch. Mit einem Worte gebt den Kindern so viele sinnverwandte Wörter, wie ihr wollt, ihr ändert ihr Wörterbuch, nicht ihre Sprache; sie werden immer nur eine einzige Sprache verstehen.

Um nun diese ihre Unfähigkeit zu bemänteln, übt man sich vorzüglich in den todten Sprachen, worüber es keine Richter mehr gibt, welche man nicht aus dem Felde schlagen könnte. Der Umgangsgebrauch dieser Sprachen ist schon lange verloren gegangen, man begnügt sich daher mit Nachahmung dessen, was man in Büchern findet; und dies nennt man die Sprachen sprechen. Wenn dies nun das ganze Griechisch und Lateinisch der Lehrer ist, so ziehe man davon einen Schluß auf das der Kinder! Kaum haben sie die ersten Anfangsgründe auswendig gelernt, ohne von ihnen das geringste zu verstehen, so lehrt man sie gleich ein französisches Gespräch mit lateinischen Worten führen; alsdann, wenn sie fortgeschritten sind, in ungebundener Rede ciceronianische Redensarten, in Versen virgilische Bruchstücke zusammenstoppeln. Nun meinen sie lateinisch zu sprechen und wer soll nun kommen und ihnen widersprechen?

Bei jedem Studium, es sei auch, welches es wolle, sind ohne den Begriff von den bezeichneten Gegenständen die bloßen Bezeichnungen nichts. Gleichwohl schränkt man die Kinder immer auf diese Zeichen ein, ohne ihnen jemals etwas von den Gegenständen, die diese Zeichen repräsentiren, begreiflich machen zu können. Man glaubt ihnen eine Beschreibung der Erde zu liefern, wenn man ihnen die Landcharten kennen lehrt: man lernt ihnen Namen von Städten, Ländern, Flüssen, wovon sie glauben, daß sie nirgend wo anders existiren, als nur auf dem Papiere, auf dem man sie

ihnen zeigt. Ich erinnere mich, irgendwo eine Geographie gesehen zu haben, welche so anfing: „Was ist die Erde? Sie ist eine Kugel von Pappe!" So ist grade die Erdbeschreibung der Kinder. Ich bin vollkommen überzeugt, daß kein Kind von zehn Jahren, und wenn es zwei Jahre lang in der Sphärik und Kosmographie Unterricht gehabt hat, nach den angegebenen Regeln, sich von Paris bis nach St. Denis zu finden vermag. Ich behaupte, daß nicht ein einziges im Stande sei, nach dem gezeichneten Plane von seines Vaters Garten, den Gängen darin zu folgen, ohne sich zu verirren. Da seht ihr die gelehrten Leutchen, die auf ein Haar genau wissen, wo Pekin, Ispahan, Mejiko und alle die Länder der Erde liegen.

Ich höre sagen, man solle Kinder mit Wissenschaften beschäftigen, wozu sie blos die Augen nöthig hätten. Das wäre gut, wenn es eine Wissenschaft gäbe, wozu man blos die Augen gebrauchte; aber ich kenne keine solche.

Aus einem noch lächerlicheren Irrthume beschäftigt man sie auch mit der Geschichte. Man bildet sich ein, daß die Geschichte für sie sich eigne, weil sie nichts als eine Sammlung von Thatsachen ist. Aber was versteht man unter dem Worte: Thatsachen? Glaubt man, die Verknüpfungen, welche die historischen Thatsachen erst ins wahre Licht setzen, seien so leicht zu fassen, daß die Begriffe davon sich ohne Mühe in dem Geiste der Kinder bildeten? Glaubt man, daß das wahre Verständniß der Begebenheiten sich trennen lasse von deren Ursachen, von deren Folgen, und daß dem Geschichtsschreiber das moralische Element so wenig angehe, daß man eins ohne das andere zu begreifen im Stande sei? Wenn man in den Handlungen der Menschen nichts weiter gewahr wird als die äußere, physische Thätigkeit, was will man denn aus der Geschichte lernen? Durchaus nichts! und so-

bald diese Wissenschaft von allem Interesse entblößt ist, gewährt sie eben so wenig Vergnügen als Belehrung. Wer den wahren Werth historischer Thatsachen, den sie durch ihre moralischen Beziehungen erhalten, kennen lernen will, der versuche es, diese Beziehungen den Zöglingen deutlich zu machen und er wird alsdann sehen, ob die Geschichte für das Kindesalter paßt.

Erinnert euch immer daran, meine Leser, daß derjenige, der zu euch spricht, weder ein Gelehrter noch ein Philosoph ist, sondern ein schlichter Mann, ein Freund der Wahrheit, ohne einer Partei, ohne einem Systeme anzugehören; ein Einsiedler, der wenig mit andern Menschen lebt, folglich wenig Gelegenheit hat, deren Vorurtheile einzusaugen und mehr Zeit, über das nachzudenken, was ihm aufstößt, wenn er mit Menschen umgeht. Meine Folgerungen sind weniger auf logische Grundsätze als auf Thatsachen gebaut; und ich glaube, euch nicht besser in Stand setzen zu können, um darüber zu urtheilen, als wenn ich euch hier und da ein Beispiel von den Beobachtungen anführe, die mich auf meine Folgerungen bringen.

Ich brachte einmal einige Tage auf dem Lande bei einer guten Hausmutter zu, die große Sorgfalt auf ihre Kinder und deren Erziehung wandte. Eines Morgens war ich in den Lehrstunden des ältesten gegenwärtig, sein Lehrer, der ihn in der alten Geschichte sehr gut unterrichtet hatte, wiederholte die Geschichte Alexanders und kam auf die bekannte Begebenheit mit dem Arzte Philipp, von der man ein Gemälde hat und die gewiß auch der Mühe, gemalt zu werden, sich verlohnte. Der Lehrer, ein verdienstvoller Mann, stellte mehrere Betrachtungen über die Unerschrockenheit Alexanders an, die mir zwar nicht gefielen, die ich aber nicht bestreiten mochte, um den Lehrer in den Augen des Kindes nicht herabzusetzen. Ueber Tische verfehlte man nicht nach

französischer Art das kleine Männchen recht viel schwatzen zu lassen. Die natürliche Lebhaftigkeit seines Alters und die Erwartung eines sichern Beifalls ließen es tausend Thorheiten plaudern, worunter von Zeit zu Zeit auch gelungene Aeußerungen vorkamen, die das übrige vergessen machten. Endlich kam auch die Geschichte des Arztes Philipp an die Reihe: das Männchen erzählte sie recht hübsch und mit vieler Anmuth. Nach dem gewöhnlichen Tribut von Lobeserhebungen, den die Mutter veranlaßte und der Sohn erwartete, sprach man über die erzählte Geschichte. Die meisten tadelten die Verwegenheit Alexanders, einige, z. B. der Lehrer, bewunderten seine Festigkeit, seinen Muth. Das überzeugte mich, daß keiner der Anwesenden die wahre Schönheit der Geschichte begriffen hatte. Mir scheint es, sagte ich zu ihnen, daß wenn nur der geringste Muth, die geringste Festigkeit in Alexanders Handlung anzutreffen wäre, dieselbe eine Schwärmerei genannt werden müsse. Die ganze Gesellschaft vereinigte sich darauf mit mir, und gab zu, daß es eine Schwärmerei gewesen sei. Ich wollte antworten und mich ereifern, als meine Frau, die neben mir saß und den Mund bisher nicht aufgethan hatte, sich zu mir neigte und mir ins Ohr raunte: Schweig, Johann Jakob, sie werden dich nicht verstehen. Ich sahe sie an, fühlte mich betroffen und schwieg.

Da ich aus mehreren Umständen vermuthete, daß mein kleiner Gelehrter von der ganzen Geschichte, die er so schön vorgetragen hatte, nichts begriffen habe: so nahm ich ihn nach Tische bei der Hand, machte mit ihm einen Spaziergang durch den Park und da ich ihn nach meiner Art gehörig ausgefragt hatte, fand ich, daß er mehr als irgend einer den so gepriesenen Muth Alexanders bewunderte. Aber wißt ihr, worein er diesen Muth setzte? Einzig und allein darein, daß Alexander auf einen Zug einen garstig schmeckenden Trank ohne Zaudern, ohne den geringsten

Widerwillen zu zeigen, hinuntergeschluckt hatte. Das arme Kind hatte vor noch nicht vierzehn Tagen Arznei nehmen müssen, hatte sie mit unendlicher Mühe hinuntergebracht und den übeln Geschmack davon im Munde. Der Tod, die Vergiftung, galten in seinen Gedanken nur für angenehme Empfindungen und es kannte für sich kein anderes Gift als Senisblätter. Indessen muß ich gestehen, daß die Festigkeit des Helden einen großen Eindruck auf sein junges Herz gemacht hatte, und daß er entschlossen war, bei der nächsten Medicin, die er einzunehmen hatte, ein Alexander zu sein. Ohne mich in Erklärungen einzulassen, die offenbar seine Fähigkeit übersteigen, bestärkte ich ihn in dieser löblichen Gesinnung, lächelte aber im Zurückgehen bei mir selbst über die tiefe Weisheit der Eltern und Lehrer, die da meinen, Kindern Geschichte beizubringen.

Es ist leicht, ihnen die Wörter Könige, Reiche, Kriege, Eroberungen, Staatsumwälzungen, Gesetze, in den Mund zu legen; aber wenn es darauf ankommt, mit diesen Wörtern deutliche Begriffe zu verbinden, so wird zwischen der Unterredung mit dem Gärtner Robert und allen diesen Auseinandersetzungen noch ein weites Feld liegen.

Einige Leser, ich sehe das voraus, werden unzufrieden sein mit dem: „Schweig, Johann Jakob!" und fragen, was ich denn Herrliches in der Handlung Alexanders fände? Unglückselige ihr! wenn man es euch erst sagen muß, wie wollt ihr es denn verstehen? Das ist es, daß Alexander an die Tugend glaubte, das ist es, daß er sie höher achtete als seinen Kopf, als sein eignes Leben, das ist es, daß seine große Seele fähig war an sie zu glauben. O welch' ein herrliches Glaubensbekenntniß war diese verschluckte Arznei! Nie hat je ein Sterblicher ein erhabeneres abgelegt.

Gibt es einen Alexander heutiger Tage, so belege man mir sein Dasein mit ähnlichen Zügen.

Gibt es nun keine Wortwissenschaft, so gibt es auch kein eigentliches Studium für Kinder. Haben sie keine wahren Begriffe, so haben sie auch kein wirkliches Gedächtniß; denn ich nenne das nicht schon Gedächtniß, wenn man blos Eindrücke festhält. Was nützt es, ein Register von Zeichen in ihren Kopf zu prägen, die für sie nichts bezeichnen? Wenn sie einst die Sachen lernen, werden sie auch die Bezeichnungen dafür mitlernen! Warum sollen sie sich die unnütze Mühe geben, es zweimal zu lernen? Und welche schädlichen Vorurtheile flößt man ihnen dabei nicht ein, indem man sie Wörter, die für sie keinen Sinn haben, für Wissenschaft nehmen läßt! Von dem ersten Worte an, womit ein Kind sich zufrieden stellt, von dem ersten Dinge an, das es auf das Wort eines andern hin annimmt, ohne den Vortheil davon für sich selbst einzusehen, ist seine Urtheilskraft verloren: es wird lange Zeit in den Augen der Thoren glänzen müssen, bevor es einen solchen Verlust wieder ersetzt [15]).

---

15) Die meisten Gelehrten sind hierin wie die Kinder. Ihre weitschichtige Gelehrsamkeit ist nicht sowohl das Ergebniß einer Menge Ideen, als vielmehr einer Menge Bilder. Data, Eigennamen, Orte, lauter vereinzelte oder von Ideen entkleidete Gegenstände behalten sie einzig und allein durch das Zeichengedächtniß und selten erinnert man sich an eins von diesen Dingen, ohne zugleich die Vorder- oder Rückseite des Blattes im Geiste zu sehen, worauf man es gelesen hat, oder die Form, unter welcher man es zum ersten Male erblickte. So war ungefähr die Wissenschaft der vorigen Jahrhunderte beschaffen. Mit der Wissenschaft unsers Zeitalters ist es ein ander Ding; man studirt nicht mehr; man beobachtet nicht mehr; man träumt und gibt uns ganz gewichtig die Träume einiger grämlich durchwachten Nächte für Philosophie. Man wird mir sagen, daß ich auch träume; ich räume es

Nein, wenn die Natur dem Hirne des Kindes die Geschmeidigkeit gibt, die es befähigt, alle Arten von Eindrücken aufzunehmen; so geschieht dies nicht, um ihm die Namen der Könige, Jahrzahlen, Kunstausdrücke aus der Wappenkunde, der Sphärik, der Geographie und aller solcher Bezeichnungen einzuprägen, die für sein Alter keinen Sinn, und für sein Lebensalter keinen Nutzen haben, aber die Kindheit traurig und öde machen: sondern es geschieht, damit alle die Begriffe, die das Kind fassen, die ihm nützen können, alle die, welche sich auf sein Wohlbefinden beziehen und es einst über seine Pflichten aufklären sollen, sich bei guter Zeit in unauslöschlichen Zügen einprägen, und ihm dienen, sein ganzes Leben hindurch auf eine seinem Wesen und seinen Anlagen gemäße Art sich aufzuführen.

Die Art Gedächtniß, welche ein Kind haben kann, bleibt, ohne auch in Büchern zu studiren, darum doch nicht müßig. Alles, was es sieht, alles, was es hört, fällt ihm auf und es erinnert sich dessen. Es führt in sich selbst ein Protokoll über die Handlungen, über die Gespräche Erwachsener; und alles, was es umgibt, ist das Buch, in dem es, ohne daran zu denken, beständig sein Gedächtniß bereichert, bis endlich seine Urtheilskraft daraus Nutzen ziehen kann. Hierin, in der Wahl der Gegenstände, in der Sorgfalt, ihm stets das, was es verstehen kann, vorzuführen und das zu verbergen, was es nicht wissen darf, besteht die wahre Kunst, die ersten Geisteskräfte in ihm zu pflegen; und auf die Weise muß man einen Vorrath von Kenntnissen in ihm zu bilden suchen, der ihm für die Erziehung während seiner Jugendjahre und für das Benehmen seines ganzen Lebens nützlich ist. Diese

---

ein; aber ich thue, was andere nicht thun, ich gebe meine Träume für Träume hin, und überlasse dem Leser zu beurtheilen, ob sie für wache Leute von einigem Nutzen sind.

Methode bildet zwar keine kleinen Wunderleute und läßt Gouvernante und Lehrer nicht glänzen; aber sie bildet urtheilsfähige, kräftige Menschen, die an Leib und Seele gesund sind, die zwar in der Jugend nicht bewundert, aber als Erwachsene geehrt werden.

Emil wird nie etwas auswendig lernen, nicht einmal Fabeln, nicht einmal Fabeln von Lafontaine, so naiv, so schön diese auch sind. Denn die Worte der Fabeln sind so wenig die Fabeln selbst, wie die Worte der Geschichte die Geschichte selbst sind. Wie kann man so verblendet sein und die Fabeln eine Sittenlehre der Kinder nennen? nicht bedenken, daß Gleichnisse sie täuschen, während sie sie belustigen? daß sie, verführt durch Lügen, die Wahrheit sich entwischen lassen? daß das, was man anwendet, ihnen den Unterricht angenehmer zu machen, sie hindert, Nutzen daraus zu ziehen? Die Fabeln können Erwachsene belehren, aber Kindern muß man die nackte Wahrheit sagen. Sobald man dieselbe mit einem Schleier bedeckt, geben sie sich die Mühe nicht mehr ihn zu lüften.

Man läßt die Fabeln des Lafontaine alle Kinder auswendig lernen, und doch gibt es kein einziges, das sie versteht. Wenn sie sie verstünden, wäre es noch übler; denn die Sittenlehre in ihnen ist so gemischt und ihrem Alter so wenig gemäß, daß diese sie weit eher zum Laster als zur Tugend anleiten würde. Man wird sprechen: das sind wieder Paradoxen! Es mag sein; aber wir wollen sehen, ob es Wahrheiten sind.

Ich behaupte, ein Kind versteht die Fabeln nicht, die man es lernen läßt, weil, trotz aller Anstrengung, sie einfacher zu machen, die Lehre, die daraus gezogen werden soll, nöthigt, Ideen einfließen zu lassen, die es nicht fassen kann und weil selbst die poetische Wendung, die das Behalten erleichtert, ihm das Verständniß erschwert, und man die Anmuth auf Kosten der Deut-

lichkeit erkauft. Ohne die Masse von Fabeln anzuführen, die weder etwas Verständliches noch Nützliches für Kinder enthalten, und die man sie, unverantwortlicher Weise, gleich den andern lernen läßt, weil sie sich nun einmal darunter befinden, wollen wir blos von denen sprechen, welche der Verfasser ganz besonders für Kinder gemacht zu haben scheint.

Ich kenne in der ganzen Sammlung des Lafontaine nur fünf oder sechs Fabeln, in denen die kindliche Einfalt strahlend hervortritt; von diesen fünfen oder sechsen nehme ich des Beispiels willen die allererste *), weil es diejenige ist, deren Moral sich für jedes Alter am besten eignet, die, welche die Kinder am besten fassen, die, welche sie mit der meisten Lust lernen, kurz die, welche der Verfasser wohl eben deswegen an die Spitze seines Buches gestellt hat. Wenn man ihm wirklich die Absicht unterlegt, daß er von Kindern habe verstanden, ihnen habe gefallen und sie unterrichten wollen, so ist diese Fabel gewiß ein Meisterstück. Man erlaube mir daher, sie durchzunehmen und in wenig Worten zu beurtheilen.

Der Rabe und der Fuchs.

Eine Fabel.

„Meister Rabe, geflogen auf einen Baum,"

Meister! Was bedeutet dieses Wort an sich? Was bezeichnet es vor einem Eigennamen? Was hat es hier für einen Sinn?

Was ist ein Rabe?

Was heißt das: „geflogen auf einen Baum?" Man

*) Es ist die zweite in der Sammlung und nicht die erste, wie Herr Formey sehr gelehrt bemerkt hat.

sagt nicht: „geflogen auf einen Baum," man spricht: „auf einen Baum geflogen." Man muß also wohl auch von den Wortversetzungen in der Dichtersprache reden, muß sagen, was Prosa ist und was Verse sind.

„Hielt in seinem Schnabel einen Käse"

Was für einen Käse? einen Schweizer=, Baier= oder Holländerkäse? Wenn das Kind keine Raben gesehen hat, was gewinnt man, wenn man mit ihm davon spricht? Wenn es welche gesehen hat, wie wird es begreifen können, daß ein Rabe einen Käse in seinem Schnabel halten soll? Die Bilder müssen immer naturgemäß sein!

„Meister Fuchs, durch den Geruch gelockt"

Wieder ein Meister! Doch für diesen ist der Titel angewandt. Er ist Meister in allen Schlichen seines Handwerks. Man muß aber wieder erklären, was ein Fuchs ist, muß sein eigentliches Naturell von dem unterscheiden, das man ihm nach dem Herkommen in der Fabel beilegt.

Gelockt (im französischen alléché), ist in dieser Sprache ungewöhnlich, bildlich. Muß also erklärt werden. Man muß auseinandersetzen, daß man sich dessen nur in Versen bedient. Das Kind wird fragen, warum man in Versen sich anders ausdrückt, wie in Prosa. Was will man darauf antworten?

„Gelockt durch den Geruch eines Käse." Der Käse, welchen ein auf dem Baume sitzender Rabe im Schnabel hält, muß einen sehr starken Geruch haben, wenn der Fuchs im Dickigt oder in seinem Loche davon etwas wittern soll. Ist das die Art und Weise, durch die man in seinem Zöglinge den Geist einer scharfsinnigen Beurtheilung wecken will, die sich nichts aufheften läßt als mit beigefügten gründlichen Beweisen, und die in den Erzählungen anderer die Wahrheit von der Lüge wohl zu unterscheiden weiß?

„Hielt ungefähr folgende Anrede an ihn:“

„Anrede!“ Sprechen denn die Füchse? Sprechen sie denn grade die Sprache der Raben? du hochgelehrter Lehrer, sei auf deiner Hut! Wäge deine Antwort wohl ab, ehe du sie gibst; sie hat mehr zu bedeuten, als du dir vorstellst.

„Ei! guten Tag! Herr Rabe!“

„Herr!“ Ein Titel, den das Kind lächerlich machen sieht, sogar bevor es noch weiß, daß es ein Ehrentitel ist. Diejenigen, welche nun gar die Lesart: „Mein Herr von Rabe!“ statuiren, werden noch ganz andere Dinge zu thun bekommen, ehe sie dieses „von“ zu erklären im Stande werden sein können.

„Wie Ihr doch reizend seid! wie Ihr mir schön erscheint!“

Flickwerk! Unnützer Ueberfluß! Das Kind, das ein und dieselben Gedanken mit andern Worten wiederholt findet, lernt nachlässig sprechen. Entgegnet man, dieser Wortschwal ist ein Kunststück des Verfassers, er gehört zu der Absicht des Fuchses, der seine Lobsprüche durch die gehäuften Worte erstärken will, so wäre dies eine Ausflucht, die sich wohl für mich eignet, aber nicht für meinen Zögling.

„Ohne Lüge! wenn Euer Gesang Eurem Gefieder entspricht:“

„Ohne Lüge!“ Man sagt also zuweilen Lügen? Wohin wird das Kind gerathen, wenn man ihm erklärt, daß der Fuchs betheuert: „Ohne Lüge!“ während er lügen will?

„Entspricht!“ Was heißt das? Man versuche es nur, das Kind dahin zu bringen, daß es so verschiedene Beschaffenheiten, wie Stimme und Federn sind, mit einander vergleichen soll; man wird ja sehen, wie weit man kommt!

„So seid Ihr der Phönix unter allen Gästen des Waldes.“

Phönix!“ Was ist ein Phönix? Da werden wir auf ein-

mal in das lügenhafte Alterthum, fast in die Mythologie, hinein versetzt.

„Die Gäste des Waldes!" Welche Redefigur! Der Schmeichler veredelt seine Sprache und gibt ihr mehr Würde, um sie verführerischer zu machen. Wird ein Kind wohl diese Feinheit verstehen? Weiß es wohl einmal, ja kann es wohl wissen, was edle und niedere Schreibart ist?

„Bei diesen Worten kennet sich der Rabe nicht vor Freuden."

Man muß schon sehr heftige Leidenschaften kennen gelernt haben, wenn man diesen sprichwörtlichen Ausdruck verstehen will.

„Und um seine schöne Stimme zu zeigen"

Man vergesse nicht, daß um diesen Vers und die ganze Fabel zu verstehen, das Kind wissen muß, wie es denn eigentlich mit der schönen Stimme des Raben stehe.

„Macht er seinen Schnabel weit auf und läßt seine Beute fallen"

Il ouvre un large bec, laisse tomber sa proce.

Dieser Vers ist ausgezeichnet; der Wortklang schon erzeugt ein Bild. Ich erblicke einen großen Tölpel den Schnabel aufsperren; ich höre den Käse von Ast zu Ast fallen; aber diese Schönheiten sind für Kinder verloren.

„Der Fuchs erhascht sie und spricht: mein guter Herr!"

Bemerkt man denn, wie hier das Wort „gut" mit „dumm" gleichbedeutend gebraucht wird? Wahrlich man läßt keine Zeit verstreichen, um die Kinder zu instruiren!

„Lernet, daß der Schmeichler"

Ein allgemeiner Lehrsatz, damit kommen wir nicht mehr fort!

„auf Kosten dessen lebt, der ihn hört!"

Nie hat ein Kind von zehn Jahren diesen Vers verstanden.

„Die Lehre ist ohnstreitig wohl eines Käse werth."

Das ist verständlich und der Gedanke ist sehr gut. Indessen

möchte es doch wohl wenig Kinder geben, die eine Lehre mit einem Käse zusammen zu stellen vermöchten und die nicht den Käse der Lehre vorziehen würden. Es muß ihnen also auseinander gesetzt werden, daß dieser Ausspruch nur ein Scherz sei. Welche Subtilitäten für Kinder!

„Der Rabe, ganz beschämt und betroffen.“ *)

Wieder ein Pleonasmus; und zwar einer, der sich nicht entschuldigen läßt.

„Schwur, doch ein wenig spät, daß man ihn nicht mehr überlisten sollte“

„Er schwur!“ Welcher Lehrer ist Thor genug, daß er wagen sollte, einem Kinde zu erklären, was ein Eid zu bedeuten habe?

Ich habe einige Erörterungen zum Besten gegeben, jedoch wohl immer noch weniger, als nöthig sein dürften, um alle Begriffe dieser Fabel zu analysiren und sie auf die einfachen und Grundbegriffe zurückzuführen, aus denen jeder von ihnen zusammengesetzt ist. Allein wer hält denn eine solche Analyse für nöthig zum Verständnisse für die Jugend? Und keiner von uns ist ein solcher tiefer Denker, daß er sich ganz in die Ideenwelt des Kindes zu versetzen wüßte! — Wir wollen nun auf die Lehre der Fabel übergehen.

Ich frage, ob man Kindern von sechs Jahren lehren darf, daß es Leute gibt, die ihres Vortheils willen schmeicheln und lügen? Höchstens könnte man ihnen sagen, daß es Spötter gäbe, welche die kleinen Knaben verhöhnen, und sich im Geheimen über ihre thörigte Eitelkeit moquirten: Allein der Käse verdirbt alles; man lehrt die Kleinen nicht sowohl denselben nicht aus ihrem Schnabel fallen zu lassen, als vielmehr ihn aus dem Schnabel eines andern

---

*) Honteux et confus.

zu locken. Das ist in dieser Fabel ein zweites Paradoxon, aber nicht weniger wichtig.

Beobachtet die Kinder, wenn sie ihre Fabeln lernen, und ihr werdet sehen, daß sie in der Anwendung, wenn sie im Stande sind, eine solche zu machen, der Ansicht des Autors fast immer entgegen sind und daß sie statt auf den Fehler zu achten, von dem man sie heilen oder vor dem man sie bewahren will, sich eher zu der Untugend hingezogen fühlen, durch die einer aus den Fehlern anderer Vortheil ziehen kann. In der obigen Fabel fallen die Kinder über den Raben her, neigen sich aber alle nach dem Fuchse hin. In der folgenden Fabel meint ihr ihnen in der Grille ein Beispiel vorzuhalten; jedoch mit nichten, die Ameise ist es, die sie erkiesen. Niemand mag sich gern demüthigen: die Kinder greifen allezeit nach der glänzenden Rolle; diese Wahl bewirkt die Eigenliebe, übrigens eine sehr natürliche Wahl. Aber was für eine entsetzliche Lehre für die Jugend! Das hassenswertheste von allen verzogenen Rangen wäre wohl ein geiziges und hartherziges Kind, das da wüßte, was man sich von ihm ausbittet, und dies eben abschlüge. Die Ameise aber thut noch mehr, sie lehrt das Kind spöttisch etwas abschlagen.

In allen Fabeln, in denen der Löwe unter den handelnden Personen erscheint, wird das Kind nicht ermangeln, sich zum Löwen zu machen, weil er gewöhnlich am meisten brillirt; hat er nun eine Theilung zu leiten, so wird es, durch sein Muster wohl unterrichtet, sehr besorgt sein, sich des Ganzen zu bemächtigen. Wenn aber die Mücke über den Löwen siegt, dann gestaltet sich die Sache anders, dann ist das Kind nicht mehr der Löwe, sondern die Mücke. So lernt es, einst mit einem Nadelstiche diejenigen tödten, die es nicht mit tapferm Arme anzugreifen wagt!

In der Fabel von dem magern Wolfe und dem feisten Hunde

nimmt es sich nicht die Lehre von der Selbstbeherrschung heraus, die man ihm doch geben will, sondern die Lehre von freier Ungebundenheit. Ich werde es nie vergessen, daß ich einst ein kleines Mädchen sehr weinen sah, das man mit dieser Fabel untröstlich gemacht hatte, weil man ihm immer nur von der Folgsamkeit vorgepredigt hatte. Man wußte sich seine Thränen gar nicht zu erklären; endlich kam man dahinter. Das arme Kind war seiner Fesseln müde; es fühlte seinen Hals aufgerieben; es weinte, weil es kein Wolf war.

So ist also die Moral in der ersten der angeführten Fabeln für das Kind eine Anweisung in der niedrigsten Schmeichelei; die der zweiten ein Unterricht in der Herzlosigkeit; die der dritten ein Unterricht in der Ungerechtigkeit; die der vierten ein Unterricht zum Schabernack; die der fünften eine Lehre zur Unabhängigkeit. Dieser letzte Unterricht ist für meinen Zögling etwas Ueberflüssiges, für die eurigen gar nicht passend. Wenn ihr ihnen Lehren geben wollt, die sich entgegen sind, was für Früchte versprecht ihr euch dann von euern Bemühungen? Aber vielleicht gibt wohl diese ganze Sittenlehre, die mir zum Tadel gegen die Fabeln diente, eben so viele Gründe zu ihrer Beibehaltung an die Hand. In dem Gesellschaftsleben der Menschen braucht man eine Sittenlehre, die in Worten besteht, eine andere, nach der man handelt; beide sind von einander verschieden. Die erstere steht im Katechismus und da steht sie gut! die andere steht für Kinder in den Fabeln des Herrn von Lafontaine, für Mütter in dessen Erzählungen. Ein und derselbe Schriftsteller reicht für alles aus.

Wir wollen uns verständigen, Herr von Lafontaine. Ich meines Theils verspreche, Sie mit Auswahl zu lesen, Sie zu lieben, mich aus Ihren Fabeln zu unterrichten; denn ich hoffe, mich über ihren Endzweck nicht zu täuschen. Aber meinen Zögling anlangend,

so erlauben Sie, daß ich ihm nicht eine einzige lernen lasse, bis Sie mir dargethan haben, daß es für ihn ersprießlich sei, etwas zu lernen, wovon er nicht das Viertel versteht; daß er ferner aus denen, die er verstehen kann, nicht das Gegentheil aufgreift und anstatt sich durch den Tropf warnen zu lassen, sich nicht vielmehr nach dem Schalke bildet.

Indem ich also alles, was Pflicht heißt, aus der Kinderwelt banne, nehme ich auch die Werkzeuge zu ihrem größten Elende, die Bücher nämlich, mit hinweg. Lesen ist die Geißel der Kindheit, und doch fast die einzige Beschäftigung, die man ihr zu geben weiß. Kaum dürfte Emil in seinem zwölften Jahre wissen, was ein Buch ist. Aber, wird man einwerfen, er muß doch zum wenigsten lesen können? O ja! er soll lesen lernen, wenn ihm das Lesen von Nutzen sein wird; vor diesem Termine könnte ihn diese Kunst nur langweilen.

Darf man von Kindern nichts verlangen des bloßen Gehorchens willen, so folgt daraus, daß sie auch nichts lernen dürfen, woran sie nicht einen wirklichen und augenblicklichen Vortheil verspüren, bestehe derselbe nun im Vergnügen oder im Nutzen. Welcher andere Beweggrund sollte sie auch zum Lernen antreiben? Die Kunst, mit Abwesenden sich zu unterhalten, und von ihnen etwas zu erfahren, die Kunst, ihnen ohne Mittelsperson unsre Gefühle, unsern Willen, unsre Wünsche mitzutheilen, ist zwar eine Kunst, deren Nützlichkeit jedem Alter begreiflich gemacht werden kann; allein durch welches pädagogische Kunstwunder ist diese so nützliche und so angenehme Kunst zu einer Marter für die Kinder herabgewürdigt worden? Dadurch, daß man die Kinder zwingt, sich damit zu beschäftigen, dadurch, daß man ihnen eine Anwendung davon machen läßt, wovon sie nichts begreifen! Ein Kind ist eben nicht begierig, das Werkzeug, womit man es quält, zu

vervollkommnen; macht aber, daß dies Werkzeug ihnen zum Vergnügen gereicht, und bald werden sie sich auch ohne unsere Wünsche damit beschäftigen.

Man macht ein gewaltiges Aufhebens, um die beste Methode des Lesenlehrens aufzufinden, erfindet Lesekasten, Wandtafeln; man macht das Zimmer des Kindes zu einer Buchdruckerei. Locke will, die Kinder sollen durch Würfel lesen lernen. Ist das nicht eine sehr wohlausgedachte Erfindung? O Jammer! Ein Mittel, sicherer als die andern alle, was man aber stets aus den Augen läßt, ist das Verlangen zu lernen. Schafft in dem Kinde dieses Verlangen, und ihr könnt dann alle eure Kosten und Würfel entbehren, jede Methode wird dann gut sein.

Das augenblickliche Interesse, das ist die große Triebfeder, die einzige, die sicher zum Ziele führt. Emil erhält zuweilen von seinem Vater, von seiner Mutter, von seinen Verwandten, von seinen Freunden Einladungsbriefchen zu einem Essen, zu einem Spaziergange, zu einer Wasserpartie, oder um eine öffentliche Festlichkeit mit anzusehen. Diese Briefchen sind kurz, deutlich, sauber und gut geschrieben. Er muß Jemanden suchen, sie sich lesen zu lassen; dieser Jemand aber ist entweder nicht sogleich zur Stelle, oder er erweist dem Kinde jetzt eben so wenig Gefälligkeit wieder, als dasselbe tagsvorher gegen ihn bezeugte. So verstreicht Gelegenheit und Zeit. Man liest ihm endlich das Billet; aber es ist zu spät. Ach! wer es doch selbst hätte lesen können! Es kommen andere Briefe: sie sind so kurz! der Inhalt derselben interessirt so! der Wunsch regt sich, ihre Entzifferung zu versuchen. Bald ist Hilfe da, bald keine. Da wird angestrengt; endlich ist die Hälfte des Billets entziffert; man soll morgen mit zur frischen Milch gehen .... aber wohin? mit wem? .... Was für Mühe gibt man sich, um das übrige herauszubringen! — Ich glaube nicht,

daß Emil eine Lesemaschine brauchen wird. Soll ich nun auch noch vom Schreibenlehren sprechen? Nein; ich schäme mich, in einem Werke über Erziehung mit solchen Kleinigkeiten zu unterhalten.

Nur noch ein Wort will ich beifügen, das eine hochwichtige Lehre enthält. Nämlich: Man erhält gewöhnlich dasjenige ganz sicher und sehr schnell, was man nicht eilfertig zu erhalten sucht. Ich bin beinahe fest überzeugt, daß Emil vor dem zehnten Lebensjahre vollkommen lesen und schreiben können wird, grade weil mir es nicht darauf ankommt, ob er es vor dem funfzehnten kann. Aber lieber wollte ich, daß er nie zu lesen verstehen möchte, als daß er diese Wissenschaft mit Hingabe dessen erkaufte, was sie ihm nützlich machen kann. Wozu soll ihm das Lesen dienen, wenn man ihm für immer einen Widerwillen dagegen beigebracht hat? „Vor allem — sagt Quintilian 16) — muß man sich hüten, daß dem Schüler die Studien, die er noch nicht lieben kann, nicht verhaßt werden, und ihn dann der einmal empfundene Ekel auch über die Jahre der Unwissenheit hinaus noch schüttele."

Je mehr ich auf meiner unthätigen Methode bestehe, desto mehr sehe ich Einwürfe anwachsen. „Lernt dein Zögling nichts von dir, so wird er von andern lernen. Bauest du dem Irrthume nicht durch Wahrheit vor, so wird er lügen lernen; die Vorurtheile, die du dich scheust, ihm beizubringen, wird er von seiner Umgebung empfangen; durch jeden seiner Sinne werden sie in ihn eindringen; sie werden entweder seine Vernunft berücken, bevor sie selbst noch sich ausgebildet hat, oder sein Geist, gelähmt

---

16) Quint. L. I. c. 1. Id in primis cavere oportebit, ne studia, qui amare nondum potest, oderit, et amaritudinem semel perceptam etiam ultra rudes annos reformidet.

durch lange Unthätigkeit, wird im Materiellen sich auflösen. Wer in der Kindheit nicht zum Denken angehalten wird, verliert die Fähigkeit dazu fürs ganze Leben."

Mich dünkt, ich könnte auf dies alles leicht antworten. Aber warum denn immer antworten? Wenn meine Methode selbst auf diese Einwürfe antwortet, dann ist sie gut; wo nicht, so ist sie schlecht. Darum weiter!

Wenn man nach dem Plane, den ich zu entwerfen begonnen habe, Regeln befolgt, die den üblichen geradezu entgegen laufen; wenn man, anstatt den Geist seines Zöglings in die Ferne zu versetzen, anstatt ihn unaufhörlich in andern Gegenden, Welttheilen, Jahrhunderten, in den äußersten Endpunkten der Erdfläche, ja sogar in dem Himmel herumzutreiben, ihn immer bei sich selbst und aufmerksam auf das zu erhalten sucht, was ihn unmittelbar angeht: dann wird man ihn auch fähig zu fassen, zu behalten und zu schließen finden: denn so ist es naturgemäß. In dem Maße als ein empfindendes Wesen thätig wird, erwirbt es sich auch ein seinen Kräften verhältnißmäßiges Urtheilsvermögen; aber nur mit der Kraft, die als ein Ueberfluß von der zu seiner Erhaltung nöthigen sich herausstellt, entwickelt sich in ihm die Speculation, die fähig ist, diesen Ueberfluß von Kraft in einen andern Nutzen zu verwenden. Will man also den Verstand seines Zöglings üben, so übe man die Kräfte, die der Verstand beherrschen soll. Man übe unaufhörlich seinen Körper; man mache ihn kräftig und gesund, um weise und vernünftig werden zu können. Er arbeite, er handthiere, er laufe, er schreie, er sei in beständiger Bewegung; er sei nur erst ein Mann an Kraft, bald wird er es auch an Vernunft sein.

Es ist wahr, man könnte ihn auf diese Art auch ganz zum Thiere erniedrigen, wenn man ihn nämlich immer an der Leine

führte, wenn man nur immer ihm sagte: „Geh, komm, bleib, mache dies, das nicht"! Leitet unser Kopf seine Arme, so ist ihm der seine zu nichts nütze. — Aber ich erinnere an unsern Vertrag! Wer ein Pedant sein will, braucht mich nicht zu lesen.

Es ist ein bejammernswerther Irrthum, daß man glaubt, die Uebung des Leibes schade den Verrichtungen des Geistes; als wenn beide Thätigkeiten nicht unzertrennlich mit einander gehen müßten und die eine nicht stets die andere zu lenken hätte!

Es gibt zwei Arten von Menschen, die ihre Körper in einem fort anstrengen, und von denen ganz gewiß die eine so wenig wie die andere daran denkt, ihren Geist zu bilden, das sind die Bauern und die Wilden. Die erstern sind plump, grob, unbeholfen; die andern sind durch ihre scharfen Sinne, noch mehr aber durch die Feinheit ihres Geistes und ihre Erfindungen bekannt; kurz es gibt nichts Schwerfälligeres als einen Bauer und nichts Gewandteres als einen Wilden. Woher dieser Unterschied? Daher, daß der erstere, der stets nur das thut, was ihm befohlen wird, oder was er seinen Vater hat machen sehen, oder was er selbst in seiner Jugend gemacht hat, blos dem alten Schlendrian folgt, daß bei ihm, der beinahe maschinenmäßig in seinem Leben unaufhörlich mit ein und derselben Arbeit beschäftigt ist, Gewohnheit und Gehorsam die Stelle der Vernunft einnehmen.

Bei dem Wilden ist dies ganz etwas Anderes. Er ist an keinen Ort gebunden, er hat kein vorgeschriebenes Tagewerk, hat Niemandem zu gehorchen, kennt kein andres Gesetz als seinen Willen, ist also genöthigt, über jede seiner Handlungen bei sich zu beschließen. Er macht keine Bewegung, thut keinen Schritt, ohne vorher die Folgen davon überlegt zu haben. Jemehr sich daher sein Körper bethätigt, desto mehr klärt sich sein Geist auf. Kraft

und Vernunft wachsen in gleichem Maße und bereichern sich einander.

Hochgelehrter Erzieher! wir wollen abwarten, welcher von unsern Zöglingen dem Wilden, und welcher dem Bauer gleichen wird. Tagtäglich und in andern Stücken einer belehrenden Autorität unterworfen, thut dein Zögling nichts, als was ihm geheißen wird. Er wagt nicht zu essen, wenn ihn hungert, nicht zu trinken, wenn ihn dürstet, nicht zu lachen, wenn er aufgelegt ist, nicht zu weinen, wenn er traurig ist, nicht eine Hand statt der andern zu geben, nicht den Fuß anders zu setzen als nach Vorschrift, bald wird er auch nicht zu athmen wagen als blos nach deinem Reglement. An was, sage mir, soll er denn denken, wenn du statt seiner an alles denkst? Wozu soll er, deiner Vorsicht versichert, Sorgfalt anwenden? Er sieht, daß du um seine Erhaltung, um sein Wohlbefinden bekümmert bist und fühlt sich frei von dieser Sorge; sein Urtheil verläßt sich auf das deine; alles, was du ihm nicht wehrst, thut er ohne Ueberlegung, wohl wissend, daß er dabei nicht Gefahr läuft. Wozu soll er sich um die Vorzeichen eines kommenden Regens bekümmern? Er weiß, daß du statt seiner den Himmel beobachtest. Wozu soll er seine Spaziergänge berechnen? Er fürchtet nicht, daß du ihm die Tischzeit wirst verpassen lassen. Er ißt, so lange du es ihm nicht verbietest, wenn du es ihm untersagst, hört er auf; er hört nicht auf die Mahnung seines Magens, sondern auf deine; du magst aber immerhin seinen Körper in Unthätigkeit verweichlichen, sein Verstand wird dadurch um nichts an Gewandtheit gewinnen. Ganz im Gegentheil du wirst die Vernunft bei ihm um allen Credit bringen, weil du ihm das wenige, was er davon hat, nur bei Dingen anwenden läßt, die ihm ganz unnütz vorkommen. Da er nie einsieht, wozu die Vernunft dienlich ist, so wird er endlich

urtheilen, sie sei zu gar nichts nütze. Das Schlimmste, was ihm begegnen kann, wenn er unrichtig denkt, ist ein Verweis, aber deren bekommt er so viele, daß er sich nichts mehr daraus macht; ein so gewöhnlich drohendes Ereigniß macht ihn nicht mehr zu fürchten.

Du findest aber dennoch, daß er Geist hat; und er hat welchen, um mit den Weibern in dem Tone zu plaudern, wie ich schon erwähnt habe; allein er soll einmal in den Fall kommen, mit seiner Persönlichkeit zu bezahlen, in einer verwickelten Lage eine Partei zu ergreifen, da wirst du ihn hundertmal dümmer und verblüffter finden, als den Sohn des gröbsten Bauers.

Mein Zögling, oder vielmehr der der Natur, der in Zeiten geübt worden ist, sich selbst genug zu sein, so weit als dies möglich ist, gewöhnt sich nicht, unaufhörlich zu andern zu laufen, am wenigsten, um ihnen sein großes Wissen auszukramen. Dafür aber urtheilt er, sieht sich vor, denkt in allem nach, was sich unmittelbar auf ihn bezieht. Er schwatzt nicht, er handelt; er weiß nicht ein Wort von dem, was sich in der Welt ereignet, aber er weiß recht gut zu unternehmen, was ihm nützt. Da er immer in Thätigkeit ist, so ist er genöthigt, die Gegenstände genau zu beobachten und ihre Wirkungen zu durchschauen; er erwirbt sich bei guter Zeit eine reiche Erfahrung; er erhält seinen Unterricht von der Natur, nicht von Menschen; er unterrichtet sich um so leichter, da er nirgends die Absicht gewahr wird, daß er unterrichtet werden soll. So üben sich also bei ihm Körper und Geist zugleich. Stets nach seinem Gutdünken und nicht nach dem eines andern handelnd, vereinigt er immer zwei Operationen mit einander; jemehr er sich stählt und kräftigt, desto verständiger und scharfsinniger wird er. Das ist das Mittel, einst das mit einander zu besitzen, wovon man glaubt, daß es sich nicht mit einander

vertrage, was aber beinahe alle großen Männer vereint besessen haben, nämlich Gewalt des Leibes und des Geistes, die Vernunft eines Weisen und die Stärke eines Athleten.

Mein junger Erzieher, ich predigte dir eine schwere Kunst! Nämlich ohne Vorschriften zu leiten und alles durch Nichtsthun auszurichten. Diese Kunst, ich gestehe es zu, ist nicht für dein Alter. Sie ist nicht geeignet, gleich Anfangs deine Fähigkeiten glänzen zu lassen, oder dir bei den Vätern Gewicht zu verschaffen; sie ist aber die einzige, die zum Ziele führt. Du wirst es nie dahin bringen, verständige Leute zu ziehen, wenn du nicht von vorn herein Gassenjungen bildest. So war die Erziehung der Spartaner. Statt sie an Bücher zu ketten, ließ man sie erst lernen ihr Essen klemmen. Waren aber deswegen die Spartaner plump, wenn sie erwachsen waren? Wer kennt nicht die Kraft und das Treffende ihrer Entgegnungen? Allezeit fertig zum Siege vernichteten sie ihre Feinde in jeder Art Krieg, und die maulfertigen Athener fürchteten sowohl ihre Worte als ihre Hiebe.

Bei den sorgfältigsten Erziehungsarten befiehlt der Lehrer und glaubt zu herrschen; in der That aber herrscht das Kind. Es macht sich alles zu nutze, was ihr von ihm fordert, um das, was ihm beliebt, zu erlangen, und wird euch eine Stunde Fleiß mit acht Tagen Gefälligkeit bezahlen lassen. Alle Augenblicke sind Verträge mit ihm zu schließen. Diese Verträge, die ihr nach eurer Methode vorschlagt, das Kind aber nach seiner Weise ausübt, gereichen nur immer seinen Grillen zum Vortheile, vorzüglich wenn man so unvorsichtig ist, und als Bedingung zum Vortheile des Kindes das mit einfließen läßt, was es sicher ist zu erhalten, es mag nun die auferlegte Bedingung erfüllen oder nicht. Gewöhnlich durchschaut das Kind weit besser die Gedanken des Lehrers, als der Lehrer das Herz des Kindes. Und das ist in der

Ordnung; denn das Kind wendet nun seinen ganzen Scharfsinn, den es bei dem Sichselbstüberlassensein auf die Erhaltung seines Ichs verwendet, an, seine natürliche Freiheit von den Ketten seines Tyrannen zu befreien. Dieser hingegen hat kein so nöthigendes, augenblickliches Interesse, den andern zu durchschauen und findet zuweilen seine Rechnung dabei, wenn er dem Kinde seine Faulheit und seine Eitelkeit hingehen läßt.

Schlagt den entgegengesetzten Weg mit eurem Zöglinge ein; er meine stets Herr zu sein, während ihr es jederzeit seid, der ihn leitet. Es gibt durchaus weiter keine so vollkommne Unterwürfigkeit als die, welche den Schein der Freiheit für sich hat. Man nimmt auf diese Weise den Willen selbst gefangen. Das arme Kind weiß nichts, kann nichts, kennt nichts, ist es darum nicht eurer Gnade verfallen? Schaltet und waltet ihr denn nicht durch das Verhältniß zu ihm über seine ganze Umgebung? Habt ihr nicht Macht, es nach eurem Belieben anzuregen? Seine Arbeiten, seine Spiele, seine Vergnügungen, seine Kümmernisse, liegen sie nicht alle in euern Händen, ohne daß er dessen sich bewußt ist? Allerdings soll es nur thun, was es will; aber es soll nichts wollen können, als was ihr wünscht, daß es thue. Es darf keinen Schritt thun, den ihr nicht vorausgesehen hättet, es darf den Mund nicht öffnen, ohne daß ihr wüßtet, was es sagen wollte.

Unter diesen Umständen wird es sich den körperlichen Uebungen, die sein Alter erheischt, hingeben können, ohne seinen Geist dabei abzustumpfen; unter diesen Umständen nur wird es seine Schlauheit nicht anstrengen, um eine ihm unbequeme Herrschaft zu entkräftigen; sondern ihr werdet es einzig und allein beschäftigt sehen, aus seiner Umgebung den größtmöglichsten Vortheil für sein wahres Wohlbefinden zu ziehen; und alsdann wird man erstaunen über die Feinheit seiner Erfindungen, die es anwendet,

um alles, was es erreichen kann, sich anzueignen und alles wirklich, ohne Zuziehung des bloßen Einbildens, zu genießen.

Laßt ihr es Herr über seinen Willen sein, so werdet ihr keinen Eigensinn nähren. Da es stets nur thut, was ihm ansteht, so wird es bald nichts weiter thun, als was es thun soll; und wiewohl sein Körper immer in Bewegung ist, so werdet ihr doch, sobald als es seinem gegenwärtigen und fühlbaren Interesse gilt, die ganze Vernunft, deren es fähig ist, hervortreten sehen und zwar viel besser und auf eine viel eigenthümlichere Weise als bei bloßen Verstandesübungen.

Wenn also das Kind Einen nicht bedacht darauf findet, ihm entgegen zu sein, es also kein Mißtrauen in Einen setzt, nichts zu verheimlichen hat, wird es Einen auch nie betrügen, nie belügen; wird sich ohne Furcht zeigen, wie es ist. Man kann es dann ganz nach Belieben studiren, kann alle seine Dispositionen für die Unterrichtsgegenstände treffen, die man ihm geben will, ohne daß es glaubt, je eine einzige Lehre zu empfangen.

Eben so wenig wird es mit neugierigem Argwohne unsre Sitten zu erspähen suchen. Es wird ihm keinen heimlichen Kitzel verursachen, euch auf einer Schwäche zu ertappen. Die Unannehmlichkeit, der wir dadurch begegnen, ist sehr groß. Eine der ersten Bemühungen der Kinder nämlich ist, wie ich schon gesagt habe, die Schwäche derjenigen aufzudecken, von denen sie Befehle anzunehmen haben. Diese Neigung führt zur Heimtücke; entspringt aber nicht aus Heimtücke; sondern entsteht aus dem Bedürfniß, eine Autorität zu entkräftigen, die ihm beschwerlich fällt. Das Joch, das man ihnen auflegt, drückt sie nieder, sie suchen es abzuschütteln; und die Schwächen, welche sie an ihren Lehrern gewahr werden, geben ihnen bequeme Mittel an die Hand. Dadurch entsteht die Gewohnheit, die Leute nach ihren Fehlern zu

beobachten und sich in deren Entdeckung zu gefallen. Es erhellt daraus, daß auf diese Weise eine Lasterquelle mehr in Emils Herzen verstopft wird. Da er nämlich kein Interesse dabei hat, an mir Mängel zu finden, so wird er auch nicht darauf ausgehen, und wenig versucht sein, dergleichen an andern auffinden zu wollen.

Dies ganze Verfahren scheint schwer zu sein, weil man keine Acht darauf hat; aber im Grunde sollte es leicht sein. Man ist berechtigt, bei euch die Einsichten vorauszusetzen, die zur Ausübung des Berufs, den ihr erwählt habt, nöthig sind. Man muß annehmen, daß ihr den natürlichen Zug des menschlichen Herzens kennt, daß ihr den Menschen nach seiner Individualität zu studiren versteht, daß ihr im voraus wißt, wohin sich der Wille eueres Zöglings bei Gelegenheit aller für sein Alter interessanter Gegenstände, die ihr unter seine Augen kommen lasset, neigen werde. Habt ihr aber die Werkzeuge in der Hand, und wißt ihr, sie zu gebrauchen, so seid ihr doch wohl Herr der Unternehmung?

Ihr wendet mir den Eigensinn der Kinder ein, und ihr habt unrecht. Der Eigensinn der Kinder ist nie das Werk der Natur, sondern einer schlechten Zucht. Er ist entstanden, weil sie entweder gehorchen mußten oder befehlen konnten. Aber ich habe schon hundertmal gesagt, daß weder das eine noch das andere statt finden darf. Euer Zögling wird also nur die Grillen an sich haben, die ihr ihm beibrachtet. Es ist darum recht, wenn ihr die Strafe eurer Fehlgriffe leidet. Aber, werft ihr ein, wie dem abhelfen? Es geht noch, aber bei einem zweckmäßigern Verfahren und vieler Geduld.

Ich hatte einige Wochen lang die Aufsicht über ein Kind übernommen, das nicht allein gewohnt war, seinen Willen durchzusetzen, sondern auch Jedermann nach seinem Willen zu haben, folglich voller wunderlicher Einfälle war. Gleich am ersten Tage

wollte es meine Gefälligkeit erproben und um Mitternacht aufstehen. Während ich im tiefsten Schlafe liege, springt es aus seinem Bette auf, nimmt seinen Schlafrock und ruft mich. Ich erhebe mich, ich zünde ein Licht an; mehr wollte es gar nicht. Nach Verlauf einer Viertelstunde wird es wieder schläfrig, und legt sich, zufrieden mit seinem Versuche, wieder nieder. Zwei Tage darauf wiederholt es den Proceß mit demselben Erfolge und von meiner Seite ohne das geringste Zeichen von Ungeduld. Wie es sich wieder legte und mich dabei umarmte, sagte ich ganz wohlbedächtig zu ihm: „Das ist ganz schön, mein liebes Kind, aber komme mir nun nicht wieder damit.“ Diese Sprache machte seine Neugier rege, und gleich den andern Tag wollte es doch ein wenig sondiren, auf welche Art ich's wagen würde, ihm nicht zu Willen zu sein. Es unterließ also nicht, um dieselbe Stunde wieder aufzustehen und mich zu rufen. Ich fragte, was es wünsche. Es bemerkte, nicht schlafen zu können. „Schlimm!“ sagte ich und verhielt mich wieder ruhig. Es bat mich, Licht anzuzünden. — „Wozu?“ und blieb wieder still. Dieser lakonische Ton setzte es in Verlegenheit. Es tappte umher, suchte das Feuerzeug und that als wenn es Feuer anschlagen wollte. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, als ich es sich auf die Finger schlagen hörte. Endlich überzeugte es sich wohl, daß es nicht zum Zwecke gelangen würde, und brachte das Feuerzeug an mein Bett. Ich sagte ihm aber: „ich müßte weiter nichts zu thun haben!“ und legte mich auf die andere Seite. Darauf begann es, unsinnig im Gemach herumzulaufen, schrie, sang, machte vielen Lärm, stieß sich an Tisch und Stühle, verheimlichte jedoch sorgfältig die Schmerzen von den Stößen, obgleich es laut aufschrie, um mich aus meiner Ruhe zu bringen. Alles aber half nichts und ich sahe ein,

daß es auf schöne Ermahnungen oder auf ein Aufbrausen, aber nicht auf kaltes Blut sich gefaßt gemacht hatte.

Indessen war es entschlossen, meine Geduld durch Halsstarrigkeit zu besiegen, setzte sein Getöse fort, und zwar mit solchem Nachdruck, daß ich endlich hitzig wurde. Jedoch überlegte ich, daß ich durch eine unzeitige Entrüstung alles verderben könnte und ergriff meine Parthie auf andere Weise. Ich stehe auf, ohne ein Wort zu sagen, ich suche das Feuerzeug und finde es nicht; ich frage darnach, das Kind bringt es mir, trippelnd vor Freude, über mich triumphirt zu haben. Ich schlage Feuer an, ich zünde das Licht an, ich nehme mein kleines Männchen bei der Hand, und führe es ganz ruhig in ein benachbartes Zimmer, wo die Fensterladen wohl verwahrt sind und worin es nichts zerbrechen kann. Ich lasse es ohne Licht, schließe die Thür hinter mir fest zu, gehe in mein Bett ohne nur ein Wort zu ihm gesagt zu haben. Man frage mich nicht, ob es von vorn herein Lärm gegeben habe; der kam mir nicht unerwartet; ich wurde also auch dadurch nicht erregt. Endlich wird es still; ich horche, ich nehme wahr, daß sich das Kind einrichtet, ruhig wird. Am Morgen gehe ich mit Tagesanbruch in das Zimmer, und finde meinen kleinen Störenfried auf einem Ruhepolster zusammengehaucht in tiefem Schlafe, dessen er, nach einer solchen Strapaze, sehr nöthig haben mochte.

Die Geschichte war damit noch nicht abgethan. Die Mutter vernahm, daß ihr Kind zwei Drittheile der Nacht außer seinem Bette zugebracht hatte. Nun war die gute Zeit aus; so etwas hieß, ein Kind in Lebensgefahr setzen. Da dies die gute Gelegenheit, sich zu rächen, sah, so stellte es sich krank, bedachte aber nicht, daß es damit nichts ausrichtete. Der Arzt wurde gerufen. Zum Unglück für die Mama war dieser Arzt ein Schalk, der sich an ihrer Furcht ergötzte und sich angelegen sein ließ, sie zu

vermehren. Indessen raunte er mir ins Ohr: Lassen sie mich nur machen; ich verspreche ihnen, das Kind soll auf lange Zeit von seiner Krankheits-Laune geheilt werden. In der That wurde nun Diät und Bleiben im Zimmer verordnet und der Apotheker beansprucht. Ich seufzte, da ich die arme Mutter von ihrer ganzen Umgebung so an der Nase herumführen sah, außer von mir allein, auf den sie einen Haß geworfen hatte, grade weil ich sie nicht täuschte.

Nach ziemlich harten Vorwürfen sagte sie mir, ihr Sohn wäre zärtlich, er wäre der einzige Erbe seiner Familie, er müsse um jeden Preis erhalten werden, und sie wünsche nicht, daß man ihm entgegen wäre. Im letztern war ich ganz mit ihr einig; sie verstand aber unter dem Entgegensein, ihm in allem gehorchen. Ich sahe ein, daß man mit der Mutter in eben dem Tone sprechen müßte, wie mit dem Kinde. Madame, — sagte ich ziemlich kalt zu ihr — ich verstehe nicht einen Erben zu erziehen, und noch mehr, mag es auch nicht lernen. Sie mögen deßhalb ihre Maßregeln nehmen. — Man hatte meiner noch für einige Zeit nöthig, der Vater übernahm die Ausgleichung; die Mutter schrieb an den eigentlichen Lehrer, seine Rückkehr zu beschleunigen, und das Kind, als es sahe, daß es nichts durch Störung meines Schlafes, nichts durch Kranksein ausrichtete, hielt es endlich fürs beste, selbst zu schlafen und sich wohl zu befinden.

Man kann sich kaum vorstellen, wie vielen ähnlichen Grillen dieser kleine Tyrann seinen unglücklichen Hofmeister unterworfen hatte; denn die Erziehung erfolgte unter den Augen der Mutter, und diese litt nicht, dem Erben in einer Hinsicht ungehorsam zu sein. Sobald es ihm beliebte auszugehen, mußte der Lehrer bereit sein, ihn zu führen, oder vielmehr ihm zu folgen, und immer wählte er mit großer Sorgfalt den Augenblick, wo er den Lehrer

sehr beschäftigt sah. Dieselbe Herrschaft wollte er auch über mich ausüben, und sich am Tage für die Ruhe rächen, die er mir des Nachts lassen mußte. Ich bequemte mich gutwillig zu allem, und bemühte mich, ihn von dem Vergnügen recht zu überzeugen, das ich empfände, ihm gefällig zu sein. Nachher aber, als es darauf ankam, ihn von seinen Einbildungen zu heilen, fing ich es anders an.

Man mußte ihn vor allem einmal sein Unrecht fühlen lassen, und das war nicht schwer. Wohl wissend, daß die Kinder nur immer an das Gegenwärtige denken, setzte ich mich durch die Vorsaussicht bald in Vortheil über ihn. Ich sorgte für einen Zeitvertreib für ihn auf dem Zimmer, wovon ich wußte, daß derselbe so recht nach seinem Geschmacke war; und in dem Augenblicke, wo ich ihn ganz darin leben sahe, schlug ich ihm einen Spaziergang zu machen vor. Er schickte mich heim. Ich beharrte darauf, aber er hörte mich gar nicht an. Ich mußte mich fügen und er selbst merkte sich diesen Beweis der Abhängigkeit sehr sorgfältig.

Am folgenden Tage kam die Reihe an mich. Er langweilte sich, ich hatte dafür gesorgt. Ich hingegen schien ungemein beschäftigt. So viel brauchte es gar nicht, um ihn zu einem Entschlusse zu nöthigen. Er stand nicht an, sich mir zu nähern und mich meiner Arbeit zu entreißen, um augenblicklich mit ihm auszugehen. Ich schlug es ab. Er bestand darauf. Nein! entgegnete ich ihm: du hast gestern deinen Willen behauptet und mich dadurch berechtigt, nun auch den meinigen durchzusetzen. Ich will nicht ausgehen! — Gut! erwiederte er schnellfertig, so gehe ich allein. — Wie's beliebt! Und so fuhr ich in meiner Arbeit fort.

Er kleidet sich an, ein wenig beunruhigt, weil er sieht, daß ich es geschehen lasse, ohne ein Gleiches zu thun. Jetzt ist er fertig; er kommt und empfiehlt sich. Ich erwiedere seinen Abschiedsgruß. Er sucht hierauf mich durch die Bezeichnung von Wegen,

die er einschlagen will, zu ängstigen. Wer ihn so hörte, hätte glauben sollen, er wolle an der Welt Ende laufen. Ohne mich zu rühren wünsche ich ihm glückliche Reise. Seine Verlegenheit verdoppelt sich. Indessen läßt er sich nichts merken und ruft im Weggehen seinen Diener, ihn zu begleiten. Der Diener, schon gestimmt, antwortet, er hätte keine Zeit, hätte auf meinen Befehl zu thun und müsse mir mehr gehorchen als ihm. Das war ein Streich, der den kleinen Mann vernichtete. Wie in aller Welt konnte man ihn allein ausgehen lassen, ihn, der sich unter allen andern für die wichtigste Person hielt, und meinte, Himmel und Erde müßten sich für seine Erhaltung interessiren? Indessen fängt er doch an, seine Schwäche zu fühlen; er begreift, daß er allein mitten unter Leute kommen werde, die ihn nicht kennen, er sieht ein, was er riskiren will; allein die Halsstarrigkeit behält noch die Oberhand; er steigt die Treppe langsam und sehr beklommen hinab. Endlich tritt er auf die Straße und tröstet sich in etwas wegen des Uebels, das ihm begegnen kann, mit der Hoffnung, daß ich dafür verantwortlich sein müsse.

Das war es, mo ich ihn fassen wollte. Alles war vorher schon veranstaltet, und da es eine Art von öffentlichem Auftritte geben konnte, so hatte ich mich mit des Vaters Einwilligung versehen. Kaum hatte er etliche Schritte gethan, so hörte er rechts und links Verschiedenes von sich sprechen. „Nachbar! wo mag wohl das junge Herrchen so ganz allein hinwollen? ich will ihn bitten, herein zu mir zu treten.“ „„Nachbarin, seht euch vor. Bemerkt ihr nicht, daß es ein kleiner Leichtfuß ist, den man aus seines Vaters Hause gejagt hat, weil er nicht hat gut thun wollen? Man muß keine solchen Leichtfüße beherbergen; laßt ihn laufen, wohin er will:““ — „Nun wohl denn! Gott zum Geleite! Es sollte mir leid thun, wenn er zu Schaden käme.“ — Etwas

weiter hin stößt er auf einen Trupp Gassenjungen seines Alters, die ihn angaffen und ausspotten. Je weiter er geht, desto mehr Verdruß trifft ihn. Allein und ohne Schutz sieht er sich von aller Welt zum Spielball gemacht und erfährt mit nicht geringer Befremdung, daß sein Achselband und sein goldverbrämtes Kleid ihm keinen Respect verschaffen.

Indessen war einer meiner Freunde, den er nicht kannte und den ich um Aufsicht über ihn gebeten hatte, ihm Schritt vor Schritt gefolgt, ohne von ihm bemerkt zu werden, und hatte sich ihm zu gehöriger Zeit genähert. Die Rolle, welche der des Sbrigani in Pourceaugnac glich, verlangte einen Mann von Kopf und ward gut durchgeführt. Ohne das Kind schüchtern und furchtsam zu machen durch gar zu großen Schreck, machte er ihm doch die Unklugheit seines Ritterzuges so fühlbar, daß er mir nach Verlauf von einer halben Stunde das Kind geschmeidig und so beschämt zurückbrachte, daß es sich nicht getraucte, die Augen aufzuschlagen.

Um die Fatalitäten der Unternehmung recht vollständig zu machen, mußte grade im Augenblicke der Rückkunft sein Vater die Treppe herabsteigen, um auszugehen, und auf der Stiege seinen Sohn treffen. Dieser mußte gestehen, wo er herkomme und warum ich nicht mit ihm gewesen wäre [17]). Das arme Kind hätte hundert Fuß tief in der Erde stecken mögen. Ohne ihm aber einen langen Verweis zu geben, sagte ihm der Vater viel trockner als ich erwartet hätte: „Wenn du wieder allein ausgehen willst, so kannst du es thun; aber weil ich keinen Straßenläufer in meinem

---

17) In dergleichen Fällen kann man ohne Gefahr die Wahrheit von einem Kinde fordern, denn es weiß alsdann wohl, daß es sie nicht verhehlen kann, und daß, wenn es sich unterstände eine Lüge zu sagen, es augenblicklich überführt werden könnte.

Hause dulden mag, so sei auch dann zugleich auf das Nichtwiederkommen bedacht."

Ich meiner Seits empfing das Kind ohne Verweis, ohne Spott, aber mit ein wenig nachdrücklichem Ernste; und aus Besorgniß, es möchte merken, daß alles was vorgefallen war, nur eine abgekartete Geschichte gewesen sei, wollte ich es für diesen Tag nicht spazieren führen. Den andern Tag gewahrte ich mit großem Vergnügen, daß der Kleine neben mir mit einer triumphirenden Miene an den Leuten vorüberging, die ihn gestern bei seinem einsamen Spaziergange verhöhnt hatten. Man kann sich leicht denken, daß er nie mehr drohte, ohne mich ausgehen zu wollen.

Durch diese und ähnliche Mittel brachte ich es in der kurzen Zeit meines Zusammenseins mit dem Kinde dahin, daß ich sein Thun ganz in meiner Gewalt hatte, und zwar ohne ihm Vorschriften zu machen, ohne ihm etwas zu verbieten, ohne Rederei, ohne Ermahnungen, ohne es durch nutzlose Lehren zu langweilen. So lange als ich gesprächig war, war das Kind unbekümmert; aber Stillschweigen von meiner Seite flößte ihm Besorgniß ein; es ahnete gleich, daß etwas nicht war, wie es sein sollte, und immer floß ihm die Belehrung aus den Umständen selbst. Doch wir kehren zu unsrem Gegenstande zurück.

Diese beständigen Uebungen, sobald man sie der Leitung der Natur allein überläßt, stumpfen, während sie den Körper stärken, den Geist keineswegs ab, sondern bilden gegentheils die einzige Art von Vernünftigkeit, deren einer in den ersten Jahren fähig ist, und die in jedem Alter, es sei auch, welches es wolle, am unentbehrlichsten ist. Diese Uebungen lehren uns den richtigen Gebrauch unsrer Kräfte, das Verhältniß unsrer Leiber zu der uns umgebenden sinnlichen Welt, die Anwendung der naturgemäßen Werkzeuge, die zu unsrer Verfügung stehen und unserm Organis-

mus entsprechen. Ist wohl irgend eine Dummheit der Dummheit eines Kindes gleich, das stets im Zimmer und unter den Augen der Mutter erzogen, keinen Begriff von Gewicht und Widerstand hat, und einen starken Baum ausreißen, oder einen Felsblock aufheben will? Als ich das erste Mal vor das Thor von Genf kam, wollte ich einem galoppirenden Pferde nachlaufen; ich warf Steine nach dem Salever Berge, der zwei Meilen von mir entfernt lag; ich diente allen Dorfkindern zum Gespött, ich war gegen sie gehalten ein wahrer Esel. Im achtzehnten Jahre lernt man in der Mathematik, was ein Hebel ist. Es gibt aber keinen kleinen Bauerjungen von zwölf Jahren, der sich eines Hebebaumes nicht besser zu bedienen wüßte, als der erste Mechaniker der Akademie. Die Lehren, welche die Schüler unter einander auf dem Spielplatze des Schulhauses fassen, sind ihnen hundertmal nützlicher, als alle, die man ihnen in den Klassen gibt.

Seht einmal eine Katze an, die zum ersten Male ins Zimmer kommt. Sie schleicht umher, spürt und beriecht alles; sie bleibt keinen Augenblick stille sitzen, sie traut nirgends, bis sie alles untersucht, alles kennen gelernt hat. Eben so macht es ein Kind, wenn es zu laufen anfängt und, so zu sagen, in den Weltenraum eintritt. Der einzige Unterschied besteht blos darin, daß zu dem Beiden gemeinsamen Gesichte das Kind für seine Beobachtungen noch die Hände, die ihm die Natur gegeben hat, anwendet, die Katze aber den ihr verliehenen feinen Geruch. Diese Anlage nun, gut oder schlecht ausgebildet, gibt gescheide oder dumme, schwerfällige oder gewandte, unachtsame oder kluge Kinder.

Da also die ersten natürlichen Bewegungen des Menschen darauf gerichtet sind, sich mit seiner gesammten Umgebung zu messen, und in jedem Gegenstande, den er wahrnimmt, alle die sinnlichen Eigenschaften zu untersuchen, die darauf sich beziehen können,

so ist sein erstes Studium eine Art von Experimentalphysik, die sich um seine Selbsterhaltung dreht, und worin man ihn durch speculative Studien irre macht, bevor er hierunter sich orientirt hat. So lange noch seine zarten und beugsamen Organe sich den Gegenständen, auf welche dieselben einwirken sollen, anschmiegen können, so lange noch seine Sinne rein und ohne Täuschungen sind, ist es die rechte Zeit, beide in den ihnen zugehörigen Verrichtungen zu üben, ist es Zeit, die sinnlich wahrnehmbaren Beziehungen, in welchen die Außenwelt zu uns steht, kennen zu lernen. Da alles, was in das Fassungsvermögen des Menschen eindringt, durch die Sinne hineinkommt, so ist die erste Vernunft des Menschen eine Sinnes-Vernunft: unsre ersten Lehrmeister in der Philosophie sind die Beine, die Hände, die Augen. Bücher an die Stelle derselben setzen, heißt nicht, uns vernünftig urtheilen lehren, sondern uns anweisen, der Vernunft anderer uns zu bedienen; es heißt, uns anleiten, viel zu glauben und nie etwas zu wissen.

Wer eine Kunst üben will, muß sich erstlich die Werkzeuge dazu besorgen, und um diese Werkzeuge nützlich gebrauchen zu können, muß man sie dauerhaft machen lassen, damit sie bei dem Gebrauche aushalten. Um also denken zu lernen, müssen wir unsre Glieder, unsre Sinne, unsre Organe üben, weil sie die Werkzeuge unsers Erkenntnißvermögens sind; und um von diesen Werkzeugen den größtmöglichsten Vortheil zu erhalten, muß der Körper, der sie darbietet, gesund und stark sein. Weit entfernt also, daß die gesunde Vernunft des Menschen sich unabhängig von dem Körper ausbilde, so ist es vielmehr eine gute Constitution des Körpers, welche die Thätigkeit des Geistes erleichtert und sichert.

Während ich nun zeigen will, wozu man die lange Muße der Kindheit anwenden soll, werde ich mich in Einzelheiten einlassen, die vielleicht lächerlich erscheinen werden. Ein ergötzlicher Unter-

richt — wird man mir entgegnen — der unter deiner eignen Kritik ist, und sich begnügt, Dinge zu verdeutlichen, die Niemand erst zu lernen braucht! Warum die Zeit mit Belehrungen vergeuden, die alle Tage von selbst kommen und weder Mühe noch Sorgfalt kosten? Welches zwölfjährige Kind weiß nicht alles, was du ihm sagen willst und überdies noch das, was es von seinen Lehrern gelernt hat?

Meine Herren, Sie irren! Ich bringe meinem Zöglinge eine sehr schwere Kunst bei, die viel Zeit kostet und die Ihre Zöglinge bestimmt nicht besitzen. Es ist nämlich die Kunst, nichts zu wissen; denn das Wissen desjenigen, der nichts zu wissen glaubt, als was er weiß, beschränkt sich auf wenige Gegenstände. Sie geben Wissenschaft, nun wohl! Ich meines Theils beschäftige mich blos mit dem Werkzeuge, womit man sich die Wissenschaft aneignen kann. Man erzählt, als die Venetianer einst unter großem Gepränge ihren Schatz von St. Marcus einem spanischen Gesandten zeigten, habe dieser ohne alle Complimente unter den Tisch gesehen und bemerkt: hier ist ja seine Wurzel nicht. — Nie sehe ich einen Lehrer damit beschäftigt, das Wissen seines Schülers auszukramen, ohne versucht zu werden, ihm dasselbe zu bemerken.

Alle die, welche Betrachtungen über die Lebensweise der Alten angestellt haben, schreiben die Lebendigkeit des Körpers und Geistes, durch die jene sich so auffallend von der Jetztzeit unterschieden, den gymnastischen Uebungen zu. Die Art und Weise, wie Montaigne diese Ansicht unterstützt, beweist, wie durchdrungen er davon gewesen ist. Er kommt unaufhörlich und von den verschiedensten Seiten her darauf zurück. Spricht er von der Erziehung eines Kindes, so bemerkt er: Um seinen Geist zu kräftigen, muß man seine Muskeln stärken; indem man es zur Arbeit gewöhnt, gewöhnt man es an den Schmerz; man muß es die Beschwerden

der Leibesübungen schmecken lassen, um es an die Schmerzen etwaiger Verrenkungen, der Kolik und aller andren Uebel zu gewöhnen. Der weise Locke, der gemüthliche Rollin, der gelehrte Fleuri, der philisterhafte Crousaz, die unter einander in allem Uebrigen so sehr abweichen, stimmen in dem einen Punkte alle überein, daß man nämlich den Körper der Kinder angelegentlich üben müsse. Es ist die vernünftigste unter allen ihren Vorschriften; aber auch diejenige, die stets am meisten vernachlässigt wird und werden wird. Ich habe von ihrer Wichtigkeit schon hinlänglich gesprochen, und da man keine bessern Gründe und keine durchdachtern Regeln darüber geben kann, als die sind, welche das Locke'sche Buch enthält, so begnüge ich mich darauf zu verweisen und nehme mir nur noch die Freiheit, seinen Beobachtungen einige beizufügen.

Die Glieder eines Körpers, der wächst, müssen alle Platz genug in ihren Kleidern haben; nichts darf ihre Bewegung, nichts ihr Wachsthum hindern; nichts darf ganz genau passen, nichts wie an den Leib geschmiedet, nichts gebunden sein. Die französische Bekleidung, die schon für Erwachsene unbequem und ungesund ist, ist namentlich Kindern sehr schädlich. Die Säfte stocken und werden in ihrer Circulation gestört, die Verdickung derselben wird durch die Bewegungslosigkeit einer unthätigen und sitzenden Lebensweise noch vermehrt: so verderben sie und verursachen den Scorbut, eine Krankheit, die unter uns täglich gewöhnlicher wird, von den Alten aber beinahe nicht gekannt würde, weil ihre Bekleidungs- und Lebensweise sie dagegen schützte. Das ungarische (Husaren-) Kleid hebt diese Nachtheile nicht auf, es vermehrt sie, befreit zwar die Kinder von einigen Bändern, zwängt aber den Körper im allgemeinen mehr. Das beste ist, Kinder so lange als möglich in der Kappe gehen zu lassen, ihnen alsdann eine weite Bekleidung zu geben, und nicht darauf bestürzt zu sein,

ihre Taille bemerklich zu machen, was nur dazu dient, sie zu entstellen. Die Gebrechen des Leibes und der Seele entstehen fast alle aus einerlei Ursache: man will die Kinder vor der Zeit zu Erwachsenen machen.

Es gibt muntere und traurige Farben. Die erstern sind mehr nach dem Geschmacke der Kinder; sie stehen ihnen auch besser, und ich sehe nicht ein, warum man sich nach dieser naturgemäßen Uebereinstimmung nicht richten solle. Sobald sie aber einen Stoff vorziehen, weil er reicher ist, sind ihre Herzen auch schon dem Luxus, allen Narrheiten der Mode ergeben, und dieser Geschmack ist nicht aus ihnen selbst hervorgegangen. Es läßt sich nicht sagen, wie viel die Wahl der Kleidung und der Beweggrund zu dieser Wahl Einfluß auf die Erziehung haben. Nicht allein blinde Mütter versprechen ihren Kindern schöne Kleider zur Belohnung, man sieht selbst unsinnige Lehrer ihren Zöglingen mit einem großen und schlichten Rocke wie mit einer Strafe drohen. Wenn du nicht besser lernst, wenn du deine Sachen nicht besser hältst, so sollst du ein Kleid wie jener Bauerjunge bekommen. Das ist eben so viel, als wenn man zu ihm sagte: Weißt du, der Mensch ist nur etwas durch seine Kleidung, dein ganzer Werth steckt in deinem Anzuge. Darf man sich nun noch wundern, wenn solche herrliche Lehren bei der Jugend anschlagen, so daß sie nur auf den Staat hält und das Verdienst nur nach der äußern Erscheinung beurtheilt?

Wenn ich einem solchen verdorbenen Kinde den Kopf zurecht zu rücken hätte, würde ich darauf sehen, daß seine kostbarsten Kleider die unbequemsten wären, daß es darin stets beengt, stets eingezwängt, stets auf tausenderlei Art wie eingespannt erschiene; ich würde die Freiheit, die Lustigkeit vor seiner Pracht entfliehen lassen. Wollte es sich in die Spiele anderer, einfach gekleideter

Kinder mischen, so sollte alles gleich aufhören, alles augenblicklich auseinander gehen. Am Ende wollte ich es so langweilen, so ihm seine Pracht verleiden, es so zum Sclaven seines goldbeblechten Kleides machen, daß ein solches Kleid für sein ganzes Leben eine Geißel sein, daß das Kind mit weniger Schauer an den schwärzesten Kerker, als an die Anstalten zu seinem Anputze denken sollte. So lange man das Kind noch nicht mit unsern Vorurtheilen angesteckt hat, ist dessen erster Wunsch, sich selbst überlassen und frei zu sein; das einfachste, das bequemste Kleid, das am wenigsten einengt, ist ihm dann stets das theuerste.

Der Körper kann entweder gewöhnt sein an Uebung oder auch mehr an Unthätigkeit. Die Unthätigkeit gestattet den Säften einen gleichen und einförmigen Umlauf, und man muß hier den Leib vor den Einflüssen der Luft bewahren; die andere Gewöhnung versetzt den Körper unaufhörlich aus der Bewegung in die Ruhe, aus der Wärme in die Kälte, gewöhnt ihn nothwendig auch an die Abwechselungen selbst. Es folgt daraus, daß sich die Leute, welche zu Hause bleiben und eine sitzende Lebensart führen, stets warm kleiden müssen, damit sie den Körper zu jeder Jahres- und Tageszeit beinahe in einer gleichförmigen Temperatur erhalten. Die hingegen, welche in Wind, Sonnenhitze und Regen hin- und herlaufen, die viel zu handthieren haben, und die meiste Zeit unter freiem Himmel zubringen, müssen immer leicht gekleidet gehen, damit sie sich an jede Abwechselung der Luft, an jeden Grad der Temperatur gewöhnen, ohne daß diese ihnen auffällt. Ich würde beiden den Rath geben, ihren Anzug nicht nach den Jahreszeiten abzuändern, und so wird es auch mit meinem Emil gehalten werden. Ich meine aber damit nicht, daß er im Sommer sein Winterkleid anziehen solle, wie die Stubenhocker, sondern daß er im Winter sein Sommerhabit trage, wie die Arbeitsleute. Auf

die letztere Weise hielt es der Ritter Newton sein ganzes Leben lang, und er ist vier und achtzig Jahre alt geworden.

Wenig oder gar keine Kopfbedeckung zu allen Zeiten. Die alten Aegypter gingen stets mit bloßem Haupte; die Perser bedeckten den Kopf mit großen Mützen und noch jetzt mit dicken Turbanen, deren Gebrauch, nach Chardin, ihnen durch das Klima des Landes geboten wird. Ich habe an einem andern Orte [18]) der Verschiedenheit gedacht, die Herodot zwischen den Schädeln der Perser und der Aegypter auf dem Schlachtfelde wahrnahm. Weil also viel darauf ankommt, die Schädelknochen härter, dichter, weniger zerbrechlich und porös zu haben, um das Gehirn nicht nur gegen Verletzungen, sondern auch gegen den Schnupfen, gegen Flüsse und alle Eindrücke der Luft besser zu schützen: so gewöhne man die Kinder Sommer und Winter, Tag und Nacht barhäuptig zu bleiben. Will man der Reinlichkeit willen und um die Haare in Ordnung zu halten, ihnen des Nachts eine Kopfbedeckung geben, so sei es eine dünne Flormütze, ähnlich dem Netze, unter welches die Basken ihre Haare bergen. Ich weiß wohl, daß die meisten Mütter, die mehr von Chardin's Beobachtungen, als von meinen Gründen überzeugt werden, überall persische Luft anzutreffen meinen; aber ich meines Theils habe zu meinem Eleven nicht einen Europäer gewählt, um einen Asiaten aus ihm zu machen.

Im allgemeinen bekleidet man die Kinder zu viel, vornehmlich in den ersten Jahren. Man sollte sie vielmehr an die Kälte als an die Wärme gewöhnen. Große Kälte ist ihnen nie auffällig, wenn man sie derselben bei Zeiten aussetzt; wohl aber be-

18) Sendschreiben an Hrn. d'Alembert über das Theater. S. 189 in der ersten Ausgabe.

fördert die große Zartheit und Weichheit ihrer Haut eine sehr starke Ausdünstung, und leistet bei zu großem Warmhalten einer unvermeidlichen Abzehrung Vorschub. Darum bemerkt man, daß im Monat August mehr Kinder sterben als in jedem andern Monate. Ueberdem scheint eine Vergleichung der Völker des Nordens mit denen des Südens herauszustellen, daß man viel kräftiger wird, wenn man ein Uebermaß von Kälte, als ein gleiches von Hitze zu tragen hat. In dem Maße aber, als das Kind wächst und seine Fibern sich kräftigen, gewöhne man es, nach und nach den Strahlen der Sonne zu trotzen. Geht man stufenweise, so kann man ohne Gefahr für die Sonnengluth der heißen Zone es abhärten.

Locke verfällt mitten unter seinen männlichen und verständigen Vorschriften, die er uns gibt, in Widersprüche, die man von einem so fertigen Denker nicht erwartete. Eben der Mann, welcher wünscht, man solle die Kinder des Sommers in eiskaltem Wasser baden, will nicht, daß sie während einer Erhitzung kalt trinken, noch daß sie auf den feuchten Erdboden sich niederlegen sollen[19]. Da er nun verlangt, daß die Fußbekleidung der Kinder nie wasserdicht sein soll, wird dieselbe dann weniger Feuchtigkeit durchlassen, wenn das Kind erhitzt ist? Und kann man nicht auch die Schlüsse, die er von den Füßen auf die Hände und von dem Körper auf das Gesicht macht, umgekehrt von dem Körper auf die Füße ziehen? Wollen Sie, würde ich zu ihm sprechen, daß der

---

19) Als ob die Bauerkinder auch trocknes Erdreich heraussuchten, wenn sie sich setzen oder niederlegen wollen; als ob man je hätte sagen hören, daß die feuchte Erde auch nur einem von ihnen geschadet hätte. Vernimmt man die Aerzte darüber, so sollte man denken, die Wilden müßten von dem Glieder-Reißen ganz krumm sein.

Mensch ganz Gesicht sei, warum wollen Sie mich tadeln, wenn ich ihm ganz Fuß sein lassen möchte?

Um die Kinder während einer Erhitzung am Trinken zu hindern, befiehlt man ihnen, vor dem Trinken ein Stückchen Brot zu essen. Sonderbar! einem Kinde, das Durst hat, zu essen geben zu wollen; lieber wünschte ich, man gäbe ihm zu trinken, wenn es hungerte. Nie wird man mich überzeugen, daß unsre ursprünglichen Bedürfnisse so regellos seien, daß wir sie nicht befriedigen dürften, ohne uns der Todesgefahr auszusetzen. Wäre dies der Fall, so hätte sich das Menschengeschlecht hundertmal aufgerieben, bevor es gelernt hätte für seine Erhaltung zu sorgen.

So oft Emil Durst haben wird, soll er, nach meinem Willen, zu trinken erhalten. Ich wünsche, daß man ihm reines Wasser, ohne die geringste Zubereitung gebe, sogar daß man es nicht einmal überschlagen lasse und wenn er vom Schweiße triefen sollte, und wenn es mitten im Winter wäre. Die einzige Aufmerksamkeit, die ich empfehle, ist, die Beschaffenheit des Wassers zu berücksichtigen. Wenn es fließendes Wasser ist, so gebe man es ihm gleich so, wie es aus dem Flusse kommt, ist es aber Quellwasser, muß man es vor dem Trinken einige Zeit der Luft ausgesetzt sein lassen. In den Sommermonaten sind die Flüsse warm, das ist aber nicht der Fall mit den Quellen, weil sie von der Luft nicht unmittelbar berührt werden; man muß warten, bis das Wasser die Temperatur der Atmosphäre hat. Im Winter gegentheils ist das Quellwasser in dieser Hinsicht weniger nachtheilig als das Flußwasser. Allein es ist auch das Schwitzen im Winter weder natürlich, noch sehr häufig, vorzüglich in freier Luft; denn die kalte Luft, die beständig auf die Haut wirkt, treibt den Schweiß zurück, und hindert die Poren, sich weit genug zu öffnen, um demselben freien Durchgang zu gestatten. Nun beabsichtige ich

aber nicht, daß Emil sich im Winter in der Nähe des geheizten Ofens tummle, sondern draußen auf freiem Felde, mitten im Eise. So lange er sich nicht anders, als mit dem Machen und durch das Werfen der Schneebälle erhitzen wird, lasse ich ihn trinken, wenn er Durst hat; er fahre fort in seinen Bewegungen, wenn er getrunken hat, und ich fürchte keinen Unfall davon. Auch wenn er sich in derselben Jahreszeit durch stärkere Bewegung erhitzt, mag er, sobald er durstet, kalt trinken. Man richte es nur so ein, daß er eine kleine Strecke weit gehen muß, um sein Trinkwasser zu finden. Durch die Kälte, die ich voraussetze, wird er hinreichend abgekühlt werden, so daß er, bei dem Wasser angelangt, ohne Gefahr trinken kann. Vor allem bediene man sich dieser Vorsichtsmaßregeln, ohne daß das Kind sie wahrnimmt. Ich möchte lieber, daß Emil zuweilen krank, als unablässig um seine Gesundheit besorgt wäre.

Die Kinder bedürfen eines langen Schlafes, weil sie ungemein viel Bewegung haben. Der Schlaf dient zur Erhöhung der Bewegung, auch gewahrt man, daß den Kindern beides nöthig ist. Die Zeit der Ruhe ist die Nacht, sie ist von der Natur dazu bestimmt. Es ist begründete Beobachtung, daß der Schlaf ruhiger und erquicklicher ist, so lange die Sonne unter dem Horizonte sich befindet, daß aber die von ihren Strahlen belebte Luft unsern Sinnen nie ein so festes Schlummern gestattet. Es ist also gewiß die heilsamste Gewohnheit, mit der Sonne aufzustehen und sich nieder zu legen. Es geht daraus hervor, daß unter unserm Himmelsstriche die Menschen, so wie alle lebendigen Geschöpfe im allgemeinen nöthig haben, des Winters länger zu schlafen als des Sommers. Aber das bürgerliche Leben ist nicht einfach, nicht natürlich genug, nicht so frei von Störungen und Zufällen, daß man den Mann an diese Einförmigkeit gewöhnen dürfte, oder daß

sie ihm zum Bedürfniß werden könnte. Ohne Zweifel muß man sich bestimmten Regeln unterwerfen, die hauptsächlichste aber ist, die sie ohne Gefahr übertreten können, sobald es die Nothwendigkeit gebietet. Verzärtelt also euren Zögling nicht so sehr, daß sein hintereinander andauernder Schlaf nicht unterbrochen werden dürfte. Ueberlaßt ihn vom Anfange herein ohne Zwang dem Gesetze der Natur, aber vergeßt nicht, daß er in der menschlichen Gesellschaft über diesem Gesetze stehen muß; daß er sich spät niederlegen, früh aufstehen, plötzlich munter sein, ganze Nächte aufdauern können muß, ohne Beschwerden zu fühlen. Fängt man hiermit zeitig an, geht man immer langsam und stufenweise zu Werke, so stärkt man die Lebenskraft durch dieselben Mittel, wodurch man sie zerstört, wenn sie sich schon nach einer Seite hin gewöhnt hat.

Es ist von Wichtigkeit, sich bei Zeiten an ein unbequemes Lager zu gewöhnen. Das ist das Mittel, kein schlechtes Bett mehr zu finden. Im Ganzen genommen vermehrt eine harte Lebensart, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, die Zahl der Annehmlichkeiten; ein weichliches Leben bereitet ein Heer von Ungemach. Die gar zu zärtlich erzogenen Leute finden endlich nur auf Flaumfedern noch Ruhe, diejenigen, die auf Holzbänken schlafen können, finden sie überall. Für den, der einschläft, sobald er sich niederlegt, gibt es kein hartes Bett.

Ein weiches Bett, in welchem man sich in Federn und Eiderdunen vergräbt, erschlafft den Körper, löst ihn gleichsam auf. Wenn die Nieren gar zu warm eingehüllt werden, erhitzen sie sich. Davon entsteht oftmals der Stein und andere Uebel, auf jeden Fall aber eine zärtliche Leibesbeschaffenheit, durch die allerlei Uebel genährt werden.

Das beste Bett ist das, was den besten Schlaf fördert. Man

bemerke, was wir beide, Emil und ich, den Tag über für ein Lager uns bereiten. Wir haben keine persischen Sclaven nöthig, uns das Bett machen zu lassen. Während wir die Erde umgraben, schütteln wir zugleich unser Bett auf.

Ich weiß aus Erfahrung, daß, wenn ein Kind gesund ist, man es willkürlich in den Schlaf bringen und auch wachen lassen kann. Ist das Kind niedergelegt worden, und die Wärterin wird durch sein Geplauder gelangweilt, so spricht sie zu ihm: Schlaf! Das ist eben so viel als wenn sie spräche: Sei hübsch gesund! wenn es doch krank ist. Das wahre Mittel, ein Kind in den Schlaf zu bringen, besteht darin, es zu langweilen. Man rede so viel, daß es gezwungen ist zu schweigen, und es wird bald einschlafen. Das Predigen ist doch stets zu etwas gut, noch immer besser, man predigt, als man wiegt das Kind ein. Bedient man sich aber auch Abends dieses Betäubungsmittels, so verschmähe man es doch am Tage.

Ich werde meinen Emil zuweilen aufwecken, nicht sowohl aus Furcht, daß er sich das lange Schlafen sonst angewöhnen möchte, als vielmehr, um ihn an alles zu gewöhnen, selbst an das Muntermachen, sogar an das plötzliche Aufwecken. Im Uebrigen würde ich sehr wenig Talent für meinen Beruf zeigen, wenn ich ihn nicht zu bestimmen wüßte, von selbst aufzuwachen, und gleichsam nach meinen Wünschen sich von selbst aus dem Bett zu erheben, ohne daß ich ihm auch nur ein Wort sagen müßte.

Wenn er nicht genug schläft, so lasse ich ihn für den folgenden Tag einen langweiligen Morgen voraussehen, und er selbst wird berechnen, daß die Zeit, welche er sich dem Schlafe überlassen kann, ein barer Gewinn für ihn ist. Schläft er zu viel, so zeige ich ihm bei seinem Erwachen einen Zeitvertreib nach seinem Geschmack. Will ich, daß er zu einer bestimmten Stunde aufstehe;

so sage ich zu ihm: Morgen früh um 6 Uhr geht es fort zum Fischen; oder es wird da oder dorthin gegangen, willst du mit? Er sagt: Ja! er bittet mich, ihn zu wecken. Ich sage es zu, oder auch nicht, je nach den Umständen. Wacht er gar zu spät auf, so bin ich fort. Es wäre ein Unglück, wenn er nicht nächstens von selbst aufwachen sollte.

Träte übrigens der seltene Fall ein, daß ein träges Kind geneigt wäre, ganz in Schlafsucht zu versinken, so darf man es diesem Hange nicht überlassen, weil es ganz und gar abgestumpft werden könnte, sondern man müßte ihm irgend ein Reizmittel zur Ermunterung bieten. Begreiflicher Weise ist hier nicht die Rede von Anwendung eines Zwanges, um es thätig zu machen, sondern man muß es durch irgend ein Reizmittel in Thätigkeit setzen. Wird dieses Reizmittel mit Wahl und naturgemäß angewandt, so erreicht man auf einmal zwei Zwecke.

Ich kann mir nichts denken, wofür man, mit nur einiger Geschicklichkeit, Kindern nicht Geschmack, ja heftige Begierde beibringen könnte, ohne zur Eitelkeit, zur Nacheiferung, zur Eifersucht seine Zuflucht zu nehmen. Ihre Lebhaftigkeit, ihr Nachahmungstrieb reichen hin. Vorzüglich ist ihr natürlicher Frohsinn ein Mittel, auf das sich sicher zählen läßt, worauf aber noch nie ein Lehrer gefallen ist. Bei allen ihren Spielen, wo sie ganz überzeugt sind, daß es nur Spiel ist, ertragen sie, ohne sich zu beklagen und selbst lachend, was sie unter andern Verhältnissen ohne die heftigsten Thränen zu vergießen nicht ertragen würden. Langes Fasten, Schläge, Brennen, Erschöpfungen jeder Art sind die Vergnügungen der jungen Wilden. Ein Beweis, daß selbst der Schmerz eine Würze bei sich führt, die ihm die Bitterkeit benimmt. Aber freilich nicht alle Erzieher verstehen sich darauf, dieses Sauer und Süße anzurichten, vielleicht auch nicht alle

Schüler, es ohne Mundverzerrung zu sich zu nehmen. — Da habe ich mich schon wieder, weil ich mich nicht bewache, in Einzelheiten verloren.

Das, was jedoch hierunter nicht zu rechnen ist, ist das Unterworfensein des Menschen unter den Schmerz und die Uebel seiner Gattung, unter die Zufälligkeiten und Gefahren des Lebens, unter den Tod. Jemehr man den Menschen mit all' diesen Vorstellungen befreundet, desto mehr wird man ihn von einer tobenden Reizbarkeit heilen, die dem Uebel selbst noch die Ungeduld im Ertragen zugesellt. Je mehr man ihn mit den Leiden befreundet, die ihn treffen können, desto mehr nimmt man denselben, wie Montaigne sich ausgedrückt haben würde, die Auffälligkeit des Fremdartigen, desto mehr wird man die Seele gegen Verwundungen abhärten. Der Leib wird der Panzer sein, der alle Pfeile abprallen lassen wird, wodurch der Mensch auf das empfindlichste verletzt werden könnte. Nur ein einziges, wahrhaft empfindliches Ereigniß wird es für ihn geben, das Sterben nämlich. Da aber die Vorboten des Todes noch nicht der Tod selbst sind, so wird der Mensch kaum denselben als solchen gewahr werden; er wird, so zu sagen, nicht sterben; er wird so lange am Leben halten, bis er wirklich todt ist, und nichts weiter. Von einem solchen würde derselbe Montaigne sagen können, wie er vom Könige von Marokko sagte, es habe kein Mensch so weit in den Tod hinein gelebt. Die Beständigkeit und Festigkeit, so wie alle andern Tugenden, erwirbt man in den gelehrigen Jahren der Kindheit, aber nicht dadurch, daß man den Kindern die Namen derselben einprägt, sondern dadurch, daß man diese Tugenden den Kindern einimpft, ohne daß sie wissen, was es ist.

Doch, da wir auf das Sterben gekommen sind, wie wollen wir es bei unserm Zöglinge rücksichtlich der Gefahr vor den Kin=

desblattern halten? Wollen wir sie ihm in dem zarten Alter einimpfen lassen, oder so lange warten, bis er sie von Natur bekommt? Das erstere entspricht allerdings mehr unsrer Erziehungsweise; das Impfen schützt das Alter, wo das Leben am kostbarsten ist, vor Gefährlichkeit auf Kosten desjenigen Alters, wo das Leben noch wenig Werth hat; wenn anders einem gut veranstalteten Impfen der Name einer Gefahr beigelegt werden kann.

Allein das zweite ist mehr unsern allgemeinen Grundsätzen gemäß, nämlich in allen Stücken die Natur walten zu lassen, welche diese Sorgfalt gern allein übernimmt, und die zurücktritt, sobald der Mensch sich einmischen will. Der Natur=Mensch ist jederzeit vorbereitet, man lasse ihn von der Meisterin Natur impfen, sie wird den Augenblick besser wählen, als wir.

Man schließe aber daraus nicht, daß ich die Impfung verdächtigen wolle; denn die Schlußfolge, nach welcher ich meinen Zögling davon ausnehme, ist auf eure Kinder wenig anwendbar. Eure Erziehungsweise bereitet sie nicht genügend vor, den Blattern, wenn diese sie überfielen, zu entrinnen. Bekommen sie dieselben darum von selbst, so ist die Wahrscheinlichkeit ihres Todes vorhanden. Ich bemerke, daß man in den Ländern gegen die Impfung sich am meisten erklärt, wo sie am nothwendigsten ist. Der Grund davon läßt sich leicht einsehen. Ich würde in Rücksicht auf Emil diese Frage kaum berührt haben. Er wird geimpft oder auch nicht geimpft werden, je nachdem Zeit, Aufenthaltsort oder Umstände dafür oder dagegen sprechen. Für ihn ist die Sache von fast keinem Belang. Impft man ihn, so hat man den Vortheil, den Verlauf seiner Krankheit vorher zu wissen und zu kennen, und das ist schon etwas. Bekommt er aber die natürlichen Blattern, so brauchen wir keinen Arzt, und das ist von noch mehr Gewicht.

Bei einer ganz individuellen Erziehungsweise, die nur darauf berechnet ist, die, welche sie erhalten, von dem großen Haufen zu unterscheiden, zieht man stets den kostbarsten Unterricht dem gewöhnlichen vor, und eben deswegen dem nützlichern. Darum lernen die mit Sorgfalt erzogenen jungen Leute auch reiten, eben weil dies etwas kostspieliges ist. Aber fast keiner von ihnen lernt schwimmen, weil das nichts kostet, und weil ein Handwerksmann die Schwimmkunst so gut verstehen kann als jeder andere. Dennoch steigt ein Reisender, ohne vorher die Reitbahn besucht zu haben, zu Pferde, sitzt fest darauf und bedient sich desselben nach seinem Bedürfnisse. Aber in dem Wasser ertrinkt man, wenn man nicht schwimmen kann, und Niemand kann schwimmen, ohne es gelernt zu haben. Am Ende braucht man ja auch nicht zu reiten, wenn Lebensgefahr zu fürchten ist, hingegen ist Niemand sicher, nicht in Wassergefahr zu gerathen, der man so oft ausgesetzt ist. Emil wird sich im Wasser, wie auf dem Lande bewegen. Könnte man nur in jedem Elemente leben! Wenn es möglich wäre, in der Luft fliegen zu lernen, würde ich einen Adler aus ihm machen; ich würde einen Salamander aus ihm machen, wenn man sich gegen das Feuer abhärten könnte.

Man fürchtet, ein Kind möchte ertrinken, wenn es schwimmen lernt, oder weil es nicht schwimmen kann: immer ist die Schuld euer. Nur die Eitelkeit macht uns tollkühn; aber man ist es nicht, wenn man von Niemandem beachtet wird. Emil würde nicht so sein, und wenn ihn alle Welt beobachtete. Da man sich üben kann, auch ohne Gefahren sich auszusetzen, so soll Emil in einem Kanale des väterlichen Gartens über den Hellespont schwimmen lernen. Aber man muß sich auch an die Gefahr gewöhnen, damit man durch sie nicht in Verwirrung gerathe. Dies gehört wesentlich zu der Kunst, von der ich jetzt eben sprach. Da ich

aber die Gefahr sorgfältig nach seinen Kräften abwäge, und da ich sie immer mit ihm theile: so werde ich keine Unvorsichtigkeit zu befürchten haben, sobald ich die Sorge für seine Erhaltung nach derjenigen bemesse, die ich meiner eignen Erhaltung schuldig bin.

Ein Kind ist nicht so groß, wie ein Mann; es hat weder seine Stärke, noch seine Vernunft; aber es sieht und hört so gut wie er, oder doch fast eben so gut. Es hat einen eben so feinen, wenn gleich nicht so verzärtelten Geschmack, es unterscheidet die Gerüche eben so gut, wiewohl es nicht den Sinnenreiz hineinlegt, wie der Mann. Die ersten Vermögen, die sich in uns bilden und entwickeln, sind die Sinne. Sie muß man also auch am ersten anbauen; aber sie sind die einzigen die man vergißt, oder doch am meisten vernachlässigt.

Die Sinne üben, heißt nicht blos, sie benutzen, es heißt, so zu sagen, s i n n e n lernen; denn wir verstehen es nur, so zu fühlen, zu sehen, zu hören, wie wir's gelernt haben.

Es gibt eine rein natürliche und mechanische Uebung, welche dazu dient, den Leib zu kräftigen, ohne daß die Urtheilskraft davon profitirt. Schwimmen, laufen, springen, den Kreisel peitschen, mit Steinen werfen; alles das ist gut; aber haben wir denn nur Arme und Beine? Haben wir nicht auch Augen, Ohren? Und sind diese Organe bei dem Gebrauche der erstern überflüssig? Uebt also nicht allein die Kräfte, übt auch die Sinne, die jene leiten. Zieht von jedem derselben den möglichsten Vortheil; dann könnt ihr den wirklichen Eindruck des einen durch das andere genau bestimmen. Meßt, berechnet, wägt, vergleicht. Wendet die Kraft nicht an, bevor ihr den Widerstand nicht abgeschätzt habt. Richtet es immer so ein, daß die Abschätzung des Erfolgs der Anwendung der Mittel jedesmal vorangehe. Man bringe das Kind dahin, daß es nie unzureichende oder überflüssige Mühe anwende.

Gewöhnt ihr es auf diese Art, den Erfolg seiner Anstrengungen voraus zu erblicken, und seine Irrungen durch die Erfahrung zu verbessern, so liegt klar am Tage, daß es stets nur urtheilskräftiger werden wird, jemehr es thut.

Gesetzt, das Kind strengt sich an, eine Last fortzubewegen. Nimmt es einen zu langen Hebebaum, so wird es zu viel Thätigkeit verschwenden; nimmt es einen zu kurzen, so wird seine Kraft nicht ausreichen: die Erfahrung vermag ihm die rechte Wahl des zu brauchenden Pfahls an die Hand zu geben. Diese Weisheit ist nicht zu hoch für sein Alter. — Es unternimmt, eine Last zu tragen. Wenn es sie nur blos so schwer nehmen will, wie es sie zu tragen vermag, und nicht vorher versuchen mag, ob es sie erheben kann, wird es da nicht genöthigt sein, die Schwere derselben nach dem Augenmaße zu schätzen? Weiß das Kind Massen von verschiedener Größe, aber von einerlei Material zu vergleichen, so wähle es nun auch unter Lasten von einerlei Größe, aber von verschiedenem Stoffe; da wird es sich wohl bequemen müssen, ihr specifisches Gewicht gegen einander abzuwägen. Ich habe einen jungen, sehr wohl erzogenen Mann gesehen, der nicht eher als nach angestelltem Versuche glauben wollte, daß ein Eimer voller Eichenholz-Späne nicht so schwer wäre, als eben der Eimer voll Wasser.

Wir sind nicht auf gleiche Weise Meister aller unsrer Sinne. Wir besitzen einen, das Gefühl nämlich, das stets thätig ist, so lange wir wachen. Es ist über die ganze Oberfläche unsers Körpers, gleich einer beständigen Wache, verbreitet, um uns alles zu melden, was den Körper verletzen kann. Auch ist dies derselbe Sinn, durch dessen immerwährende Uebung wir, mögen wir wollen oder nicht, die früheste Erfahrung sammeln, und wir haben folglich am wenigsten nöthig, ihm eine besondere Ausbildung zu

widmen. Indessen bemerken wir doch, daß die Blinden ein viel sicherers und feineres Gefühl haben als Sehende, weil sie, der Leitung durch das Gesicht entbehrend, genöthigt sind, durch den ersteren Sinn allein diejenigen Schlüsse zu ziehen, womit uns der andere versorgt. Warum übt man uns darum nicht so wie sie im Finstern zu gehen, das Erreichbare durch den Tastsinn kennen und unsre Umgebung beurtheilen zu lernen, kurz, bei Nacht und ohne Licht alles das zu thun, was sie bei Tage ohne Augen verrichten? So lange die Sonne scheint, sind wir im Vortheil über sie; im Finstern aber sind sie dafür unsre Leiter. Wir alle sind die Hälfte unsers Lebens blind: mit dem Unterschiede, daß die wirklichen Blinden sich stets zurecht zu finden wissen, wir aber mitten in der Nacht uns nicht wagen einen Schritt zu thun. Man hat ja Licht, wird man mir sagen. Ah so! nur immer Maschinerie! Wer steht euch denn dafür, daß diese Maschinen euch im Falle der Noth durchaus zu Gebote sind? Ich meiner Seits will lieber, Emil habe seine Augen in den Fingerspitzen, als in dem Laden des Seifensieders.

Befindet man sich mitten in der Nacht in einem Gebäude eingeschlossen: so klatsche man in die Hände, aus dem Wiederhalle wird man wahr zu nehmen im Stande sein, ob der Raum groß oder klein ist, ob man sich in der Mitte oder in einer Ecke befindet. Einen halben Schuh von der Mauer verursacht einem die Luft, welche weniger streichen kann und mehr zurückgeworfen wird, eine andere Empfindung auf dem Gesichte. Man verweile an der Stelle, und wende sich nach und nach gegen alle Seiten hin: ist eine Thür offen, so wird dies ein linder Luftzug anzeigen. Ist man zu Wasser, so wird man aus der Art, wie die Luft einem in das Gesicht streicht, erkennen, nicht nur, nach welcher Seite man segelt, sondern auch, ob die Strömung des Flusses einen

schnell oder langsam weiter trägt. Diese Beobachtung und tausend andere ähnliche können nur bei Nacht gehörig angestellt werden, wie groß auch die Aufmerksamkeit sein würde, die wir am hellen Tage darauf verwenden wollten, immer würde uns das Auge unterstützen oder zerstreuen und die Beobachtungen uns entschlüpfen. Indessen sind hier weder Hände noch Stock in Betracht gekommen. Und doch wie viele Kenntnisse, die uns sonst das Auge verschafft, können wir durch das Gefühl uns erwerben, selbst ohne etwas gradezu anzugreifen.

Viel Spiele zur Nachtzeit. Dieser Rath ist wichtiger als er scheint. Die Nacht hat für Menschen und zuweilen auch für Thiere natürlicher Weise etwas Schauerliches [20]). Vernunft, Einsichten, Geistesgegenwart, Muth befreien nur wenig Leute von diesem Tribute. Ich habe Großsprecher, starke Geister, Philosophen, Militairs gesehen, die bei Tage ganz unerschrocken waren, des Nachts bei dem Rauschen eines Baumblattes wie Weiber zitterten. Man schreibt dieses Schreckhafte auf Rechnung der Kindermuhmen. Man irrt; es hat eine natürliche Ursache. Und welche? dieselbe, die die Tauben scheu, den großen Haufen abgergläubisch macht, nämlich die Unbekanntschaft mit dem, was uns umgibt, und von dem, was um uns vorgeht [21]). Bei der Gewohnheit, die Gegenstände schon von

---

20) Dies Schauer Erregende der Nacht stellt sich vorzüglich bei großen Sonnenfinsternissen heraus.

21) Hier stehe noch eine andere Ursache, gut auseinander gesetzt von einem Forscher, dessen Buch ich oft anziehe, dessen großartige Ansichten mich noch oft leiten sollen.

„Wenn wir wegen besonderer Umstände keine klare Vorstellung von der Entfernung haben und über die Gegenstände nur aus der Größe des Winkels oder vielmehr des Bildes, das sich in unserm Auge abdrückt, urtheilen können: so täuschen wir uns nothwendiger Weise sehr oft über die Größe derselben. Jeder weiß aus

weitem zu erspähen, und ihren Eindruck auf mich schon im voraus zu bestimmen, wie sollte ich da nicht, indem ich nicht mehr auf meine Umgebung achte, tausend Dinge, tausend Regungen ahnen, die mir schaden können und wofür zu schützen es mir unmöglich

---

Erfahrung, daß, wenn man bei Nacht reist, ein nahes Gebüsch als ein entfernter großer Baum erscheint, oder umgekehrt ein entfernter großer Baum als nahes Gebüsch. Auf gleiche Weise wird man nothwendig getäuscht, wenn man die Gegenstände nicht ihrer Form nach erkennt, und deswegen auch keinen Begriff von ihrer Entfernung haben kann. Eine Fliege, die einige Zoll von unserm Auge schnell vorüber fliegt, scheint uns in diesem Falle ein weit entfernter Vogel zu sein. Ein Pferd, das regungslos mitten auf dem Felde in einer Stellung stünde, die z. B. der eines Schafes gliche, würde uns nicht größer als ein Schaf erscheinen, so lange wir nicht erkenneten, daß es wirklich ein Pferd ist; aber in dem Augenblicke, wo wir es als Pferd erkennen, erhält es auch seine gehörige Größe und wir werden unser erstes Urtheil sogleich verbessern.

So oft man sich Nachts an unbekannten Orten befindet, wo man über die Entfernung nicht urtheilen und wegen der Dunkelheit die Gestalt der Gegenstände nicht erkennen kann, wird man jeden Augenblick Gefahr laufen, in den Urtheilen über die Gegenstände, die einem entgegen treten, zu irren. Daher entstehen der Schreck und jener innerliche Schauer, welchen die Dunkelheit der Nacht fast allen Menschen einflößt. Hierauf gründet sich die Erscheinung von Gespenstern und jenen riesenhaften, entsetzlichen Gestalten, die so viele Leute gesehen zu haben vorgeben. Man entgegnet ihnen gewöhnlich, diese Gestalten wären nur in ihrer Einbildung vorhanden gewesen; indessen können sie ihnen wirklich äußerlich in ihren Augen erschienen sein, und es ist sehr möglich, daß sie das, was sie gesehen zu haben vorgeben, wirklich gesehen haben; denn sobald man über einen Gegenstand nur nach dem Winkel zu urtheilen im Stande ist, den derselbe im Auge bildet, so muß er sich nothwendig in dem Maße vergrößern, als man ihm sich nähert. Ist daher dem Schauenden, der weder erkennen kann, was er sieht, noch auch die Entfernung desselben zu beurtheilen im Stande ist, ein Gegenstand anfangs einige Schuh hoch erschie-

ist? Ich mag immerhin wissen, daß ich an dem Orte, wo ich mich befinde, in Sicherheit bin, ich weiß es doch nie so gewiß, als wenn ich es wirklich sehe; ich habe also stets Ursache zur Furcht, was bei hellem Tage nicht statt findet. Ich weiß wohl, daß kein

---

nen, als er zwanzig oder dreißig Schritte davon entfernt war, so muß er ihm, wenn er nur etliche Fuß davon entfernt ist, viele Klaftern hoch vorkommen. Dies muß ihn nun in der That in Angst und Schrecken setzen, bis daß er endlich den Gegenstand betastet und erkennt; denn gleich in dem Augenblicke, wo er erkennt, was es ist, wird die riesenhafte Gestalt sich in einem Nu verkleinern und nur in der wirklichen Größe erscheinen. Allein wenn man die Flucht davor ergreift und sich nicht zu nahen wagt, wird man bestimmt keine andere Vorstellung von dem Gegenstande erhalten, als die, welchen das Bild gibt, das sich unserm Blicke zeigt, und so wird man wirklich eine Riesengestalt gesehen haben, die durch Form und Größe uns Entsetzen einflößt. Der Aberglaube an Gespenster ist also in der Natur begründet; und es existiren solche Erscheinungen nicht einzig und allein in der bloßen Einbildung, wie manche Denker glauben.“ (Büffon, Naturgesch. VI. Thl. p. 22.)

Ich habe im Texte zu zeigen mich bemüht, daß solche Erscheinungen in gewisser Hinsicht doch von der Einbildung herrühren; und was die in dieser Stelle erklärte Ursache anlangt, so sieht man, daß die Gewohnheit, bei Nacht zu gehen, uns dahin bringen muß, daß wir die Täuschungen, welche die Aehnlichkeit der Gestalten und die verschiedenen Entfernungen der Gegenstände bei der Dunkelheit in unsern Augen rücksichtlich der Objecte verursachen müssen, abstreifen lernen. Denn wenn auch die Luft noch rein genug ist, uns die äußern Umrisse der Gegenstände bemerken zu lassen, so müssen wir doch stets, wenn der Gegenstand weiter von uns entfernt ist, diese Umrisse weniger markirt erkennen, weil in weiterer Entfernung auch größere Luftschichten dazwischen liegen. Aber die Gewohnheit reicht hin, uns vor den Irrungen zu bewahren, die Hr. v. Büffon hier auseinander setzt. Doch welche Erklärung man auch vorziehen möge, meine Methode bleibt immer eine wirksame und die Erfahrung bestätigt sie vollkommen.

fremder Körper auf den meinigen einwirken kann, ohne sich durch irgend ein Geräusch zu verrathen, und wie spitze ich nicht augenblicklich die Ohren! Eben deswegen aber zwingt mich die Sorge für meine Erhaltung bei dem geringsten Geräusche, dessen Ursache ich nicht enträthseln kann, alles das vorauszusetzen, was mich am meisten auf der Huth sein heißt und eben deßwegen auf Dinge, die mich zu erschrecken geeignet sind, bedacht zu sein.

Vernehme ich schlechterdings nichts: so bin ich doch deswegen noch nicht ruhig; denn am Ende kann man mich auch ohne Geräusch überfallen. Es muß geschehen, daß ich den Verhältnissen, die vorher da waren, die unterschiebe, die noch kommen sollen, daß ich gewahr werde, was ich nicht sehe. So bin ich gezwungen, meiner Einbildungskraft Spielraum zu lassen, bin gar bald nicht mehr Herr über sie und was ich thue, um mich bei ruhigem Blute zu erhalten, versetzt mich noch mehr in Unruhe. Höre ich ein Geräusch, so gewahre ich Räuber; höre ich nichts, so sehe ich Gespenster. Die Wachsamkeit, wozu ich durch die Sorge für meine Erhaltung aufgefordert werde, gibt mir nur Gelegenheit zur Furcht. Was mich bei ruhigem Blute erhalten kann, liegt nur in der Vernunft; der weit stärkere Naturtrieb spricht eine ganz andere Sprache als sie. Wozu nützt auch der Gedanke, daß man nichts zu fürchten habe, wenn man übrigens nichts anderes weiter zu thun hat?

Der aufgefundene Grund des Uebels deutet auch auf das Hilfsmittel hin. In allen Dingen tödtet die Gewöhnung die Einbildungskraft ab; nur neue Umstände erwecken sie wieder. Bei Dingen, die alle Tage vorkommen, ist nicht mehr die Einbildungskraft, sondern das Gedächtniß thätig. Hieraus ist das Sprichwort entstanden: ab assuetis non fit passio; (Angewohnheiten werden nie zur Leidenschaft); denn die Leidenschaften entzünden

sich nur an dem Feuer der Einbildungskraft. Man vernünftele also nicht mit demjenigen, den man von der Scheu vor der Finsterniß heilen will. Man führe ihn oft hinein und sei versichert, alle Gründe der ganzen Weltweisheit werden nicht so viel ausrichten, als die Gewöhnung. Dem Schieferdecker auf dem Dache schwindelt der Kopf nicht und man bemerkt an dem keine Furcht mehr in der Dunkelheit, der gewöhnt worden ist, im Finstern zu sein.

Hier hat man also für unsre Nachtspiele noch einen andern Vortheil, der sich dem ersten zugesellt. Damit aber diese Spiele gelingen, kann ich die Lustigkeit nicht genug empfehlen. Nichts ist so traurig als die Finsterniß; man sperre also ein Kind nie in eine finstre Kammer. Es muß fröhlich sein können, während es in die Dunkelheit hineintritt; das Lachen muß seiner sich bemeistern können, bevor es wieder heraustritt, und während es sich im Dunkeln befindet, schütze der Gedanke an die Vergnügungen, von denen es jetzt geschieden ist und die seiner wieder harren, es vor närrischen Einbildungen, welche ihm im Dunkeln vorkommen könnten.

Das Leben hat einen Höhepunkt, von dem an man im Weiterschreiten wieder bergab geht. Ich fühle, daß ich diesen Punkt bereits passirt bin. Ich fange, so zu sagen, die zweite Hälfte der Laufbahn an. Die Leerheit des reifen Alters, die sich bei mir angemeldet hat, zieht mich wieder zurück in die süße Zeit meiner Jugend. Indem ich altere, werde ich wieder ein Kind und erinnere mich weit lieber desjenigen, was ich im zehnten, als was ich im dreißigsten Jahre gethan habe. Verzeiht mir darum, liebe Leser, daß ich meine Beispiele zuweilen von mir selbst entlehne. Denn um dies Buch gut zu schreiben, muß ich es mit Vergnügen machen.

Ich war bei einem Landprediger, Namens Lambercier, in Pension. Mein Nebenschüler war ein Anverwandter, viel reicher als ich, den man als einen Erben behandelte, indessen daß ich, entfernt von meinem Vater, für eine arme Waise galt. Mein vielgeltendes Vetterchen, Bernhard, war ein vorzüglicher Maulheld, insbesondere was die Nacht betraf. Ich spottete so lange über seine Furcht, bis Hr. Lambercier meiner Großsprecherei überdrüssig ward, und meinen Muth einmal auf die Probe zu stellen beschloß. An einem sehr dunkeln Herbstabend gab er mir den Kirchenschlüssel und sagte zu mir, ich sollte die Bibel von der Kanzel holen, die er dort gelassen hätte. Er fügte, um mein Ehrgefühl anzuregen, einige Worte hinzu, die mir ein Ablehnen unmöglich machten.

Ich ging ohne Licht fort. Hätte ich eins gehabt, so würde die Geschichte vielleicht noch ärger geworden sein. Der Weg führte über den Gottesacker, leichten Sinnes durchschritt ich denselben: denn so lange ich mich unter freiem Himmel befand, hatte ich nie Furcht im Finstern verspürt.

Bei Eröffnung der Thür vernahm ich längs des Gewölbes hin einen gewissen Wiederhall, der mir wie Stimmen vorkam und an meinem Römermuthe zu rütteln begann. Die Thür war offen, ich wollte eintreten; kaum aber hatte ich einige Schritte gethan, so blieb ich stehen. Sobald ich die tiefe Finsterniß, die in diesem weiten Raume herrschte, wahrnahm, ergriff mich ein Entsetzen, das mir die Haare zu Berge sträubte; ich ging rückwärts, trat wieder heraus und fing an unter Zittern und Zagen davon zu laufen. Im Pfarrhofe fand ich einen kleinen Hund, der Sultan hieß, dessen Liebkosungen mich wieder ermuthigten. Voller Scham über meine Furcht kehre ich wieder um, bemühe mich jedoch, Sultan mitzulocken, er wollte aber mir nicht folgen. Ich stoße nun

hastig die Thüre auf, ich trete in die Kirche. Kaum bin ich eingetreten, so überfällt mich die Furcht wieder, und zwar so gewaltig, daß ich völlig den Kopf verliere. Obgleich die Kanzel rechts stand, und ich dies sehr gut wußte, so suchte ich sie doch, weil ich mich, ohne es zu merken, gedreht hatte, lange Zeit links. Ich gerieth immer zwischen die Bänke, ich wußte nicht mehr, wo ich war, und da ich weder die Kanzel, noch die Thür finden konnte, gerieth ich in eine unaussprechliche Verwirrung. Endlich werde ich die Thür gewahr; es gelingt mir aus der Kirche zu entkommen, ich laufe davon wie das erste Mal, und zwar mit dem festen Entschlusse, nie wieder allein, außer am hellen Tage, in dieselbe hineinzugehen.

Ich komme bis an das Haus zurück. Im Begriff, hineinzugehen, unterscheide ich die Stimme des Hrn. Lambercier neben einem großen Gelächter. Ich beziehe dasselbe im voraus auf mich, und in dem Irrthume, mich dessen ausgesetzt zu sehen, nehme ich Anstand, die Thür zu öffnen. Indessen vernehme ich, daß Mademoiselle Lambercier meinetwillen unruhig ist und der Magd befiehlt, die Laterne zu holen, vernehme, daß Hr. Lambercier sich fertig macht, mir entgegen zu gehen, wobei ihn mein unerschrockener Cousin begleiten wollte, dem man alsdann alle Ehre des Unternehmens zuzuschreiben nicht ermangelt haben würde. Den Augenblick wich alle meine Furcht, ich fürchtete nichts weiter, als man möchte mich auf meiner Flucht ertappen; ich laufe, ich fliege zur Kirche; ohne mich zu verirren, ohne herumzutappen, komme ich an die Kanzel; ich steige hinauf, ich nehme die Bibel, stürze wieder herunter; in drei Sätzen bin ich aus der Kirche, vergesse sogar die Thür zu verschließen. Ich trete ganz athemlos in das Zimmer; ich lege die Bibel auf den Tisch, zwar etwas

verstört aber mit freudigem Herzklopfen, weil ich dem mir bestimmten Beistande zuvorgekommen bin.

Man wird mich fragen, ob ich diese Geschichte als ein Muster der Nachahmung anführe, oder als ein Beispiel von Fröhlichkeit, die ich bei dergleichen Uebungen verlange? Durchaus nicht; ich gebe sie aber als einen Beweis, daß nichts geschickter ist, Jemandem, der vor den Schatten der Nacht erschrocken ist, wieder Muth zu machen, als wenn er in einem nahen Zimmer eine Gesellschaft ruhig zusammen schwatzen und lachen hört. Ich wünschte, daß man, anstatt sich bei Abende allein mit seinem Zöglinge zu unterhalten, lieber eine Anzahl fröhlicher Kinder versammelte; daß man sie anfänglich nicht einzeln wegschickte, sondern mehrere miteinander und daß man dies mit keinem ganz allein wagte, außer von dem man ganz sicher wüßte, daß es nicht zu sehr in Schrekken gejagt werden könnte.

Ich kann mir nichts angenehmeres und nützlicheres denken, als solche Spiele, sobald man nur ein wenig Geschick anwenden will, sie anzuordnen. Ich würde in einem großen Saale mit Tischen, Sesseln, Stühlen, Schirmen, eine Art von Labyrinth schaffen. In den unauflöslichen Windungen dieses Irrsaals würde ich mitten unter acht bis zehn Verirschachteln eine denen ähnliche mit Naschwerk stellen. Ich würde nun auf eine ganz verständliche Art, aber nur kurz, den bestimmten Ort angeben, wo die rechte Schachtel sich befände. Meine Bezeichnung würde für Leute, die aufmerksamer und weniger hastig sind wie Kinder, vollkommen ausreichen [22]. Darauf ließe ich meine kleinen Bewerber loosen

---

22) Damit man sie im Aufpassen übe, so sage man ihnen nur immer solche Sachen, die recht zu fassen in ihrem fühlbaren und augenblicklichen Interesse liegen, vor allem mache man es nicht lang und

und würde einen nach dem andern abschicken, bis die rechte Schachtel gefunden worden wäre. Nach Verhältniß ihrer Geschicklichkeit würde ich das Suchen leicht und schwer zu machen beflissen sein. Man vergegenwärtige sich nun einen solchen kleinen Herkules, wie er mit einer Schachtel in der Hand ganz stolz seines Unternehmens willen ankommt. Die Schachtel wird auf den Tisch gesetzt, man öffnet sie mit einer gewissen Feierlichkeit. Ich höre hier schon das schallende Gelächter, das Gezisch der kleinen lustigen Bande, wenn, statt des verhofften Naschwerks, sich, wohlverwahrt in Moos oder Baumwolle, ein Käfer, eine Schnecke, eine Kohle, eine Eichel oder etwas ähnliches vorfindet. — Ein ander Mal wird in einer frischgeweißten Stube nahe an der Wand irgend ein Spielzeug, irgend ein Geräth, aufgehangen, das zu holen ist, ohne an die Wand zu kommen. Kaum ist der Holer wiedergekehrt, so wird die weiß gewordene Spitze seiner Kopfbedeckung, seines Schuhschnabels, Rockschooßes oder Aermels seine Ungeschicklichkeit verrathen, auch wenn er die gestellte Bedingung nur wenig übertreten hat. Doch schon genug, vielleicht zu viel, um den Geist dieser Art von Spielen charakterisirt zu haben. Wem man alles sagen muß, der lese mich nicht. Wie viel muß nicht ein so erzogener Mensch bei Nacht vor andern voraushaben! Seine Füße sind gewohnt, im Dunkeln einen sichern Tritt zu behaupten, seine Hände geübt, sich unter den umherstehenden Körpern zu orientiren und ohne Mühe werden sie ihn auch in der dicksten Finsterniß leiten. Seine Einbildungskraft, erfüllt mit den nächtlichen Spielen der Jugend, wird sich schwerlich dem Grauenhaften zuwenden. Meint er ein schallendes Gelächter zu vernehmen, so

---

brauche kein überflüssiges Wort. Ueberhaupt vermeide man im Gespräche Dunkelheiten und Vieldeutigkeiten.

wird er es nicht für das Hohngelächter böser Geister halten, sondern den Jubel seiner ehemaligen Spielgenossen zu vernehmen glauben. Malt sie ihm eine Gesellschaft vor, so wird es keine Hexenzunft, sondern die Gesellschaft im Zimmer des Lehrers sein. Die Nacht, die ihn nur an vergnügte Scenen erinnert, wird ihm nie grauenhaft vorkommen, er wird sie nicht fürchten, sondern vielmehr lieben. Gilt es eine Unternehmung als Soldat, er wird zu jeder Stunde sowohl allein, als mit einer ganzen Truppe zu Gebote stehen. Er wird in Sauls Lager gehen, er wird es durchschleichen, ohne sich zu verirren, er wird bis an des Königs Zelt gelangen, ohne Jemanden munter zu machen, er wird von dort zurückkehren, ohne daß man ihn gewahr geworden wäre. Gilt es, die Rosse des Rhesus wegzuführen, wendet euch nur unbedenklich an ihn. Unter Leuten, die anders erzogen sind, werdet ihr schwerlich einen Ulysses finden.

Ich habe gesehen, daß man die Kinder durch Ueberfallen gewöhnen wollte, sich bei Nachts vor nichts zu fürchten. Das ist eine sehr schlechte Methode; sie bringt eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor, als die ist, die man wünscht, sie dient nur, die Kinder immer furchtsamer zu machen. Weder Vernunft, noch Gewohnheit kann uns den Sieg über den Gedanken an eine gegenwärtige Gefahr verschaffen, deren Grad und Art man nicht kennt, oder uns über die ewige Unruhe vor Ueberfällen, die man schon oft erfuhr, trösten. Wie kann man sich indessen versichern, daß das Kind bei dergleichen Vorfällen immer furchtlos bleiben werde? Nach meiner Meinung ist der beste Rath, den ich in dieser Hinsicht geben kann, dieser: Ich würde zu Emil sagen, du bist in dieser Hinsicht im Falle einer rechtmäßigen Nothwehr; denn der Angreifer läßt dir nicht Zeit, erst zu beurtheilen, ob er dir Schaden zufügen oder nur Furcht einflößen wolle, und da er sei=

ner Seits dich überrumpelt hat, so steht dir selbst die Flucht nicht mehr als Rettungsmittel offen. Greif also den Gegenstand kühn an, der dich bei Nacht überfällt, es sei Mensch oder Thier, gleichviel! Packe ihn und halte ihn mit deiner ganzen Kraft; will er sich losmachen, so schlage zu, ohne die Hiebe zu berechnen; er mag sagen und thun, was er will, du läßt nicht eher los, bis du weißt, wer es ist. Gemeiniglich wird sich ergeben, daß dabei nicht viel zu befürchten war und diese Manier, solchen Spaßvögeln zu begegnen, wird sie gewiß abschrecken, den Witz zu erneuen.

Obwohl das Gefühl, der Tastsinn, unter allen Sinnen derjenige ist, den wir am meisten üben, so bleiben seine Urtheile dennoch, wie ich schon erwähnt habe, unvollkommener und plumper als die der übrigen, weil wir neben ihm stets auch das Gesicht gebrauchen, und da das Auge einen Gegenstand eher erreicht, als dies die Hand kann, so urtheilt der Verstand fast jedesmal ohne den Tastsinn. Zur Ausgleichung dafür sind eben die Beurtheilungen des Tastsinns die sichersten, grade weil sie die beschränktesten sind. Denn sie erstrecken sich nur so weit, als unsre Hand zu reichen vermag, und verbessern dadurch die Uebereilung der übrigen Sinne, welche aus einer Entfernung auf die Gegenstände Jagd machen, aus der sie sie kaum gewahr werden, während das Gefühl das, was es wahrnimmt, genau untersucht. Man rechne noch hinzu, daß wir, so oft es uns beliebt, dieser Nerventhätigkeit noch Muskelkraft beifügen, und also gleichzeitig durch eine einzige Empfindung mit dem Urtheile über die Beschaffenheit, Größe, Gestalt der Körper das Urtheil über Gewicht und Schwere verbinden können. Der Tastsinn ist daher unter allen Sinnen derjenige, welcher uns am besten von dem Eindrucke unterrichtet, den fremde Körper auf uns machen können, es ist der Sinn, den

wir am häufigsten anwenden, und der uns die unmittelbarste Kenntniß verschafft, die unsre Erhaltung verlangt.

Da nun der geübte Tastsinn das Gesicht ersetzt, warum sollte er nicht auch bis auf einen gewissen Punkt das Gehör ersetzen können, da ja die Töne an tönenden Körpern durch Vibrationen sich erzeugen, die dem Gefühle vernehmbar sind? Legt man die Hand auf den Bauch eines Violoncello, so kann man, auch ohne Beistand der Augen und Ohren, blos aus der Art und Weise, wie das Holz vibrirt und zittert, unterscheiden, ob der Ton hoch oder tief war, ob die oberste oder unterste Saite gestrichen worden ist. Uebte man den Sinn für solche Unterschiede, so glaube ich, könnte man es mit der Zeit im feinen Fühlen dahin bringen, daß man eine ganze Arie durch die Finger vernehme. Unter dieser Voraussetzung leuchtet es ein, daß man tauben Menschen recht gut durch Musik sich verständlich machen könnte; denn Töne und Zeitmaß vertragen dieselbe geregelte Zusammenstellung wie die Sprachlaute und die Stimme, können also auch eben so gut zu Elementen der Sprache gemacht werden.

Es gibt Beschäftigungen, die den Tastsinn schwächen und stumpf machen, während andre ihn schärfen, ihn zart machen und verfeinern. Die ersten erfordern bei einer beständigen Handthierung mit harten Körpern viel Bewegung und Kraftanstrengung, machen die Haut hart, schwielig, und benehmen ihr die natürliche Empfindlichkeit; die andern aber nähren diese Empfindlichkeit stets mannichfaltig durch leichte und häufige Berührungen, so daß der Geist, aufmerksam auf die unaufhörlich wiederkehrenden Eindrücke, die Fertigkeit sich aneignet, alle Modificationen dieser Eindrücke herauszufühlen. Dieser Unterschied wird bei der Beschäftigung mit musikalischen Instrumenten fühlbar. Das feste Greifen auf die einschneidenden Saiten des Violoncello, Contrebasses, selbst der

Violine machen zwar die Finger sehr los, härten aber auch die Spitzen derselben. Das leise Berühren der glatten Tasten des Claviers macht die Finger eben so beweglich als empfindlich. In dieser Hinsicht ist also das Clavier vorzuziehen.

Es ist von Bedeutung, die Haut gegen die Eindrücke der Luft abzuhärten und ihren Abwechselungen trotzen zu können; denn sie hat den ganzen Körper zu schützen. Im Uebrigen aber möchte ich nicht gern, daß die Hand ganz knechtisch mit ein und derselben Arbeit beschäftigt würde und sich verhärtete, weniger noch, daß ihre Haut gar hornartig würde und das feine Gefühl verlöre, da sie ja es ist, welche uns im Darüberhingleiten über die Beschaffenheit der Körper unterrichtet und uns gemäß des dem Tastsinn eignen Charakters, bei der Dunkelheit zuweilen auf mancherlei Weise von etwas warnend zurückscheucht.

Warum soll mein Zögling beständig Ochsenleder unter seinen Füßen haben? Was würde es denn für ein Unglück sein, wenn im Nothfalle seine eigne Haut ihm zur Sohle diente? Einleuchtend ist, daß an diesem Gliede die Empfindlichkeit der Haut nie zu etwas nützt, oft aber nachtheilig werden kann. Mitten im Winter um die Zeit der Mitternacht vom Feinde, der in der Stadt war, aufgeweckt, fanden die Genfer weit eher ihre Flinten, als ihre Schuhe. Hätte keiner von ihnen barfüßig zu gehen verstanden, wer weiß, ob Genf nicht eine Beute des Feindes geworden wäre?

Laßt uns den Menschen immer gegen unerwartete Ereignisse waffnen. Emil laufe zu jeder Jahreszeit Morgens beständig barfuß, im Zimmer, auf der Treppe, im Garten. Anstatt darüber ungehalten zu sein, werde ich ihn vielmehr nachahmen. Nur dafür werde ich sorgen, daß kein Glas daliegt. (Von seinen Handarbeiten und dahin gehörigen Spielen werde ich sogleich reden).

Uebrigens lerne er alle Fußbewegungen machen, die der Entwicklung des Körpers förderlich sind. Er lerne in allen Leibesbewegungen eine leichte und sichre Stellung sich aneignen; er verstehe es, in die Weite und in die Höhe zu springen, auf einen Baum zu klettern, über eine Mauer zu steigen, sich stets im Gleichgewichte zu erhalten; seine Bewegungen, seine Stellungen sollen nach den Gesetzen des Schwerpunktes geordnet erscheinen, bevor noch die Statik sich einmischt, ihm diese Gesetze zu erklären. Aus der Art, wie sein Fuß auftritt und sein Körper auf den Beinen sich hält, muß er merken, ob er sich gut oder schnell halte. Wer mit Sicherheit steht, steht immer auch mit Anstand, und die festesten Stellungen sind immer auch die angenehmsten. Wenn ich Tanzmeister wäre, ich würde nicht alle die Affereien des Marcell 23) einführen, die dahin gehören, wo er sie macht. Anstatt meinen Zögling immer und immer mit Luftsprüngen zu beschäftigen, würde ich ihn an den Fuß eines Felsen führen. Hier würde ich ihm zeigen, wie er Leib und Kopf zu halten habe, was für Bewegungen er machen, auf welche Weise er bald den Fuß, bald die Hand brauchen müsse, um mit Leichtigkeit den steilen, klippenreichen und rauhen Felsen erklettern, und von Absatz zu Absatz derselben auf

---

23) Ein berühmter Tanzmeister zu Paris, der sein Publikum kannte, und schlau genug war, den Narren zu spielen. Er legte seiner Kunst eine Wichtigkeit bei, die man lächerlich zu finden sich stellte, während man ihm innerlich wegen derselben einen gewaltigen Respect bezeigte. In einer andern, nicht minder wichtigen Kunst sieht man noch heut zu Tage einen Komödianten den wichtigen Mann und Narren zugleich vorstellen, und nicht weniger glücklich damit zum Zweck gelangen. Auf die Weise kommt man in Frankreich sicher zum Zweck. Das wahre Talent, das schlichtes Auftreten liebt und die Marktschreierei haßt, macht in Frankreich kein Glück. Bescheidenheit ist dort die Tugend des Thoren.

und absteigen zu können. Ich würde ihn eher einer Gemse, als einem Operntänzer es nachthun lassen. So sehr der Gefühlssinn seine Thätigkeit an dem Menschen vereinigt, so sehr dehnt das Gesicht die seinige über ihn hinaus. Deswegen erscheint diese letztere Thätigkeit Täuschungen ausgesetzt; in einem Nu überschaut der Mensch die Hälfte seines Gesichtskreises. Wie sollte man sich bei dieser Masse von gleichzeitigen Wahrnehmungen und in den aus ihnen hervorgehenden Urtheilen nicht wenigstens in einer Hinsicht täuschen? Das Gesicht ist also unter allen Sinnen derjenige, welcher am meisten trügen kann, grade weil seine Wirksamkeit so viel umfassend ist und weil er den andern allen so weit voraus eilt, seine Verrichtungen aber so schnell sind und so weit sich erstrecken, daß es unmöglich wird, ihn durch die andern Sinne zu reguliren. Noch mehr; sogar die perspectivischen Täuschungen sind uns nöthig, um über eine Entfernung urtheilen und die einzelnen Partieen vergleichen zu können. Ohne die optischen Täuschungen würden wir gar nichts in der Entfernung von uns erblicken; ohne die Abstufungen in der Größe und Beleuchtung würden wir keinen Raum abzuschätzen wissen, oder vielmehr, es würde gar keine Entfernung für uns geben. Wenn von zwei gleich hohen Bäumen derjenige, welcher hundert Schritte von uns entfernt ist, uns eben so groß erschiene wie derjenige, welcher zehn Schritte von uns absteht: so würden wir den einen dem andern an die Seite stellen. Wenn wir alle Dimensionen der Gegenstände unter ihrer wahren Größe erblickten, so würden wir keinen Raum unterscheiden, und es würde alles auf unserm Auge zu liegen scheinen.

Der Sinn des Gesichts hat nur ein einziges Maaß, um über die Größe der Gegenstände und ihre Entfernung zu urtheilen, die Oeffnung des in unserm Auge verursachten Winkels näm-

lich. Da nun diese Oeffnung die einfache Wirkung einer zusammengesetzten Ursache ist, so läßt das Urtheil, zu dem diese Erscheinung uns veranlaßt, jede specielle Ursache unerörtert, und wird nothwendig fehlerhaft; denn wie läßt sich durch das bloße Sehen entscheiden, ob der Winkel, unter dem ich einen Gegenstand kleiner sehe als den andern, darum so erscheint, weil der erstere Gegenstand wirklich kleiner, oder weil er weiter entfernt ist?

Man muß also hier einer Methode folgen, die der vorhergehenden entgegengesetzt ist. Anstatt die Wahrnehmung zu vereinfachen, muß man sie verdoppeln, stets durch eine andere Wahrnehmung bestätigen; das Sehorgan dem Gefühle unterordnen und die Unbändigkeit des ersteren Sinns durch den schwerfälligen und geregelten Gang des andern gleichsam zügeln. Da wir uns dieses Mittels nicht bedienen, so sind auch unsre Messungen durch bloßes Schätzen sehr unsicher. Es liegt nichts Zuverlässiges in unsrem Augenmaße bei Beurtheilung von Höhen, Längen, Tiefen, Weiten; aber zum Beweise, daß dies kein Fehler des Sinnes, sondern seiner Anwendung sei, dienen uns Ingenieurs, Feldvermesser, Baumeister, Maurer und Maler, die in der Regel ein weit sichereres Augenmaß haben und über die Weite einer Entfernung weit richtiger urtheilen als wir, weil ihre Beschäftigung ihnen hierin Erfahrung gibt, die wir zu erwerben vernachlässigen. Durch die Bekanntschaft mit den optischen Täuschungen, die einer Fernsicht sich beigesellen, benehmen sie dem Sehwinkel seine Zweideutigkeit; indem jene Bekanntschaft ihren Augen sehr bestimmt das Verhältniß der beiden oben genannten Ursachen des Gesichtswinkels auseinanderhält.

Alles, was den Körper in Bewegung setzt, ohne ihm Zwang aufzulegen, ist von den Kindern leicht zu erhalten. Es gibt tausend Mittel, um sie für das Messen, die Kenntniß und Abschätzung

von Entfernungen zu interessiren. Da steht ein sehr hoher Kirschbaum; wie wollen wir es anfangen, um die Kirschen herunter zu pflücken? Ist denn vielleicht die Leiter aus der Scheune brauchbar dazu? Hier findet sich ein sehr breiter Bach, wie wollen wir hinüber kommen? Sollte denn eins der auf dem Hofe liegenden Breter die beiden Ufer verbinden? Wir möchten gern von unsern Fenstern aus im Schloßgraben angeln; wie viel Klaftern wird wohl unsre Angelschnur haben müssen? Ich möchte gern eine Schaukel zwischen diesen beiden Bäumen aufmachen; wird ein Strang von 6 Ellen lang genug dazu sein? Man sagt mir, in dem andern Gebäude werde unser Wohnzimmer fünf und zwanzig Fuß ins Gevierte halten; glaubst du, daß es sich für uns passen wird? Wird es größer sein, als das jetzige? Wir haben großen Hunger; da liegen zwei Dörfer vor uns, nach welchem von beiden werden wir am ersten gelangen, um essen zu können? u. s. w.

Einst kam es darauf an, ein träges und faules Kind im Laufen zu üben, das von selbst keine Lust, weder zu dieser, noch zu einer andern Uebung hatte, obgleich es zum Soldatenstande bestimmt war. Es hatte sich, ich weiß nicht wodurch, in den Kopf gesetzt, ein Mensch seines Standes habe nichts zu thun und nichts zu wissen nöthig, und sein Adel müsse ihm statt der Arme und Beine, ja statt jeder Art von Verdienst einstehen. Aus einem solchen Edelmanne einen schnellfüßigen Achilles zu machen würde wohl selbst die Geschicklichkeit des Chiron unzureichend gewesen sein. Die Schwierigkeit war um so viel größer, weil ich ihm durchaus nichts vorschreiben mochte. Ich hatte von meinen Gerechtsamen alle Ermahnungen, alle Versprechungen, Drohungen, das Erwecken der Nachtreterei und der Gefallsucht verwiesen, wie sollte ich ihm Neigung zum Laufen beibringen, ohne etwas zu sagen? Selbst zu laufen würde vielleicht kein ganz sichres Mittel

und mit Unbequemlichkeiten verbunden gewesen sein. Ueberdies sollte diese Uebung auch noch dienen, einigen Unterricht für ihn daraus zu ziehen, weil die Thätigkeit seines Körpers und die seiner Urtheilskraft gleichen Schritt mit einander halten sollen. Man höre nun, wie ich es anfing, ich, d. h. der, den ich in diesem Beispiele mich redend einführe.

Wenn ich Nachmittags mit ihm spazieren ging, so steckte ich zuweilen zwei kleine Kuchen von einer Art, die er sehr gern aß, in meine Tasche. Auf dem Spaziergange[24]) aß jeder von uns einen und wir kehrten sehr vergnügt wieder zurück. Einst bemerkte er, daß ich drei Kuchen hatte; er hätte deren wohl sechs essen können, ohne sich Beschwerden zu machen; er aß daher den seinigen in aller Eile, um auch den dritten von mir zu erhalten. Nein, sagte ich, ich möchte ihn selbst gern essen, oder wir wollen ihn theilen! doch nein! ich will jene zwei kleinen Knaben dort darnach wettlaufen lassen. Ich rief sie, ich zeigte ihnen den Kuchen und machte ihnen die Bedingung bekannt. Sie waren sehr wohl damit zufrieden. Der Kuchen wurde auf einen großen Stein, der als Ziel diente, gelegt. Der Auslauf wurde bestimmt, wir setzten uns nieder; auf das gegebene Zeichen begonnen die Kinder den Wettlauf. Der Sieger bemächtigte sich des Kuchens und aß ihn ohne Barmherzigkeit vor den Augen der Zuschauer und des besiegten Wettkämpfers.

---

24) Auf einem ländlichen Spaziergange, wie wir sogleich sehen werden. Die öffentlichen Spaziergänge in den Städten sind den Kindern beiderlei Geschlechts schädlich. Dort wird bei ihnen der Anfang zur Eitelkeit und zu dem Hange, sich sehen zu lassen, gemacht. In dem Luxembourg, in den Tuilerien, vor allem aber in dem Palais Royal nimmt die pariser Jugend das unverschämte und alberne Wesen an, das sie so lächerlich, und in ganz Europa zum Gespött und Abscheu macht.

Dieser Spaß war mehr werth, als der Kuchen, schlug aber mit einem Male noch nicht an und brachte keine Wirkung hervor. Ich ließ mich nicht abschrecken, hatte auch eben keine Eile. Die Unterweisung der Kinder ist eine Beschäftigung, wo man Zeit zu verlieren verstehen muß, um welche zu gewinnen. Wir setzten unsre Spaziergänge fort, es wurden oft drei Kuchen, zuweilen selbst vier mitgenommen, und von Zeit zu Zeit waren davon einer oder zwei für die Wettläufer bestimmt. War der Preis nicht groß, so waren die Wettkämpfer auch nicht ehrgeizig. Der, welcher den Preis davon trug, wurde belobt, gefeiert, alles geschah mit viel Ceremoniel. Um Veränderungen anzubringen und das Interesse zu vermehren, steckte ich die Laufbahn länger ab, ließ mehrere Mitbewerber zu. Kaum befanden sich diese vor den Schranken, so blieben die Vorübergehenden stehen, um sie laufen zu sehen. Beifallsbezeugungen, Zurufe und Händeklatschen belebte sie. Ich sah zuweilen mein kleines Männchen aufhüpfen, aufstehen, laut ausrufen, wenn einer den andern eben einzuholen oder an ihm vorüberzulaufen im Begriff war. Es waren für ihn die olympischen Spiele.

Indessen erlaubten sich die Kampfgenossen zuweilen kleine Unredlichkeiten. Sie hielten einander auf, stellten einander Beine oder warfen sich Steine in den Weg. Dies gab mir Anlaß, sie zu vertheilen und sie aus verschiedenen aber vom Ziele gleich weit entfernten Schranken ablaufen zu lassen. Man wird bald die Ursache von dieser Vorsorge gewahr werden; ich muß nämlich diese hochwichtige Geschichte mit der erforderlichen Weitläufigkeit beschreiben.

Verdrüßlich, die Kuchen, die ihm so gut geschmeckt hatten, vor seinen Augen verzehren zu sehen, kam mein kleiner Chevalier auf den Gedanken, daß das gut laufen können auch zu etwas

nützlich sei; und weil er merkte, daß er zwei Beine hatte, begann er, sie insgeheim zu versuchen. Ich nahm mich in Acht, dies zu bemerken; sahe jedoch ein, daß meine List gelungen war. Als er sich stark genug fühlte, (und ich sahe dies doch vorher schon kommen), so legte er sich darauf, mich mit Ungestüm zu nöthigen, daß ich ihm den überzähligen Kuchen gäbe. Ich schlug es ihm ab; er hielt hartnäckig an und sagte endlich mit merklichem Verdruß: Nun gut! legen Sie ihn dort auf den Stein, bestimmen Sie eine Bahn und wir wollen sehen.— Schön! sagte ich lächelnd zu ihm, kann denn aber ein Cavalier auch laufen? Du wirst dadurch stärkern Appetit bekommen, aber nichts, ihn zu befriedigen. Mein Scherz stachelte ihn, er strengte sich an und trug den Preis um so leichter davon, da ich die Laufbahn sehr kurz gemacht hatte, und den besten Läufer zu entfernen besorgt gewesen war. Man begreift wohl, wie leicht es mir wurde, ihn in Athem zu erhalten, da einmal der erste Schritt geschehen war. Er bekam bald so viel Geschmack an dieser Uebung, daß er, auch ohne Vergünstigung, fest darauf rechnen konnte, meine Bauerjungen im Laufe zu überflügeln, selbst wenn die Bahn auch noch so lang war.

Dieser gewonnene Vortheil führte noch einen andern herbei, an den ich nicht gedacht hatte. Trug er den Preis nur selten davon, so verzehrte er ihn stets allein, so wie es seine Mitbewerber auch thaten. Als aber der Sieg ihm immer öfter zu Theil wurde und etwas gewöhnliches ward, erschien er großmüthig, und theilte öfter mit den Besiegten. Dies brachte mich auf eine moralische Bemerkung; ich lernte daraus die wahre Quelle der Großmuth kennen.

Da ich fortfuhr, die Auslaufsmale an verschiedenen Stellen zu bezeichnen, so machte ich, ohne daß er es wahrnahm, die Entfernungen der Bahnen ungleich, so daß der, welcher einen längern

Weg zu durchlaufen hatte, als der andere, um an das Ziel zu kommen, im augenscheinlichen Nachtheile war. Allein, ob ich gleich meinem Zöglinge die Wahl ließ, so verstand er es doch nicht, sich dieselbe zu Nutze zu machen. Ohne sich um die Weite zu kümmern, wählte er nur stets den besten Weg aus, so daß ich, seine Wahl leicht voraussehend, fast stets in meiner Gewalt hatte, ihn den Kuchen gewinnen zu lassen oder nicht; und dieser Pfiff verhalf mir noch mehr als zu einem Zwecke; da mir indessen daran gelegen war, ihn die Verschiedenheit der Entfernungen wahrnehmen zu lassen, so bemühte ich mich, ihm diesen Unterschied recht fühlbar zu machen. Allein so träge er auch im Zustande der Ruhe war, so zeigte er doch beim Spielen große Lebendigkeit, und setzte so wenig Mißtrauen in mich, daß ich alle Mühe von der Welt hatte, ihm meine angewandte Bevortheilung merken zu lassen. Endlich kam ich, seiner Faselei ungeachtet, an's Ziel, er machte mir darüber Vorwürfe. Ich bemerkte ihm: Worüber beklagst du dich denn? Bin ich denn bei einem Geschenke, das ich machen will, nicht Herr über die Bedingungen? Wer zwingt dich denn, mitzulaufen? Habe ich denn versprochen, die Schranken gleich zu machen? Steht dir denn nicht die Wahl unter denselben frei? Nimm doch die kürzeste, man hindert dich ja nicht daran! Oder siehst du denn nicht ein, daß ich dich begünstige, und daß die Ungleichheit, worüber du murrst, ganz zu deinem Vortheil ist, wenn du sie dir zu Nutze zu machen verstehst? Das leuchtete ihm ein. Er begriff aber auch, daß er, um wählen zu können, sich mehr Ueberblick verschaffen müsse. Anfänglich wollte man die Bahnen ausschreiten; aber diese Art der Messung geht bei Kindern langsam und ist betrüglich; im Uebrigen beliebte ich, die Wettläufe an einem Tage mehrere Male zu wiederholen; und weil nun schon das Spiel zu einer Art von Leidenschaft geworden war, so be=

dauerte man, die Zeit mit Ausmessungen der Bahnen zu verderben, die man doch bestimmt hatte, sie zu durchlaufen. Die Lebhaftigkeit der Kinder fügte sich sehr ungern in diesen Aufenthalt; man übte sich also, besser zu sehen, eine Weite nach dem Augenmaße bestimmter abzuschätzen. Nun hatte ich wenig Mühe mehr, diese Neigung zu nähren und weiter auszudehnen. Kurz einige Monate Versuche und das Verbessern von Irrungen verbesserten sein Augenmaß so sehr, daß, wenn ich auch nur versuchsweise den Kuchen auf einen entfernten Gegenstand legte, sein Blick fast eben so sicher war, wie die Kette eines Vermessers.

Da das Sehen unter allen Sinnenthätigkeiten dasjenige ist, wobei man die Urtheile des Geistes am allerwenigsten ausscheiden kann, so braucht man viel Zeit, um sehen zu lernen. Man muß das Sehen lange Zeit hindurch mit dem Fühlen zusammengestellt haben, um den ersten dieser beiden Sinne zu gewöhnen, daß er uns einen treuen Bericht von den Formen und den Entfernungen liefert. Ohne das Durchfühlen, ohne ein regelmäßiges Vorschreiten könnten die allerschärfsten Augen von der Welt uns keinen Begriff vom Raume verschaffen. Das ganze Weltgebäude muß einer Auster nur als ein Punkt erscheinen. Es würde ihr auch nicht anders vorkommen, selbst wenn ein menschlicher Geist diese Auster unterrichten könnte. Nur durch Hilfe des Sehens, des Tastens, des Zählens, des Messens der Dimensionen lernt man dieselben abschätzen; wenn man aber auch tagtäglich mäße, würde doch der Sinn, der sich nur auf das Instrument verlassen wollte, keine selbständige Sicherheit erhalten. Es bedarf deswegen noch nicht, daß das Kind auf einmal vom Ausmessen zum Abschätzen übergehe; es ist anfangs nur nöthig, daß es fortfahre, dasjenige, was es nicht mit einem Male vergleichen kann, stückweise zu vergleichen, daß es an die Stelle gemeßner Gleichungen, blos nach

dem Augenmaße abgeschätzte Gleichungen setze, und daß es, anstatt immer mit der Hand Maaß zu nehmen, sich gewöhne, blos mit den Augen dies zu thun. Ich wünschte indessen doch, daß man die ersten dieser Operationen immer durch ein wirkliches Messen berichtigte, damit das Kind seine Fehler verbessern könne, damit jede in dem Auge etwa zurückgebliebene Täuschung durch ein richtigeres Urtheil gehoben werden könne. Man hat gewisse natürliche Maaße, die beinahe allerorts gelten; die Schritte eines Mannes, die Länge seines Armes, die Höhe seiner Gestalt. Wenn das Kind die Höhe eines Stockwerkes abschätzt, so kann ihm sein Lehrer als Meßruthe dienen; beurtheilt es die Höhe eines Thurmes, so messe es denselben nach Häusern; will es die Meilenlänge eines Weges kennen lernen, so zähle es die Stunden, die man bis zum Ziele braucht, und was die Hauptsache ist, man thue von diesem allen nichts für das Kind, sondern lasse es dies alles selbst verrichten.

Man kann die Ausdehnung und die Größe der Körper nie richtig beurtheilen, wenn man nicht auch ihre Gestalt kennen und sogar nachbilden gelernt hat. Denn im Grunde hängt diese Nachbildung einzig und allein von den Gesetzen der Perspective ab, und man kann ihren Umfang nie nach den optischen Erscheinungen richtig bestimmen, wenn man nicht einige Begriffe von den Gesetzen dieser Erscheinungen hat. Die Kinder, die überhaupt große Nachahmer sind, versuchen alles zu zeichnen. Ich wünschte, mein Schüler triebe diese Kunst fleißig, nicht grade der Kunst selbst willen, sondern damit er sein Auge übe und seine Hand gewandt mache. Ueberhaupt kommt sehr wenig darauf an, daß er das oder jenes zu machen verstehe, wenn er nur eine gewisse Schärfe der Sinne und eine gewisse Fertigkeit des Körpers erlangt, die man durch solche Uebungen gewinnt. Ich werde mich also wohl in Acht

nehmen, ihm einen Zeichenlehrer zu geben, der ihm nur Nachbildungen nachzubilden gebe, und ihn blos nach Zeichnungen zeichnen lasse. Ich verlange, er soll keinen andern Lehrmeister haben als die Natur, keine andern Muster als die Gegenstände derselben. Ich wünsche, er soll das Original selbst und nicht das Papier, das dasselbe abbildet, vor Augen haben. Er zeichne ein Haus nach einem Hause, einen Baum nach einem Baume, einen Menschen nach einem Menschen, um sich daran zu gewöhnen, die Körper und ihre optische Erscheinung genau zu beobachten und nicht fehlerhafte und nach bestimmten Regeln entworfnen Nachbildungen für die wahren Abbildungen anzusehen. Ich werde ihn sogar abhalten, etwas aus dem Gedächtnisse aufzunehmen, ohne das Object vor sich zu haben, bis sich, durch häufige Beobachtungen, die Gestalten seiner Einbildungskraft vollkommen eingeprägt haben; weil ich sonst fürchte, er möchte statt der wahren Gestalten seltsame und phantastische Figuren hervorbringen, und dadurch die Kenntniß von den Verhältnissen, so wie den Geschmack an den Schönheiten der Natur verlieren.

Ich weiß wohl, daß er auf diese Weise lange Zeit schmieren wird, ohne etwas Kenntliches zu Wege zu bringen; daß er die Zartheit in Umrissen und den leichten Zug der Zeichner erst spät, die Kenntniß malerischer Effecte und den guten Geschmack im Zeichnen vielleicht nie erlangen wird: zur Ausgleichung dessen aber wird er sich ein richtigeres Augenmaß, eine sicherere Hand, die Kenntniß der wahren Verhältnisse von der Größe und wahren Gestalt der Thiere, Pflanzen und anderer Naturgegenstände, so wie eine große Gewandtheit in Auffassung der Perspective erwerben. Dies grade ist es, was ich bezwecken wollte. Ich beabsichtigte nicht sowohl, ihm die Wissenschaft von der Nachbildnerei der Gegenstände, sondern von ihrer Kenntniß zu geben. Es ist mir

lieber, er ist im Stande, mir die Bärenklaupflanze zu zeigen, als das Laubwerk an dem Kapitole einer Säule recht schön zu zeichnen.

Uebrigens verlange ich sowohl bei dieser Uebung, als auch bei jeder andern, daß mein Zögling nur Vergnügen davon habe. Ich werde sie ihm dadurch noch angenehmer machen, daß ich sie beständig mit ihm theile. Er soll keinen andern Nebenbuhler haben als mich; aber ich werde eben so unermüdlich als unschädlich für ihn sein. Dies wird ihm das Interesse an seinen Arbeiten erhöhen, ohne Eifersucht unter uns zu erwecken. Ich werde den Bleistift anfassen wie er; werde ihn anfänglich so ungeschickt führen wie er. Und wäre ich ein Apelles, er sollte in mir nur einen Schmierer finden. Ich werde anfänglich einen Menschen so zeichnen, wie ihn die Dienerschaft an die Mauer schmiert: einen Strich statt des Armes, einen Strich statt jedes Beines, die Finger größer als der Arm. Lange nachher werden wir einer den andern auf dieses Mißverhältniß aufmerksam machen. Wir bemerken, daß ein Bein eine gewisse Stärke hat, daß diese Stärke nicht überall gleich ist, daß der Arm im Verhältnisse zum Körper eine bestimmte Länge hat u. s. w. Während dieser Fortschritte gehe ich mit ihm höchstens überall gleichen Schritt, oder eile ihm so wenig vor, daß er mich stets leicht wird einholen, oft selbst übertreffen können. Wir werden Farben und Pinsel haben, wir werden die Grundfarbe der Gegenstände, so wie ihren ganzen Schein und so auch ihre Gestalt nachzuahmen suchen. Wir werden ausmalen, selbst entwerfen, schmieren: aber bei allem Schmieren werden wir nicht aufhören, die Natur zu belauschen; wir werden nie anders als unter den Augen dieses Meisters arbeiten.

Wir waren wegen des Ausputzes unsers Zimmers besorgt, jetzt haben wir dazu etwas gefunden. Ich lasse unsre Zeichnungen unter Glas und Rahmen fassen, damit sie nicht verderbt werden,

und damit, weil wir sie so immer in dem Zustande wiederfinden, in den wir sie versetzt haben, einem jeden von uns daran gelegen sei, die seinigen fernerweit nicht zu vernachlässigen. Ich ordne sie im Zimmer nach ihrer Entstehung; jede Zeichnung wiederholt sich wohl zwanzig, dreißig Mal und beweist in jedem Exemplare die Fortschritte des Urhebers von dem Momente an, wo das Haus nur ein unförmliches Viereck war, bis dahin, wo seine Façade, sein Profil, seine Verhältnisse, seine Schatten in der vollendetsten Wahrheit dastehen. Diese stufenweise Gallerie muß fortwährend Bilder präsentiren, die für uns höchst interessant, andern aber merkwürdig sein müssen, und uns stets zur weitern Vervollkommnung anreizen. Den ersten und gröbsten dieser Zeichnungen gebe ich sehr glänzende, gut vergoldete Rahmen, die sie heben. Wenn aber die Nachbildung vollendeter wird, und die Zeichnung wirklich gut ist, alsdann lasse ich nur einen ganz einfachen schwarzen Rahmen darum machen. Sie bedarf zum Schmucke nichts als sich selbst, und es wäre Schade, wenn die Einfassung an der Aufmerksamkeit Theil haben sollte, die der Gegenstand selbst beanspruchen darf. So trachtet nun jeder von uns nach der Ehre eines einfachen Rahmens, und wenn einer die Zeichnung des andern herabsetzen will, so verdammt er sie zu einer goldnen Einfassung. Vielleicht werden diese goldnen Einfassungen späterhin zum Sprichworte, und wir wundern uns alsdann, daß so viele Menschen durch ihre goldne Einfassung sich Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Ich habe gesagt, die Geometrie werde von Kindern nicht gefaßt, aber daran sind nur wir schuld. Wir sehen nicht ein, daß Kinder eine andere Lernmethode haben als wir, und daß das, was bei uns Fertigkeit des logischen Denkens ist, bei ihnen Fertigkeit des Gesichts sein muß. Anstatt ihnen nun unsre Methode aufzudringen, müssen wir vielmehr die ihrige annehmen; denn

unsre Manier, Geometrie zu lernen, ist auch wirklich eben sowohl eine Sache der Phantasie, als der logischen Thätigkeit. Nachdem der Satz hingestellt worden ist, hat man mittelst der Einbildungskraft an den Beweis zu denken, d. h. man muß auffinden, von welchem andern schon bekannten Satze dieser da eine nothwendige Folge ist, und von allen Folgerungen, die man aus jenem Satze ziehen kann, muß man grade diejenige wählen, auf die es hier ankommt.

Auf diese Art muß der vollendetste Logiker, wenn er nicht zugleich erfinderisch ist, stecken bleiben. Was geschieht nun darum? Anstatt uns Auflösung und Beweise finden zu lassen, diktirt man sie uns; anstatt uns denken zu lehren, denkt der Lehrer für uns und übt blos unser Gedächtniß.

Zeichnet die Figuren genau, verbindet sie mit einander, legt sie auf einander, untersucht ihre Verhältnisse; ihr werdet die ganze Elementar-Geometrie antreffen, sobald ihr von Beobachtung zu Beobachtung fortschreitet, ohne daß auch nur von Begriffsbestimmungen, oder von Aufgaben, oder von irgend einem andern Auflösungs- und Beweismittel, als dem einfachen Uebereinanderlegen, die Rede sein sollte. Ich für meinen Theil werde nie darauf ausgehen, Emiln die Geometrie von mir lernen zu lassen, vielmehr will ich sie von ihm lernen. Ich werde die Verhältnisse suchen und er wird sie finden; denn mein Aufsuchen wird immer von der Beschaffenheit sein, daß er sie finden muß. Z. B. anstatt mich eines Zirkels zu bedienen, um einen Kreis zu beschreiben, werde ich ihn mit einem Stifte, der, an einen Faden befestigt, sich um einen festen Punkt dreht, zeichnen. Will ich nun hierauf die Radien unter einander vergleichen, so wird sich Emil über mich aufhalten und mir begreiflich machen, daß ja der immer gleichmäßig angespannte Faden keine in irgend einem Theile vom Mittelpunkte

ungleich weit abstehende Kreislinie zu zeichnen zugelassen haben könne.

Will ich einen Winkel von sechszig Graden messen, so beschreibe ich, die Spitze des Winkels als Centrum angenommen, nicht blos einen Bogen, sondern einen ganzen Kreis; denn bei Kindern muß man durchaus nichts blos in Gedanken abmachen. Ich finde, daß das Stück Kreis, das zwischen den beiden Schenkeln des Winkels innen liegt, der sechste Theil des ganzen Zirkels ist. Ich beschreibe nun mit dem vorigen Centrum einen andern, größern Zirkel, und finde, daß auch das zweite Bogenstück immer noch der sechste Theil seines Kreises sei. Ich beschreibe einen dritten Kreis, der die vorigen einschließt, und finde auch an ihm dasselbe; und so fahre ich fort, neue Zirkel zu schlagen, bis Emil, betroffen über meine Dummheit, mich belehrt, ein jeder Bogen, er sei groß oder klein, sobald er durch die Schenkel ein und desselben Winkels abgeschnitten wird, müsse der sechste Theil eines Kreises sein u. s. w. Da haben wir denn gleich den Gebrauch des Transporteurs.

Um zu zeigen, daß zwei auf ein und derselben Basis nach einander stehende Winkel gleich zwei rechten seien, beschreibt man in der Regel einen Zirkel. Ich hingegen veranstalte es so, daß Emil diese Wahrnehmung sogleich in dem schon beschriebenen Zirkel macht, und daß ich zu ihm sagen kann: Wenn man nun den Zirkel wegwischte, und nur die graden Linien (Winkelschenkel) stehen ließe, würden deshalb die Winkel ihre Größe verändern? 2c. 2c.

Die Richtigkeit der Figuren wird häufig vernachlässigt, man setzt sie voraus, man hält sich an Auflösung und Beweis. Zwischen uns beiden wird dagegen nie von einem Beweise die Rede sein; unsre vornehmste Beschäftigung wird darauf gerichtet sein, recht grade, genau abgemessene und an einander gehörige Linien

zu ziehen, die Quadratformen vollkommen darzustellen, den Kreisen die gehörige Rundung zu geben. Um die Richtigkeit der Figuren zu untersuchen, werden wir sie nach allen ihren sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften prüfen, und das wird uns Gelegenheit geben, jeden Tag neue zu entdecken. Wir legen die beiden Halbzirkel, in dem Durchmesser gebrochen, über einander, so auch die beiden auf der Diagonale gepflanzten Dreiecke des Quadrats und vergleichen jedesmal die beiden Hälften mit einander, um zu bemerken, daß die Flächen einander decken und also gut gemacht sind. Wir streiten uns, ob auch bei Parallelogrammen, Trapezien u. s. w. diese Gleichheit der Hälften statt finden müsse u. s. w. Zuweilen werden wir unternehmen, das Ergebniß vor angestelltem Versuche herauszubringen, wir werden Gründe aufzufinden suchen u. s. w.

Die Geometrie ist für meinen Zögling nur die Kunst, sich des Lineals und Zirkels recht zu bedienen. Er soll sie nicht mit freier Handzeichnung verwechseln, wo beide Instrumente nicht angewandt werden. Das Lineal und den Zirkel werde ich unter Verschluß thun, und ihm den Gebrauch davon nur selten und auf kurze Zeit gestalten, um nicht Unsicherheit und Sudelei sich anzugewöhnen. Aber zuweilen können wir unsre Figuren mit auf einen Spaziergang nehmen, und von dem schwatzen, was wir gemacht haben, oder auch davon, was wir noch machen wollen.

Ich werde nie vergessen, daß ich in Turin einmal einen jungen Menschen kennen gelernt habe, den man in seiner Kindheit die Verhältnisse der Umrisse und Flächen dadurch versinnlicht hatte, daß man ihm tagtäglich alle geometrischen Figuren in, diesen nachgebildeten, Waffelkuchen aussuchen ließ. Der kleine Gutschmecker hatte die ganze Kunst des Archimedes erschöpft, um zu entdecken, bei welchem Lehrsatze er das meiste zu essen habe.

Wenn ein Kind den Federball schlägt, so übt es Auge und Arm in der Sicherheit. Wenn es den Kreisel treibt, vermehrt sich seine Kraft, weil es sich ihrer bedient, aber es lernt nichts dabei. Ich habe zuweilen die Frage aufgeworfen, warum man den Kindern nicht auch Spiele anbietet, die Geschicklichkeit verlangen, wie die der Erwachsenen; den Fangball, das Mail, das Billard, den Pfeilbogen, den Ballon, musikalische Instrumente. Es ist mir zur Antwort gegeben worden, einige dieser Spiele wären über ihre Kräfte, zu andern wären ihre Glieder und Organe noch nicht ausgebildet genug. Diese Gründe finde ich falsch. Ein Kind hat die Leibesgestalt eines Erwachsenen auch nicht, und doch trägt es ein Kleid, das den Schnitt des erstern führt. Meine Meinung ist nicht, daß es mit unsern Instrumenten auf einem drei Fuß hohen Billard spiele; ich sage ja nicht, daß es hingehen und in unsern Ballhäusern Ballschlagen soll, noch daß man seine kleine Hand mit der Rakette des Ballmeisters waffnen dürfe. Aber es spiele in einem Saale, dessen Fenster gut verwahrt sind, es bediene sich anfänglich nur weicher Bälle, seine ersten Peitschen seien von Holz, dann von Pergament, und zuletzt erst von einem Darmsaitengeflecht nach Verhältniß seiner Fortschritte. Ihr zieht den Federball vor, weil er weniger ermüdet, weil das Spiel nicht gefährlich ist. Ihr habt aber Unrecht aus zwei Gründen. Der Federball ist ein Spiel für Weiber; aber es findet sich gewiß nicht eine darunter, die nicht vor einem geschlagenen, auf sie zufliegenden Balle auswiche. Ihre weiße Haut darf keine blauen Flecke bekommen, und sie können in ihrem Gesichte keine Beulen vertragen. Aber wir, die wir für Kraftanwendung geschaffen sind, dürfen wir denn meinen, ohne Anstrengung kräftig zu werden? Und wie sollen wir geschickt werden uns zu vertheidigen, wenn wir uns keinem Angriff aussetzen wollen. Die Spiele, in denen man un-

gestraft nachlässig sein darf, spielt man stets nachlässig. Ein fallender Federball thut Niemandem weh; aber nichts macht die Arme gelenker, als wenn sie den Kopf zu schützen haben, nichts macht das Augenmaß so scharf, als wenn es das Auge zu sichern hat. Von einem Ende des Saales bis zum andern laufen, über den Fall des noch in der Luft schwebenden Balls richtig urtheilen, ihn mit starker und sichrer Hand zurücktreiben, das sind Spiele, die sich nicht sowohl für einen Mann eignen, als vielmehr dazu dienen, einen solchen zu bilden. Die Fibern eines Kindes, erwähnt man, seien noch zu weich! Sie haben nicht so viel Schnellkraft, aber sie sind desto beugsamer. Sein Arm ist schwach, aber es ist am Ende doch immer ein Arm, man muß also auch mit ihm verhältnißmäßig dasselbe anfangen können, was ein anderer mit einer ihm ähnlichen Maschine machen kann. Auch in den Händen haben die Kinder keine Geschicklichkeit, aber eben deswegen möchte ich ihnen welche geben. Ein Erwachsener, der noch so wenig Uebung gehabt hätte, wie die Kinder, würde eben auch nicht mehr Geschicklichkeit haben. Wir können nicht eher wissen, wozu unser Organismus sich verwenden läßt, bis wir dies durch Anwendung desselben erfahren haben. Nur eine lange Erfahrung lehrt uns, von uns selbst Nutzen ziehen: und diese Erfahrung ist das wahre Studium, dem wir nicht frühzeitig genug obliegen können.

Alles was geschieht, kann geschehen. Nichts ist aber gewöhnlicher, als gewandte und geschickte Kinder zu sehen, die in ihren Gliedern dieselbe Gewandtheit besitzen, wie sie nur ein Mann haben kann. Fast auf allen Jahrmärkten sieht man Kinder equilibristische Künste üben, auf den Händen gehen, springen, auf dem Seile tanzen. Wie viele Jahre hindurch haben nicht ganze Banden Kinder durch ihre Ballettänze Zuschauer in die italienische Komödie gezogen? Wer hat nicht in Deutschland und Italien von

der berühmten Pantomimen-Truppe des Nicolini gehört? Hat wohl Jemand an diesen Kindern die eben so entwickelten Bewegungen, die eben so anmuthigen Stellungen, das eben so richtige Gehör, den eben so flüchtigen Tanz als an ausgebildeten Tänzern vermißt? Mögen auch anfangs die Finger dick, kurz, wenig beweglich sein, mögen die Hände fleischigt und nicht eben fähig sein, etwas geschickt anzugreifen; hindert dies, daß viele Kinder in einem Alter, wo andere kaum noch den Bleistift und die Feder führen können, zu schreiben oder zu zeichnen verstehen? Ganz Paris erinnert sich noch der kleinen Engländerin, die im zehnten Jahre Wunder auf dem Claviere verrichtete*). Ich habe bei einer Magistratsperson gesehen, daß ihr Sohn, ein kleines Männchen von acht Jahren, über Tafel während des Dessert gleich einer Bildsäule mitten unter die Tafelgeräthe gesetzt wurde, und dort die Violine, fast so groß wie er selbst, sogar zur Verwunderung von Künstlern spielte.

Alle diese Beispiele, und hunderttausend andere, beweisen, dünkt mich, daß die Unfähigkeit, die man bei Kindern in Betreff unsrer Leibesübungen voraussetzt, nur eingebildet sei, und daß es nur aus dem Mangel an hinreichender Uebung herrühre, wenn man bemerken muß, daß sie in einigen nicht fortschreiten wollen.

Man wird mir einwerfen, daß ich in Bezug auf den Körper in den Fehler einer frühreifen Cultivirung verfiele, die ich doch rücksichtlich des Geistes bei Kindern tadele. Es ist ein großer Unterschied; denn die Fortschritte in letzterer Hinsicht sind nur scheinbar, in ersterer Beziehung aber wirklich. Ich habe gezeigt, daß sie den Geist, den sie zu haben scheinen, nicht wirklich haben, da

*) Ein kleiner Knabe von sieben Jahren machte nach dieser Zeit noch mehr Aufsehen auf diesem Instrumente.

sie hingegen das wirklich auch thun, was sie zu thun scheinen. Uebrigens muß man stets bedenken, daß dies alles nichts weiter ist und nichts weiter sein soll, als Spiel, eine leichte und willkürliche Richtung der Bewegungen, welche die Natur von ihnen verlangt; eine Kunst, Abwechselung in ihre Vergnügungen zu bringen, um sie ihnen angenehmer zu machen, ohne daß je der mindeste Zwang dieselben in Arbeit verwandele; denn wo gibt es am Ende eine Belustigung, die ich nicht zum Gegenstande eines Unterrichts für sie machen könnte? Und wenn ich es nicht vermöchte, so ist es schon genug, wenn sie nur auf unschädliche Art sich vergnügen und die Zeit vertreiben, an ihren Fortschritten ist in keiner Hinsicht für jetzt gelegen. Hingegen wenn es schlechterdings geschehen muß, ihnen dies und das beizubringen, so ist es, wie man es auch angreife, stets unmöglich, ohne Zwang, Verdruß und Langeweile damit zu Stande zu kommen.

Das, was ich über die beiden Sinne gesagt habe, deren Anwendung am häufigsten erfolgt und am wichtigsten ist, so kann das zum Beispiele dienen, auf welche Weise man die übrigen üben muß. Das Gesicht und das Gefühl werden in gleicher Weise auf Körper, die in Ruhe sind, so wie auf Körper, die sich bewegen, angewandt. So wie aber der Sinn des Gehörs nur durch eine Erschütterung der Luft angeregt werden kann, so macht auch nur ein sich bewegender Körper Geräusch, oder bringt einen Ton hervor; wenn darum alles in Ruhe wäre, würden wir gar nichts hören. Des Nachts also, wo wir uns selbst nur so viel bewegen, als es uns behagt, haben wir nur die Körper zu fürchten, die sich bewegen, und es ist uns viel daran gelegen, ein wachsames Ohr zu haben, um aus dem Eindrucke, den wir empfangen, urtheilen zu können, ob der Körper, der sie verursacht, groß oder klein, fern oder nah, ob seine Erschütterung stark oder schwach ist.

Die in Bewegung gesetzte Luft prallt oft irgend wo an und wird zurückgeworfen, daraus entsteht der Wiederhall, eine Wiederholung des gehabten Eindrucks, welcher bewirkt, daß wir die Geräusch oder Ton verursachenden Körper an einem andern Orte als an dem, wo sie sich wirklich befinden, wahrnehmen. Legt man auf ebner Erde oder in einem Thale sich mit dem Ohre auf die Erde, so hört man die Stimme der Menschen und die Tritte der Pferde aus viel größerer Entfernung als dann, wenn man aufrecht steht.

Wir haben das Gesicht mit dem Gefühle verglichen, es ist gut, es auch mit dem Gehöre zu vergleichen, und zu sehen, welcher von beiden Eindrücken, wenn sie zugleich von demselben Körper ausgehen, das ihn betreffende Organ zuerst berührt. Wenn man das Feuer einer Kanone aufblitzen sieht, kann man der Kugel noch ausweichen. Sobald man aber den Knall vernimmt, ist dies nicht mehr Zeit, die Kugel ist schon da. Aus der Zeit, die zwischen dem Blitze und dem Donnerschlage verstreicht, kann man die Entfernung eines Gewitters beurtheilen. Veranstaltet es darum, daß das Kind mit allen diesen Erfahrungen bereichert werde; daß es diejenigen selbst mache, die für dasselbe zu machen sind, daß es die andern aber durch Schlüsse finde. Aber hundertmal lieber will ich, daß das Kind nicht damit bekannt werde, wenn es ihm blos demonstrirt werden soll.

Wir haben ein Organ, das dem Gehör entspricht, nämlich die Stimme. Für das Gesicht findet sich kein correspondirendes Organ, und wir können die Farben nicht so wiedergeben, wie die Töne. Das ist ein Mittel mehr, obigen Sinn auszubilden, denn das active Organ und das passive üben einander wechselsweise.

Der Mensch hat drei Arten von Stimme, nämlich die redende oder artikulirte, die singende oder melodiöse, die pathetische oder nachdrucksvolle, welche den Leidenschaften zur Sprache dient, und

Gesang und Rede beseelt. Das Kind besitzt dieselben drei Formen der Stimme, so gut wie der Erwachsene, nur daß es sie nicht so zu verbinden weiß. Es hat, wie wir, das Lachen, den Schrei, die Klage, den Ausruf, den Seufzer; aber es versteht es nicht, die Modificationen der einen mit den übrigen beiden in Verbindung zu bringen. Die beste Musik ist diejenige, welche diese drei Stimmenarten am glücklichsten vereinigt. Die Kinder sind zu dieser Musik unfähig, ihr Gesang hat keine Seele. Ebenso hat in der redenden Stimmenart ihre Sprache keinen Accent; sie schreien, aber betonen nicht; und so wie ihre Unterhaltung wenig Feuer verräth, so liegt auch wenig Accent in ihrer Stimme. Unser Zögling wird beim Sprechen noch eintöniger, noch einfacher sein, weil noch keine Leidenschaften in ihm geweckt worden sind, und sie also ihre Sprache nicht unter die seinige mischen werden. Gebt ihm daher ja keine Rollen aus Trauerspielen und Lustspielen vorzutragen auf, wollet ihm doch ja nicht, wie man so zu sagen pflegt, deklamiren lehren. Er hat zu viel Sinn, um den Ton auf Worte zu legen, deren Zusammenhang er noch nicht fassen kann, und Ausdruck auf ein Gefühl, das er noch nie gehabt hat.

Man gewöhne ihn, zusammenhängend, deutlich zu sprechen, gut zu artikuliren, vollständig und ohne Ziererei auszusprechen, den Accent zu kennen und zu befolgen, den die Grammatik und das Versmaß erfordern, vernehmlich zu sprechen, aber ja nicht stärker, als nöthig ist, was ein gewöhnlicher Fehler der in Schulen gebildeten Kinder ist. Nur nie etwas Ueberflüssiges! So auch bei dem Singen. Seine Stimme muß rein, gleichförmig, beugsam, voll, sein Ohr für Takt und Harmonie empfänglich sein, weiter aber nichts. Malende und theatralische Musik gehört nicht für sein Alter. Ich wünschte sogar nicht einmal, daß er Text sänge. Wollte er Text singen, so würde ich Lieder für ihn be-

sonders machen, solche, die für seine Jahre Interesse haben können und so einfach wären wie seine Begriffe.

Man kann sich leicht denken, daß ich nicht eben eilen werde, ihm Noten lesen zu lehren, da ich mich nicht eben übereile, ihm die Kenntniß der Buchstaben beizubringen. Wir wollen seinem Hirn doch ja jede peinliche Anstrengung ersparen, und uns nicht anstrengen, seinen Geist willkürliche Zeichen festhalten zu lassen. Ich gestehe, daß dies seine Schwierigkeiten zu haben scheint; denn wenn gleich die Kenntniß der Noten zum singen Können anfangs nicht nothwendiger zu sein scheint, als die Kenntniß der Buchstaben zum reden Können: so findet doch gleichwohl ein Unterschied statt, indem wir beim Sprechen unsre eignen Ideen ausdrücken, bei dem Singen aber nur fremde Ideen wiedergeben. Um sie nun wieder zu geben, muß man sie lesen können.

Erstlich jedoch kann man, anstatt sie zu lesen, sie auch hören, und es wird ein Gesang dem Ohre noch redlicher hinterbracht, als dem Auge. Zweitens aber ist es, um die Musik recht zu verstehen, nicht hinreichend, daß man sie vorzutragen wisse, man muß auch selbst componiren können, und zwar muß eins mit dem andern erlernt werden, sonst weiß man so viel als nichts. Uebt eure kleinen Musiker erst, recht regelmäßige, durch den Tact abgerundete Passagen zu machen, alsdann, dieselben durch ganz einfache Uebergänge mit einander zu verbinden, endlich ihr Verhältniß zu einander durch eine richtige Betonung zu markiren; dies geschieht durch gut gewählte Cadenzen und Pausen. Vor allem aber nur keinen bizarren Gesang, keinen Pathos und nichts affectirtes. Stets nur eine einfache, gefällige Melodie, die immer nur auf die wesentlichen Töne der Harmonie basirt ist, die jederzeit den Grundton so deutlich hervortreten läßt, daß man ihn herausfühlt und

die Begleitung ohne Mühe findet. Denn wenn man Gehör und Stimme bilden will, muß man immer nur am Clavier singen.

Um die Töne besser markiren zu können, spricht man sie mit artikulirten Worten aus. Daher die Gewohnheit des Solmisirens durch gewisse Sylben. Um die Abstufungen von einander zu unterscheiden, muß man diese Abstufungen und die dazwischen liegenden Intervallen mit Namen bezeichnen. Daher nun die Namen der Intervallen und die Buchstaben des Alphabets, wodurch man die Tasten des Clavieres und die Noten der Tonleiter bezeichnet. C und A bezeichnen feste, unveränderliche Töne, die stets durch ein und dieselben Tasten wiedergegeben werden. Mit ut und la ist es schon etwas anderes. Ut ist immer die Tonica in einer Dur-Tonart, oder die Mediante in einer Moll-Tonart. La ist stets die Tonica in einer Moll-Tonart, oder die Sexte in der Dur-Tonart. So bezeichnen also die Buchstaben die unveränderlichen Punkte der Tonverhältnisse in unserm musikalischen Systeme, die Sylben aber bezeichnen die gleichnamigen Punkte der ähnlichen Verhältnisse in den besondern Tonarten. Die Buchstaben benennen darum die Tasten des Claviers, die Sylben aber die nothwendige Scala nach einer gegebenen Tonart. Die französischen Tonsetzer haben diese beiden Verhältnisse auf eine seltsame Weise mit einander vermischt. Sie haben die Bedeutung der Sylben mit der der Buchstaben vermengt, unnützer Weise die Bezeichnung der Tasten verdoppelt, für die Verhältnisse in den Tonleitern aber keinen Namen gelassen. Für diese Leute ist nun ut und C ganz einerlei, obwohl dies nicht so ist und nicht sein soll. Denn wozu wäre denn C noch nütze? — So hat auch ihre Art zu solmisiren ihre entsetzlichen Schwierigkeiten, ohne den geringsten Nutzen zu haben, ohne dem Geiste einen bestimmten Begriff beizubringen, weil nämlich bei dieser Methode z. B. die Sylben ut

und mi beide die große, kleine, die übermäßige oder verminderte Terzie bezeichnen können. Durch welches seltsame Unglück mag es nur dahin gekommen sein, daß grade das Land, wo man die besten musikalischen Bücher schreibt, auch dasjenige ist, wo das Erlernen die meisten Schwierigkeiten findet?

Wir wollen mit unserm Zöglinge einen einfachern und deutlicher bezeichneten Weg verfolgen. Es soll für ihn nur zwei Tonarten geben, deren Ton-Verhältnisse immer dieselben bleiben, und stets durch ein und dieselben Sylben benannt werden. Er singe oder spiele ein Instrument, so sei er im Stande, seine Tonleiter auf jeden der zwölf Töne anzuwenden, die ihm als Grundtöne dienen können, und man modulire nun aus D oder C oder G, so sei der Schluß stets, je nachdem die Tonart es fordert, ut oder la. Auf diese Weise wird er uns immer verstehen; die wesentlichen Tonverhältnisse des Modus werden, um richtig zu singen oder zu spielen, seinem Geiste immer vorschweben, sein Vortrag wird viel bestimmter, seine Fortschritte werden weit schneller von statten gehen. Es gibt nichts sonderbareres, als das von den Franzosen so genannte Solmisiren nach der Natur; das heißt wahrlich die richtigen Begriffe von einer Sache entfernen, und dafür fremdartige hinstellen, die nur irre führen. Nichts ist natürlicher als das Solmisiren durchs Transponiren, d. h. wenn man die Tonleiter auf einen andern Grundton überträgt. Doch genug von der Musik! Unterrichtet darin, wie ihr wollt, bedenkt nur stets, daß sie nichts als ein Vergnügen sein soll.

Wir sind nunmehr genug unterrichtet über den Zustand der Körper außer uns und deren Beziehung auf unsern eignen, über ihre Schwere, Gestalt, Farbe, Gehalt, Größe, Entfernung, Temperatur, Ruhe, Bewegung. Wir sind unterrichtet über diejenigen, die wir uns näher bringen können, und die wir von uns entfer-

nen müssen; über die Art und Weise, wie wir uns zu benehmen haben, wenn wir ihren Widerstand besiegen, oder wenn wir ihnen einen solchen entgegensetzen wollen, der uns gegen ihre Einwirkungen sicher stellen soll. Aber hiermit ist es noch nicht genug. Unser eigner Körper verzehrt sich unaufhörlich selbst, er muß also stets wieder ersetzt werden. Ob wir gleich das Vermögen besitzen, andere Substanzen in unsre eigne zu verwandeln, so ist die Wahl derselben doch nicht gleichgiltig. Nicht alles kann als Nahrungsmittel für den Menschen dienen; und unter den Substanzen, die dazu dienen können, gibt es mehr oder minder zuträgliche, je nach der Beschaffenheit seiner Race, seiner climatischen Verhältnisse, seiner besondern Constitution, seiner Lebensart, die sein Stand ihm bezeichnet.

Wenn wir, um die für uns tauglichen Speisen zu wählen, so lange warten sollten, bis uns die Erfahrung sie kennen und wählen gelernt hätte, so würden wir an Hunger oder an Gift sterben müssen. Das allgütige Wesen aber, das das Werkzeug zu unsrer Erhaltung zu einer Quelle des Vergnügens für uns sinnliche Wesen gemacht hat, weist uns durch das, was unserm Gaumen zusagt, an das, was unserm Magen bekommt. Naturgemäß ist für keinen Menschen ein Arzt sichrer, als sein eigner Appetit; und wenn man denselben in seinem ursprünglichen Zustande nimmt, so bin ich fest überzeugt, daß alsdann die Speisen, die ihm am meisten behagen, auch die gesündesten sind.

Ja noch mehr! der Schöpfer des Weltalls sorgt nicht blos für die Bedürfnisse, die er uns gibt, sondern auch noch für die, die wir uns selbst schaffen. Und damit das Verlangen mit dem Bedürfnisse stets Hand in Hand gehe, so hat er es veranstaltet, daß sich unser Geschmack mit unsrer Lebensart stets verändere und umgestalte. Je weiter wir uns von dem Zustande der Natur

entfernen, desto mehr verlieren wir unsern natürlichen Geschmack; oder vielmehr, die Gewohnheit schafft uns eine zweite Natur an, die wir so ganz an die Stelle der ursprünglichen setzen, daß keiner von uns diese erstere mehr erkennt.

Daraus geht hervor, daß der natürlichste Geschmack auch der einfachste ist, und eben darum ist er auch derjenige, der sich am leichtesten umwandeln läßt. Hingegen aber wenn er durch unsre Phantasie gereizt und irritirt wird, nimmt er eine Richtung, die sich nicht wieder ändert. Der Mensch, der sich in einem bestimmten Lande noch nicht heimisch gemacht hat, wird sich ohne Mühe an die Lebensweise eines jeden Landes gewöhnen; aber wer einmal irgend wo acclimatisirt ist, kann nie der Bewohner eines andern Landes werden.

Dies erscheint mir auch in jeder andern Beziehung als eine Wahrheit, nur aber ganz vorzüglich, wenn es auf den eigentlich so genannten Geschmack angewandt wird. Unsre erste Nahrung ist die Milch. Nur nach und nach gewöhnen wir uns an gewürzhafte Dinge; anfangs sind sie uns zuwider. Obst, Hülsenfrüchte, grüne Gemüse, und endlich etwas gebratenes Fleisch ohne Gewürz und ohne Salz waren die Festmahlzeiten der ersten Erdenbewohner[25]. Das erste Mal, wo ein Wilder Wein trinkt, verzerrt er das Gesicht und verschmäht ihn. Und auch unter uns, wer bis in das zwanzigste Jahr gelebt hat, ohne gegohrne Getränke zu genießen, kann sich nicht mehr daran gewöhnen. Wir alle würden keinen Wein trinken, wenn man uns nicht von Jugend auf welchen gegeben hätte. Kurz, je einfacher unser Geschmack ist, desto allgemeiner ist er; die allgemeinste Abneigung trifft die zusammen-

25) Man lese des Pausanias Arcadien und auch das weiter unten angeführte Stück aus dem Plutarch.

gesetztesten Speisen. Hat man wohl je einen Menschen vor dem Wasser, oder vor dem Brote einen Ekel haben sehen? Hier erkenne man die Spur der Natur, hier lerne man unser Verhalten. Laßt uns dem Kinde seinen ursprünglichen Geschmack so viel als möglich erhalten; seine Nahrung sei die allgemeine und einfach; sein Gaumen mache sich nur mit wenig gewürzten Speisen bekannt, und bilde sich keinen ausschließlichen Geschmack.

Ich untersuche hier nicht, ob diese Lebensweise gesünder sei oder nicht; das berücksichtige ich jetzt gar nicht. Es ist mir schon genug, um sie vorzüglicher zu finden, daß ich weiß, sie ist naturgemäßer und diejenige, die am leichtesten in jede andere übergehen kann. Diejenigen, welche meinen, man müsse Kinder an die Speisen gewöhnen, die sie als Erwachsene genießen würden, urtheilen falsch, wie mir es dünkt. Warum soll denn ihre Nahrung dieselbe sein, während doch ihre Lebensart verschieden ist? Ein von Arbeit, Sorgen und Mühseligkeiten erschöpfter Mann bedarf stärkender Nahrungsmittel, die neue Lebenskraft durch seine Adern strömen; ein Kind aber, das sich ausgetummelt hat, und das noch wächst, muß nährende Speisen bekommen, die viel Milchsaft absetzen. Uebrigens macht der Mann schon sein Haus, hat feste Stellung und sein Geschäft; aber wer kann sagen, was das Schicksal dem Kinde vorbehalten hat? Wir wollen ihm darum in allem keine so bestimmte Form aufprägen, daß es ihm im Nothfalle viel kostete, sie zu ändern. Laßt es uns so veranstalten, daß unser Zögling in einem fremden Lande nicht verhungere, wenn er nicht in seinem Gefolge einen französischen Koch mitschleppt, noch daß er je sage, man wisse nur in Frankreich zu essen. Uebrigens, so im Vorbeigehen bemerkt, ist dies eine allerliebste Eloge! Ich, meines Theils, möchte behaupten, die Franzosen verstünden sich gar nicht

aufs Essen, weil eine so besondere Kunst dazu gehört, ihnen die Gerichte genießbar zu machen.

Von allen den verschiedenen Empfindungen, die auf uns einwirken, sind die des Geschmacks am eindringlichsten. Auch sind wir viel interessirter bei dem richtigen Urtheile über Substanzen, die ein Theil unsers Ich werden sollen, als wie bei den Urtheilen über Dinge, die uns nur berühren. Tausend Dinge sind dem Gefühl, dem Gehör, dem Gesicht gleichgiltig; aber dem Geschmack ist fast nichts gleichgiltig. Noch mehr, die Thätigkeit dieses Sinnes ist ganz physisch und materiell; er ist einzig und allein der, welcher der Einbildungskraft nichts darbietet, wenigstens derjenige, unter dessen Empfindungen sie sich am seltensten mischt; da hingegen Nachahmung und Phantasie den Eindrücken aller andern oft etwas Geistiges beigesellt. Auch sind gemeiniglich weichherzige und vergnügungssüchtige Leute leidenschaftliche Charaktere und wahrhaft sinnlich, leicht zu bewegen durch die andern Sinnenreize, aber ziemlich gleichgiltig gegen den besprochenen. Allein grade das, was den Geschmack unter die andern Sinne herabsetzt, und die Neigung, die uns ihm in die Arme liefert, verächtlich erscheinen läßt, würde ich, nach meinem Dafürhalten, im Gegentheil als das bequemste Mittel ansehen, die Kinder vermittelst des Gaumens zu leiten. Das bewegende Motiv zur Gutschmeckerei ist sicher dem Triebe zur Eitelkeit vorzuziehen, schon deswegen, weil die erste eine natürliche Neigung ist, etwas unmittelbar Sinnliches, während die zweite ein Werk der Einbildung und den Grillen der Menschen, so wie allerhand Mißbräuchen unterworfen ist. Gaumenkitzel ist die Leidenschaft der Kinderwelt. Diese Leidenschaft hält gegen keine andere Stand; bei der geringsten Mitbewerbung tritt sie zurück. O! glaubt mir, das Kind wird nur zu zeitig aufhören an das Essen zu denken; wenn erst sein Herz beschäftigt

sein wird, wird es seinen Gaumen bald vernachlässigen. Ist es herangewachsen, so werden tausend stürmische Gefühle die Gutschmeckerei verdrängen und nichts als Eitelkeit erwecken; denn diese letztere Leidenschaft allein weiß von den andern Gewinn zu ziehen und endlich alle zu verschlingen. Ich habe zuweilen Leute näher beobachtet, die viel auf eine gute Mahlzeit gaben, die schon beim Aufwachen daran dachten, was sie des Tages über speisen würden, und die eine Mahlzeit viel genauer beschrieben, als Polybius ein Treffen. Ich habe gefunden, daß alle diese vermeintlichen Männer nur Kinder von vierzig Jahren waren, ohne Kraft und Männlichkeit, fruges consumere nati, (bestimmt zu Zehrwürmern). Die Gefräßigkeit ist das Laster der Seelen, die sonst keinen Gehalt haben. Die Seele eines Fressers sitzt in seinem Gaumen, er ist zum Kauen geboren; bei seiner dämischen Unfähigkeit gebührt ihm nur bei Tische eine Stelle, er weiß über nichts zu urtheilen, als über Schüsseln. Wir wollen ihm dies Amt ohne Neid lassen; es ist besser, er bekleidet diese Stelle, als eine andere, besser für uns und für ihn.

Fürchten, daß die Eßlust bei einem nur zu irgend einer Sache fähigen Kinde um sich greifen möchte, gehört unter die Aengstlichkeiten einer kleinlichen Seele. In der Kindheit denkt man nur ans Essen; im Jünglingsalter aber nicht mehr, da ist man mit jeder Speise zufrieden, da hat man mit ganz andern Dingen zu thun. Indessen wünschte ich doch nicht gern, daß man von einer so niedrigen Triebfeder einen unvernünftigen Gebrauch mache, und vielleicht der Ehre einer vollbrachten guten That einen guten Bissen als Grundlage gäbe. Nur kann ich nicht einsehen, warum, da ja die ganze Kindheit nur Spiel und Fröhlichkeit ist, den rein körperlichen Thätigkeiten nicht materielle und sinnliche Reizmittel beigesellt werden sollen. Wenn ein Knabe auf Majorca in dem

Wipfel eines Baumes einen Korb hängen sieht, und ihn mit der Schleuder herunter wirft; ist es denn nicht billig, daß er Vortheil davon genieße und ein gutes Frühstück ihm die Kraft ersetze, die er angewandt hat, seinen Zweck zu erreichen? 26) Wenn ein spartanischer Knabe auf die Gefahr hin, hundert Geißelhiebe zu bekommen, sich geschickt in die Küche schleicht, dort einen kleinen, lebendigen Fuchs wegstiehlt, ihn unter seinem Gewande davon trägt, und von ihm zerkratzt, gebissen, blutig verwundet wird, und wenn der Knabe, um nicht die Schande, ertappt zu werden, zu erfahren, sich, ohne eine Miene zu verziehen, ohne einen Schrei auszustoßen, lieber zerfleischen läßt: ist es da nicht billig, daß er von seinem Raube Vortheil ziehe und ihn verzehre, da dieser ihn beinahe gefressen hätte? Nie soll eine gute Mahlzeit eine Belohnung sein! Warum aber soll sie nicht als Erfolg der Mühe erscheinen, die man anwandte, sie zu erhalten? Emil sieht den Kuchen, den ich auf den Stein legte, nicht als den Preis für sein schnelles Laufen an; er weiß blos, daß das zuerst bei dem Steine Anlangen das einzige Mittel ist, den Kuchen zu erlangen.

Dies widerspricht nun nicht den Grundsätzen, die ich oben über die Einfachheit der Kost ausgesprochen habe. Denn, um dem Appetite der Kinder eine Gunst zu erzeigen, bedarf es nicht, ihre Sinnlichkeit aufzuregen, sondern nur, sie zu befriedigen; und dies kann durch die allergewöhnlichsten Dinge von der Welt geschehen, wenn man nur nicht an der Verwöhnung ihres Gaumens arbeitet. Ihr beständiger Appetit, durch das Wachsen zum Bedürfniß gesteigert, dient ihnen, statt alles andern, zur sichern

---

26) Diese Sitte ist unter den Majorcanern schon seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden. Sie stammt aus den Zeiten, wo jene als Schleuderer berühmt waren.

Würze. Obst, Milchspeisen, irgend etwas Gebackenes, ein wenig besser als das tägliche Brot, vor allem die Kunst, dies mit Sparsamkeit zu spenden: das ist es, wodurch man ganze Heere von Kindern bis an das Ende der Welt locken kann, ohne ihnen einen Geschmack an gaumenkitzelnden Speisen beizubringen, ohne Gefahr, ihren Gaumen abzustumpfen.

Ein Beweis, daß der Appetit nach Fleisch den Menschen nicht natürlich sei, ist die Gleichgiltigkeit der Kinder gegen derlei Speisen, und der Vorzug, welchen sie der Pflanzenkost, so wie den Milchspeisen, dem Gebackenen, dem Obste u. a. m. geben. Es ist sehr wichtig, ihnen diese natürliche Neigung nicht zu nehmen, und Kinder nicht zu Fleischessern zu machen. Ist dies nicht ihrer Gesundheit, so doch ihrer Gemüthsart willen. Denn wie man auch diese Erfahrung erklären mag, gewiß ist, daß große Fleischesser in der Regel grausamer und wilder sind, als andere Menschen. Diese Beobachtung gilt überall und für alle Zeiten. Die englische Barbarei ist bekannt[27]; die Gauren sind die sanftesten Menschen[28]. Alle Wilden sind grausam; aber es ist dies nicht ein Ergebniß ihrer Sitten, sondern rührt von ihrer Kost her. Sie gehen in den Krieg wie auf eine Jagd und begegnen den Menschen wie Bären. In England läßt man die Fleischer sogar nicht als Zeu-

---

27) Ich weiß, die Engländer verstehen es, ihre Humanität und nationale Gutmüthigkeit sehr herauszustreichen, und nennen sich: good natured people (das gutgeartete Volk). Allein mögen sie dies ausschreien, so laut sie können, Niemand wiederholt es.

28) Die Banianen, die sich alles Fleisches noch strenger enthalten als die Gauren, sind fast eben so sanft, wie diese. Weil aber ihre Moral nicht so rein und ihr religiöser Cultus weniger vernünftig ist, so sind sie auch nicht so rechtschaffen wie diese.

gen gelten *), eben so wenig die Wundärzte. Große Bösewichter härten sich zum Morden durch Bluttrinken ab. Homer macht die Kyklopen, als Fleischesser, zu abscheulichen Leuten, aus den Lotophagen hingegen ein so liebenswürdiges Volk, daß man sogar sein Vaterland quittirte, um unter ihnen leben zu können, sobald man mit ihnen bekannt geworden war.

„Du fragst mich,“ — sagt Plutarch **) — „warum Pythagoras sich des Fleischgenusses enthalten habe. Allein ich frage dich zurück, welche Wuth denjenigen übermannt haben muß, der zuerst den Cadaver von etwas Gemordeten an seinen Mund brachte, der zuerst mit seinen Zähnen die Knochen eines todten Thieres benagte, der gestorbene Leiber, Leichname, vor sich auf den Tisch setzen konnte und Glieder von Wesen verschlang, die den Augenblick vorher noch gebrüllt, geblöckt hatten, gelaufen waren, umher geblickt hatten? Wie konnte seine Hand den Stahl in das Herz eines fühlenden Wesens stoßen? Wie konnten seine Augen den Anblick eines Mordes aushalten? Wie konnte er dem armen, wehrlosen Thiere das Blut abzapfen, das Fell abziehen, es in Stücke zerhacken sehen? Wie konnte er den Anblick der zuckenden Glieder aushalten? Wie hat der Geruch der Cadaver ihm nicht Erbrechen erregt? Wie hat er nicht Ekel empfunden, ist nicht zurück getreten, nicht zurück geschaudert, als er die Wunden vom Unrathe reinigen, von ihnen das schwarze und festgebackene Blut abwaschen mußte?“

---

*) Einer von den beiden Uebersetzern dieses Buches ins Englische hat hier einen Irrthum aufgestochen, und beide haben ihn verbessert. Fleischer und Chirurgen gelten vor Gericht als Zeugen; aber erstere werden bei Criminalfällen nicht als Geschworne oder Pairs zugelassen, letztere jedoch sind zulässig.

**) In der ersten Rede vom Fleischessen gleich zu Anfange.

„Es wanden auf der Erde sich die abgezognen Häute,
Das angespießte Fleisch, es kreischt noch über'm Feuer;
Nicht ohne Schaudern führet es der Mensch zum Munde,
Und noch in seinem Bauche hört man's stöhnen."

„Das war es, was der Mensch sich vorstellen, was er empfinden mußte, als er zum ersten Male nach einem lebendigen Geschöpfe hungerte, als er sich an einem Thiere sättigen wollte, das noch weidete, als er sich gestand, daß er ja das Schaf, das ihm die Hände leckte, erwürgen, zerstücken, kochen könne. Erstaunen muß man, aber nicht über die, welche solche grausame Mahlzeiten abgeschafft wissen wollen, sondern über diejenigen, die sie eingeführt haben. Und doch können jene ersten ihrer Barbarei willen entschuldigt werden, wir aber nicht. Wir sind darum auch hundertfach größere Barbaren als sie."

„Sterbliche, Lieblinge der Götter, könnten jene Vorältern zu uns sagen: bringt die Zeiten in Anschlag. Erwägt, wie glücklich ihr seid, und wie elend wir waren! Die eben erst entstandene Erde und die mit Dünsten überfüllte Luft war für den Einfluß der Jahreszeiten noch zu unempfindlich; der unstäte Lauf der Flüsse brach überall aus seinen Ufern; Teiche, Seen, tiefe Moräste hielten drei Viertheile des Erdbodens unter Wasser, das vierte Viertel war mit Bäumen und unfruchtbaren Wäldern bedeckt. Die Erde brachte noch nichts von wohlschmeckenden Früchten hervor; wir hatten noch keine Ackergeräthe, wir verstanden die Kunst nicht, uns ihrer zu bedienen, und es nahete keine Zeit der Aernte für uns, die wir nicht gesäet hatten. So quälte uns ewig der Hunger. Im Winter waren Moos und Baumrinde unsre gewöhnliche Kost. Wurzeln von Hundszahn und Haidekraut waren ein Schmaus für uns, und hatten wir Buchecken, Eicheln oder Nüsse gefunden, so tanzten wir unter dem Schalle unsrer rohen

Gesänge vor Freuden um die Eiche oder Buche herum, und nannten die Erde unsre Versorgerin und Mutter. Dies sind unsre einzigen Feste, dies unsre einzigen Spiele; der übrige Theil unsers Lebens war Schmerz, Mühe, Elend!"

„Als endlich das ausgeplünderte und entblößte Land nichts mehr darbot, waren wir gezwungen, uns an der Natur zu vergreifen, und wir verzehrten lieber die Mitgenossen unsers Elendes, als daß wir mit ihnen zugleich umgekommen wären. Allein wer zwingt euch, ihr Grausamen, zum Blutvergießen? Schaut an den Ueberfluß von Gütern um euch her! Welche Massen Früchte bringt nicht die Erde für euch hervor! Welche Reichthümer bieten euch Felder und Weinberge! Wie viele Thiere geben euch nicht ihre Milch zur Nahrung, ihre Wolle zur Kleidung! Was wollt ihr denn noch mehr? Was für eine Wuth reißt euch zu diesen Niedermetzelungen, bei diesem Ueberflusse von Gütern und diesen Massen von Lebensmitteln? Warum begeht ihr einen lügnerischen Verrath an unsrer Mutter, warum verklagt ihr sie, daß sie euch nicht ernähren könne? Warum versündigt ihr euch an Ceres, der Spenderin so heiliger Gesetze, an Bacchus, dem lieblichen, dem Tröster der Menschen? Als ob ihre überreichen Gaben zur Erhaltung des Menschengeschlechts nicht hinreichten! Woher kommt euch der Muth, unter ihre lieblichen Früchte auf euren Tafeln Thiergebeine zu mischen, und neben der Milch das Blut der Thiere zu trinken, die euch die Milch geben? Panther und Löwen, die ihr mit dem Namen der Raubthiere belegt, folgen gezwungen dem Naturtriebe, und tödten andere lebende Wesen, um selbst zu leben. Aber ihr, hundertmal raubgieriger als sie, ihr bekämpft euren Instinct, ohne dazu gezwungen zu sein, und euch euren grausamen Gelüsten hingeben. Die lebendigen Geschöpfe, die ihr verzehrt, sind nicht solche, die sich an andern ver-

greifen, nein, ihr eßt keine fleischfressenden Thiere, sondern ihr ahmt ihnen nach: ihr hungert nur nach unschuldigen und sanften Thieren, die Niemandem schaden, die sich an euch gewöhnen, die euch dienen, und die ihr zum Lohne ihrer Dienste endlich verschlingt."

„O du Mörder an der Natur! glaubst du noch in deiner Halsstarrigkeit, sie habe dich geschaffen, um deines Gleichen aufzufressen, Wesen aufzuzehren, die Fleisch und Bein haben, fühlen und leben, gleich dir? Nun so ersticke also das Grauen, das sich dir vor solchen scheußlichen Mahlzeiten aufdrängen muß, tödte diese Lebendigen selbst, ich meine mit deinen eignen Händen, ohne Stahl, ohne Schlinge! zerreiße sie mit deinen Nägeln, wie die Löwen und Bären thun; reiße den Stier mit deinen Zähnen in Stücken und schlage deine Pranken in seine Haut, friß dieses Lämmchen lebendig, verschlinge seine noch dampfenden Lenden, schlürfe mit seinem Blute auch seine Seele hinter! Du erbebst! du wagst nicht, lebendiges Fleisch zwischen deinen Zähnen zucken zu fühlen! Jämmerlicher Mensch! Erst beginnst du also mit dem Todtschlage des Thieres, und dann erst mit seiner Verzehrung, gleichsam also um es zweimal zu vernichten. Allein, das ist noch nicht genug! Das todte Fleisch widersteht dir noch, deine Eingeweide können es nicht vertragen; das Feuer muß es umgestalten, es muß kochen, braten, muß mit Spezereien gewürzt sein, um etwas anderes zu werden. Es sind noch Spicker, Köche, Bratenwender, kurz Leute nöthig, die das Grauenhafte von dem Getödteten entfernen, und den Cadaver zurichten müssen, daß der Sinn des Geschmacks, getäuscht durch diese Uebertünchungen, das, was ihm fremd ist, nicht zurückweise, und mit Behaglichkeit Leichname verzehre, deren Anblick sonst das Auge selbst nur mit Mühe ausgehalten haben würde."

Obgleich diese Stelle nicht eigentlich zu meinem Gegenstande gehört, so habe ich doch der Verführung nicht widerstehen können, sie abzuschreiben; und ich glaube, daß wenige Leser mir es nicht Dank wissen werden.

Uebrigens was ihr euren Kindern auch für eine Richtung geben möget, laßt sie nur, vorausgesetzt, daß ihr sie an eine gewöhnliche und einfache Kost gewöhnt, essen, laufen, spielen, so viel sie wollen, und seid versichert, sie werden nie zu viel essen und nie an Unverdaulichkeit leiden. Wenn ihr sie aber die Hälfte des Tages hungern laßt, und sie Mittel finden, eurer Wachsamkeit zu entschlüpfen, so werden sie sich aus allen Kräften entschädigen. Sie werden essen bis zum Platzen, bis es wieder heraus quillt. Unser Appetit tritt nur dann aus seinen Schranken, wenn wir ihn in andere Regeln einkeilen wollen, als welche natürlich sind. Jederzeit regelnd, vorschreibend, dazusetzend, davonnehmend, verrichten wir alles mit der Wage in der Hand; aber diese Wage ist nur der Regeler, den unsre Einbildung erdacht hat, nicht aber unser Magen verlangt. Ich weise immer auf meine Beispiele zurück. Bei den Bauern stehen Brotschrank und Obstgarten beständig offen, und die Kinder wissen dort so wenig wie die Erwachsenen was Unverdaulichkeit ist.

Sollte es indessen doch geschehen, daß ein Kind zu viel äße, was ich nach meiner Methode nicht für möglich halte: so ist es durch Zeitvertreib nach seinem Geschmacke so leicht auf andere Gedanken zu bringen, daß man es würde halb verhungern lassen können, ohne daß es an das Essen dächte. Wie können nur solche sichere und leichte Mittel allen Lehrern entgehen? Herodot erzählt, daß die Lydier, bei einer großen Hungersnoth, auf den Gedanken gekommen wären, Spiele und Zerstreuungen zu erfinden, womit sie ihren Hunger hingehalten und ganze Tage zugebracht hätten,

ohne an das Essen zu denken[29]). Eure gelehrten Erzieher haben diese Stelle vielleicht hundertmal gelesen, ohne ihre Anwendung auf die Kinder herauszufühlen, die doch so leicht ist. Mancher von ihnen wird vielleicht einwerfen, daß ein Kind nie freiwillig seine Mahlzeit verläßt, um in die Schule zu gehen. Ihr Herren habt recht! An diesen Genuß habe ich nicht gedacht.

Der Sinn des Geruchs ist für den Geschmack das, was das Gesicht für das Gefühl ist. Er geht ihm voran, er kündigt ihm an, wie diese oder jene Substanz ihn berühren werde, und befähigt ihn, sie entweder zu suchen oder zu meiden, je nach dem Eindrucke, den er selbst vorher davon empfängt. Ich habe behaupten hören, die Wilden würden durch den Geruch ganz anders afficirt, als wir, und urtheilten über gute und edle Gerüche ganz verschieden von uns. Ich finde dies glaubhaft. Die Gerüche sind an sich selbst schwache Gefühle; sie reizen mehr die Einbildungskraft als den Sinn, und afficiren mehr dadurch, daß sie etwas erwarten lassen, als dadurch, daß sie etwas geben. Dies vorausgesetzt, so kann der Geschmack des einen durch seine Lebensart so verschieden von dem Geschmacke eines andern werden, daß sie beide ganz entgegengesetzte Urtheile über den Wohlgeschmack der Dinge, und folglich auch über die Gerüche, die jene ankündigen, fällen können. Ein Tartar muß mit eben der Behaglichkeit ein

29) Die alten Geschichtsschreiber strotzen voller Ideen, von denen man Gebrauch machen könnte, selbst wenn die Begebenheiten, die sie erzählen, falsch sein sollten. Aber wir wissen keinen reellen Vortheil aus der Geschichte zu ziehen. Die gelehrte Kritik dämpft alles ab; als ob es darauf ankäme, erst die factische Wahrheit einer Begebenheit zu begründen, um eine nützliche Lehre aus ihr zu ziehen! Verständige Männer sollten die Geschichte als ein Gewebe von Fabeln ansehen, deren Moral für das menschliche Herz sich ganz eignet.

stinkendes Pferdeviertel riechen, als unsre Jäger ein halbverwittertes Rebhuhn.

Unsre müßigen Empfindungen, z. B. das sich umduftet Fühlen von den Blumen eines Beetes, müssen reizlos für diejenigen sein, die zu viel laufen, um das Lustwandeln zu lieben, oder für die, welche nicht genug arbeiten, um in der Ruhe ein Vergnügen zu finden. Menschen, die immer hungern, wissen keine Vergnügen in Wohlgerüchen zu finden, sobald diese nicht etwas zu essen ankündigen.

Der Geruch ist der Sinn für die Einbildungskraft. Da er die Nerven stark berührt, muß er auch das Gehirn sehr reizen. Deswegen belebt er auch den Geist auf Augenblicke wieder, erschöpft ihn aber auf die Länge. Seine Wirkungen hinsichtlich der Liebe sind bekannt. Der süße Duft des Toilettenzimmers ist keine so unbedeutende Schlinge, als man glaubt; und ich weiß nicht, ob man den Verstandesmenschen glücklich preisen oder bedauern soll, der so wenig reizbar ist, daß der Geruch von den Blumen an dem Busen seiner Geliebten ihn nicht feurig durchzittert.

Der Geruch kann in den ersten Lebensjahren nicht so thätig sein, da die Einbildungskraft, von Leidenschaften noch wenig gereizt, keinen großen Spielraum hat, und wo man noch nicht Erfahrung genug besitzt, um durch den einen Sinn vorher errathen zu können, was uns der andere darbieten wird. Auch erscheint diese Bemerkung durch die Beobachtung vollkommen bestätigt; und es ist gewiß, daß dieser Sinn bei den meisten Kindern noch stumpf ist, und beinahe ganz im Schlummer liegt. Nicht als ob die Empfindlichkeit bei ihnen nicht eben so fein und vielleicht noch feiner als bei Erwachsenen wäre, sondern deswegen, weil Kinder noch gar keinen andern Begriff damit verbinden, weil sie weder Vergnügen noch Mißvergnügen in die Empfindung legen, und

daher weniger dadurch geschmeichelt oder verletzt werden, als wir. Ich glaube, der Grund, warum das weibliche Geschlecht im Allgemeinen lebhafter durch Gerüche afficirt wird, als die Männerwelt, ließe sich auffinden, auch ohne von diesem Systeme abzugehen, und ohne zur vergleichenden Anatomie zwischen beiden Menschen-Geschlechtern seine Zuflucht zu nehmen.

Man erzählt, die Kanadier hätten von Jugend auf einen so scharfen Geruch, daß sie die Hunde, die sie doch haben, bei ihren Jagden gar nicht benutzen mögen, sondern sich selbst zu Spürhunden hergeben. Ich begreife in der That, daß man Kinder, wenn man sie nöthigte, ihr Essen auszuwittern, wie die Hunde das Wild, dahin bringen könnte, ihren Geruch auf gleiche Weise zu vervollkommnen. Aber ich sehe im Grunde nicht, welchen großen Nutzen dieser Sinn den Kindern bringen soll, es müßte denn sein, um sie mit seinem Verhältnisse zum Geschmack bekannt zu machen. Die Natur hat wirklich Sorge getragen, daß wir auf diese Verwandtschaft Acht haben sollen. Sie hat die Thätigkeit dieses letzteren Sinnes beinahe unzertrennlich mit der des andern verbunden, dadurch, daß sie ihre Organe zu Nachbarn machte, und in dem Munde eine unmittelbare Gemeinschaft beider hergestellt hat, so daß wir nichts schmecken, ohne es zu riechen. Ich wünschte nur, daß man diese natürliche Verwandtschaft nicht störe, und Kinder also nicht täusche, indem man z. B. den garstigen Geschmack einer Arzenei mit einem angenehmen Aroma verhüllt; denn die Zwietracht zwischen beiden Sinnen ist alsdann so groß, daß man Mißbrauch davon machen kann; der Sinn, welcher am thätigsten ist, hebt die Wirkung des andern auf, und das Kind nimmt die Medicin nun mit nicht wenig Ekel. Dieser Widerwille erstreckt sich auf alle Empfindungen, die es gleichzeitig hatte; bei der Wiederkehr nun auch der schwächsten davon ruft

seine Einbildungskraft auch die andern herbei; der lieblichste Geruch wird für das Kind widerlich, und auf diese Weise vermehren ihm unsre unbesonnenen Vorkehrungen die Masse der unangenehmen Eindrücke auf Kosten der angenehmen.

In den folgenden Büchern bleibt mir noch übrig von der Ausbildung einer Art sechsten Sinnes zu sprechen, der der **gemeinsame Sinn** (sensus communis) genannt wird, weniger darum, weil er allen Menschen gemeinsam ist, sondern weil er sich aus dem geregelten Gebrauche der andern Sinne ergibt, und weil er uns über die Natur der Dinge durch das Zusammenfassen aller ihrer sinnlich wahrnehmbaren Merkmale unterrichtet. Dieser sechste Sinn hat also kein besonderes Organ, er hat seinen Sitz blos im Gehirn; seine Empfindungen sind rein innerlich und heißen Begriffe oder Ideen. Nach der Anzahl dieser Ideen bestimmt sich der Umfang unsrer Kenntnisse; die Bestimmtheit, die Klarheit derselben ist das, was man die menschliche Vernunft nennt. Das, was ich also sinnliche, oder kindliche Vernunft nenne, ist das Bilden einfacher Begriffe durch das Zusammenfassen mehrerer Empfindungen. Das aber, was ich intellectuelle, oder männliche Vernunft nenne, ist das Bilden zusammengesetzter Begriffe aus dem Zusammenflusse mehrerer einfacher Begriffe.

Gesetzt also, meine Erziehmethode sei die der Natur, und ich hätte mich in Anwendung derselben nicht geirrt, so hätten wir nun unsern Zögling durch das Land der sinnlichen Vorstellungen hindurch geleitet und bis an die Grenzen der kindlichen Vernunft geführt. Der erste Schritt, den wir darüber hinausthun werden, soll ein männlicher Schritt sein. Bevor wir aber diese neue Laufbahn antreten, wollen wir die Augen noch einen Augenblick auf den zurückgelegten wenden. Jedes Alter, jeder Stand des Lebens hat seine eigenthümliche, ihm angemessene Vollkommenheit, hat

seine ihm eigenthümliche Reife. Wir hören oft von einem gemachten Manne sprechen; laßt uns auch überlegen, was ein gemachtes Kind sei. Dieser Anblick wird etwas Neues, vielleicht aber nicht weniger Angenehmes für uns sein.

Das Dasein endlicher Wesen ist so arm und so beschränkt, daß, wenn wir nur auf das sehen, was ist, wir nie in Gemüthsbewegung gerathen. Aber unsre Hirngespinste schmücken die Wirklichkeit aus, und wenn die Phantasie dem, was uns berührt, keinen Reiz verleiht, so schränkt sich das armselige Vergnügen, das wir empfinden, auf das Sinnen-Organ ein, das Herz aber bleibt dabei stets kalt. Die Erde, geschmückt mit den Schätzen des Herbstes, breitet einen Reichthum vor uns aus, den das Auge bewundert: aber diese Bewundrung kann unser Herz nicht rühren; sie ist mehr Reflection als Gefühl. Im Frühlinge ist das kahle Feld fast mit noch nichts bekleidet, kein Baum bietet uns seinen Schatten an, das Grün sproßt nur erst hervor, und das Herz ist doch bewegt bei diesem Anblicke. Gewahrt man das Wiedererwachen der Natur, so fühlt man sich selbst neu beleben; Bilder der Fröhlichkeit umgaukeln uns, die Freudenthräne, die Begleiterin der Lust, immer bereit, sich jedem süßen Gefühle hinzuzugesellen, zittert in unserm Auge. Mag aber der Anblick der Weinlese noch so belebt, so munter und einladend sein, das Auge bleibt immer trocken dabei.

Woher dieser Unterschied? Daher, daß die Einbildungskraft dem Anblicke des Frühlings noch den der folgenden Jahreszeit beigesellt. Unter den sanft hervorschwellenden Knospen erblickt sie schon die Blüthen, die Früchte, die Schatten, zuweilen auch die Geheimnisse, die sie bedecken können. In einem einzigen Punkte vereint sie auf einander folgende Zeiten, und sieht überhaupt die Gegenstände weniger, wie sie erscheinen, als vielmehr, wie man sie

erhofft, weil es von ihr abhängt, auszuwählen. Im Herbste dagegen gibt es nichts weiter zu sehen, als was schon da ist. Will man auf den Frühling überspringen, so hält uns der Winter auf, und die Einbildungskraft erstarrt, sie erfriert unter Schnee und Eis.

So ist es auch mit jenem Reize, den man vorzugsweise vor der Vollkommenheit des reifern Alters beim Anblick einer glücklichen Jugend findet. Wann geschieht es, daß wir ein wahres Vergnügen darin finden, einen Mann zu sehen? Dann geschieht es, wenn die Erinnerung an seine Thaten uns sein Leben überblieben läßt, und ihn, so zu sagen, vor unsern Augen verjüngt. Wenn wir gezwungen sind, ihn zu sehen, wie er ist, oder ihn uns denken, wie er im Alter sein wird, so stört der Gedanke an die zur Neige gehende Natur unsre Freude. Es ist kein Vergnügen, einen Menschen schnurstracks dem Grabe zuschreiten zu sehen, und das Bild des Todes umdüstert alles.

Denke ich mir aber ein Kind im zehnten oder zwölften Jahre, gesund, kräftig, für sein Alter wohlgestaltet, so läßt dies keinen einzigen Gedanken in mir aufkommen, der nicht angenehm wäre, er beziehe sich nun auf die Gegenwart, oder auf die Zukunft. Ich sehe es aufsprudeln, munter, voller Leben, ohne nagende Sorgen, ohne lange und peinliche Fürsorge; ganz in seinem beweglichen, gegenwärtigen Elemente, genießt es eine Lebensfülle, die sichtbar aus ihm hervor brechen möchte. Ich sehe schon voraus, wie es auf einer andern Altersstufe seine Sinne, seinen Verstand, seine Kräfte übt, die sich tagtäglich in ihm entwickeln, wovon er jeden Augenblick neue Proben ablegt. Ich betrachte es als Kind, und habe Wohlgefallen an ihm; ich denke mir es als Mann, und mein Wohlgefallen wächst; sein wallendes Blut scheint das meinige wieder zu erwärmen; ich glaube von seinem Leben zu leben, und seine Lebendigkeit verjüngt mich wieder.

Die Glocke schlägt; welche Veränderung! Auf einmal trübt sich sein Auge, seine Fröhlichkeit ist dahin. Fahre wohl, Freude! Adieu! ihr heitern Spiele! Ein strenger, verdrüßlicher Mann nimmt das Kind bei der Hand und spricht mit Nachdruck zu ihm: „Komm, Kind!" — und führt es weg. In dem Zimmer, wo er es hinführt, erblicke ich Fächer. Bücher! welch ein trübseliges Hausgeräth für sein Alter! Das arme Kind läßt sich hinschleppen, wirft einen Schmerzens-Blick auf sein Spielgeräth, schweigt und geht mit Augen voll Thränen, die nicht zu fließen wagen, und mit einem Herzen voll Seufzer, die hervorzubrechen sich nicht erkühnen.

O du, der du nichts dergleichen zu fürchten hast, du, für den keine Zeit des Lebens eine Zeit des Zwanges und der langen Weile ist, du, der du den Tag ohne Unruhe, die Nacht ohne Ungeduld kommen siehst, der du die Stunden nur nach deinen Vergnügungen zählst, komm, mein glücklicher, mein liebenswürdiger Zögling, und tröste uns durch deine Gegenwart über die Entführung jenes Unglücklichen, komm ...... Er kommt, und ich fühle in seiner Nähe eine freudige Bewegung, die ich ihn theilen sehe. Er kommt ja zu seinem Feunde, seinem Genossen und Spielgefährten. Er ist fest versichert, daß er in meiner Nähe nicht lange ohne Zeitvertreib bleiben werde. Wir hängen nie einer von dem andern ab; wir stimmen aber jederzeit ein, und sind in keiner Gesellschaft so gern, als bei einander.

Seine Gestalt, seine Gebärdung, seine Haltung, verkündigen Sicherheit und Vertrauen; die Gesundheit leuchtet aus seinem Gesicht. Sein fester Schritt gibt ihm ein kräftiges Ansehn. Sein noch zartes, aber derbes Fleisch hat nichts von weiblicher Weichlichkeit an sich; Luft und Sonne haben schon das ehrende Gepräge seines Geschlechts darauf gedrückt; seine noch rundlichvollen Muskeln

fangen an, einige Züge seiner werdenden Physiognomie zu markiren; seine Augen, die das Feuer des Gefühls noch nicht beseelt, haben wenigstens ihre ganze angeborne Klarheit; lang gehegter Gram hat sie noch nicht verdunkelt, endlose Thränen haben noch keine Furchen auf seinen Wangen gezogen. Bemerkt in seinen entschlossenen, aber sichern Bewegungen die Lebhaftigkeit seines Alters, die Bestimmtheit seiner Unabhängigkeit, die Erfahrung zahlreicher Uebungen. Er hat ein offnes und freies, aber kein übermüthiges und eitles Wesen; sein Gesicht, das man nicht an die Bücher gefesselt hat, hängt nicht über seine Brust herunter. Man hat nicht nöthig, zu ihm zu sagen: „den Kopf in die Höhe!" weder Scham noch Furcht haben ihm denselben jemals nieder gedrückt.

Wir wollen ihm einen Platz gestatten in der Gesellschaft. Meine Herrn! prüfen sie ihn, fragen sie ihn getrost; fürchten sie weder sein ungestümes Wesen, noch sein Geschwätz und seine unbescheidenen Fragen. Besorgen sie nicht, daß er sie belagern werde, daß er verlangen werde, ihn nur immer zu beschäftigen, oder daß sie ihn nicht wieder los werden würden.

Erwarten sie aber eben so wenig von ihm unterhaltende Einfälle, noch auch, daß er ihnen erzähle, was ich ihm eingetrichtert haben könnte; erwarten sie nur die natürliche und einfache Wahrheit, ohne Schminke, ohne Anputz, ohne Eitelkeit. Er wird ihnen das Unzuläßige, was er gethan hat, oder was er denkt, eben so frei gestehen als das Gute, und sich nicht im geringsten um den Eindruck kümmern, den eins oder das andere auf sie macht. Er wird seine Worte in der ganzen Einfalt ihrer ursprünglichen Gestaltung anwenden.

Man weissagt gern von Kindern, und doch muß man dies fast jederzeit wieder bereuen, wegen der Fluth von kindischen Albernheiten, die beinahe immer anströmen, um die Hoffnungen weg-

zuschwemmen, die man aus irgend einem glücklichen Ausspruche, der von ungefähr ihren Lippen entfließt, ziehen möchte. Wenn mein Zögling solchen Hoffnungen selten Raum gibt, so wird er auch nie Bedauern erregen, denn er sagt nie ein unnützes Wort, und erschöpft sich nie in einem Geplauder, von dem er weiß, daß man nicht darauf hört. Seine Begriffe sind beschränkt, aber bestimmt; weiß er nichts aus dem Kopfe, so weiß er desto mehr aus der Erfahrung; liest er nicht so gut, als andere Kinder in unsern Büchern, so liest er doch besser in dem Buche der Natur; sein Geist sitzt nicht auf seiner Zunge, jedoch aber in seinem Kopfe; er hat nicht so viel Gedächtniß als Urtheilskraft; er kann nur eine einzige Sprache sprechen, aber er versteht, was er sagt; und sagt er es nicht so gut, wie andere, so macht er es doch besser als andere.

Er weiß nicht, was Fertigkeit, Brauch und Gewohnheit ist. Was er gestern that, hat keinen Einfluß auf das, was er heute thut [30]), er richtet sich nie nach einer Formel; Ansehn und Beispiel haben nie eine Gewalt über ihn, er handelt und spricht nur, wie es ihm paßt. Erwarten sie also von ihm weder eingelernte Reden, noch einstudirtes Benehmen, aber stets den treuen Ausdruck seiner Begriffe, und eine Aufführung, die aus seinen Neigungen hervorgeht.

---

30) Der Hang zur Gewohnheit entspringt aus einer, dem Menschen natürlichen, Trägheit; und diese Trägheit nimmt zu, sobald man sich ihr überläßt. Was man schon gethan hat, wird einem leichter; ist der Weg gebahnt, so kann man ihn leichter verfolgen. So kann man auch bemerken, daß die Herrschaft der Gewohnheit bei alten und trägen Leuten sehr groß, bei der Jugend und bei lebhaften Temperamenten sehr gering ist. Dies Regiment ist für schwache Seelen gut, schwächt aber von Tage zu Tage mehr. Die einzige, den Kindern nützliche, Gewohnheit besteht in der qualllosen Unterwerfung unter die Nothwendigkeit der Außenwelt, und die einzige, den Erwachsenen nützliche, Gewohnheit ist die qualllose Unterwerfung unter die Vernunft. Jede andere Gewohnheit ist ein Laster.

Sie werden bei ihm eine geringe Anzahl sittlicher Begriffe finden, blos die, welche sich auf sein gegenwärtiges, factisches Leben beziehen, nicht aber die, welche die relative Lage des Menschen überhaupt berücksichtigen. Wozu sollten diese ihm auch nützen, da ja ein Kind noch kein thätiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist? Sprechen sie mit ihm von Freiheit, von Eigenthum, selbst von gegenseitigem Uebereinkommen: bis dahin kann er ihnen folgen; er weiß, warum er Niemandem Schaden zufügen dar damit man ihm selbst keinen zufüge; er weiß, warum das ihm gehört, was sein ist, und warum das nicht sein ist, was ihm nicht gehört; darüber hinaus aber weiß er nichts mehr. Sprechen sie mit ihm von Pflichten, vom Gehorsam, so weiß er gar nicht was sie wollen; befehlen sie ihm etwas, so wird er sie nicht begreifen, sagen sie ihm aber: „Wenn du mir diesen Gefallen thätest, würde ich bei vorkommender Gelegenheit ihn erwiedern": augenblicklich wird er eilen, um ihnen zu Willen zu sein, denn er verlangt nichts mehr als sein Gebiet zu erweitern, und sich Rechte bei ihnen zu erwerben, über deren Unverletzlichkeit er sicher ist. Vielleicht sogar verschmäht er es nicht, eine Stellung einzunehmen, sich rechnen zu lassen, für Etwas zu gelten. Wenn aber das letztere Motiv ihm innewohnte, so hätte er schon den Weg der Natur verlassen, und man hätte nicht vorher alle Zugänge zur Eitelkeit verschlossen.

Wenn er, seiner Seits, einen Beistand nöthig hat, so wird er ihn ohne Unterschied von dem ersten besten begehren, der ihm begegnet. Er würde ihn von dem Könige so gut verlangen, wie von seinem Diener; in seinen Augen sind noch alle Menschen gleich. Aber aus der Art und Weise seiner Bitte bemerkt man, daß er fühlt, man sei ihm zu nichts verbunden: er weiß, daß das, was er verlangt, eine Gefälligkeit ist. Er weiß auch, daß die Menschenfreundlichkeit erheische, ihm Gehör zu schenken. Seine Ausdrücke sind

einfach und lakonisch. Seine Stimme, sein Blick, seine Bewegungen sind daran gewöhnt, sich beim Gewähren und Versagen gleich zu bleiben. Er hat weder die kriechende und knechtische Unterwürfigkeit des Sclaven, noch den herrischen Ton des Gebieters, das bescheidene Zutrauen zu seines Gleichen wohnt ihm inne, die edle und rührende Liebenswürdigkeit eines freien, aber auch fühlenden und schwachen Wesens, das bei einem freien, dabei aber starken und mildfreundlichen Wesen Beistand sucht. Gewährt man ihm, was er erbittet, so wird er zwar nicht danken, aber fühlen, daß er eine Schuld überkommen hat. Schlägt man ihm das Verlangen ab, so wird er sich nicht beklagen, nicht darauf bestehen, denn er weiß, daß dies unnütz sein würde; er wird nicht zu sich sagen: man hat mich abgewiesen, sondern er wird sich sagen: es ging nicht. Und, wie schon gesagt, gegen eine erkannte Nothwendigkeit lehnt sich Niemand auf.

Laßt ihn allein in der Freiheit, seht ihn handeln, ohne ihm etwas zu sagen; beobachtet, was er thun und wie er sich dabei benehmen wird. Da er nicht nöthig hat, sich von seinem Freisein zu überzeugen, so begeht er auch keine Unbesonnenheiten, blos damit er eine That seiner Machtvollkommenheit über seine Person vollbrächte. Er weiß es ja nicht anders, als daß er stets Herr seiner selbst ist. Er ist munter, flüchtig, aufgeräumt; seine Bewegungen verrathen die ganze Lebendigkeit seines Alters, aber man bemerkt nicht eine einzige, die keinen Zweck hätte. Was er auch thun mag, nie wird er etwas unternehmen, was seine Kräfte überstiege, denn er hat sie wohl geprüft und kennt sie; seine Mittel sind stets seinen Absichten angemessen, und selten unternimmt er etwas, ohne des Erfolgs gewiß zu sein. Er hat einen aufmerksamen und richtigen Blick; er wird nicht immer gelaufen kommen, und andere Dummköpfe über alles, was er sieht, fragen; sondern er wird selbst untersuchen und sich anstrengen, aufzufinden, um was es ihm zu

thun ist, bevor er fragt. Kommt er in eine unvorhergesehene Verlegenheit, so wird er sich weniger beunruhigen als ein anderer. Ist Gefahr dabei, so wird auch diese ihn weniger schrecken. Da seine Einbildungskraft noch in Unthätigkeit verharrt, und noch nichts gethan worden ist, sie zu wecken, so erblickt er nur die Wirklichkeit, achtet Gefahren nicht größer als sie sind, und behält immer kaltes Blut. Die Nothwendigkeit wirkt zu oft auf ihn ein, als daß er noch gegen sie ankämpfen sollte; er trägt ihr Joch von Geburt an, er ist dessen also gewohnt; stets auf alles gefaßt.

Er mag sich beschäftigen oder belustigen, beides gilt ihm gleich; seine Spiele sind seine Geschäfte, er kennt keinen Unterschied zwischen beiden. Alles, was er thut, betreibt er mit einem Eifer, der Lächeln abnöthigt, und mit einer Freiheit daneben, die wohlthut, denn er legt mit einem Male die Richtung seiner Gedankenwelt und den Kreis seiner Kenntnisse an den Tag. Ist nicht der Anblick dieses Alters ein ergötzliches, ein süßes Schauspiel? Ein hübsches Kind zu sehen mit lebhaften, freundlichen Augen, zufriedener, himmelreiner Miene, offenem, lächelndem Gesichte, die ernstesten Dinge spielend abmachen oder mit den dürftigsten Spielen tief sich beschäftigen?

Wollt ihr ihn nur durch Vergleichen beurtheilen? Mischt ihn unter andere Kinder, und laßt ihn gewähren. Sehr bald werdet ihr finden, welches der am wahrhaftigsten herangebildete ist, welcher sich der seinem Alter gehörigen Vollkommenheit am meisten nähert. Unter den Stadtkindern ist keins so gewandt als er, er aber ist stärker, als jedes von ihnen. Unter den Bauerkindern hat er gleiche Kraft, aber an Geschicklichkeit läßt er sie hinter sich. In allem, was das kindliche Vermögen nicht übersteigt, urtheilt, schließt, sieht er besser voraus, als die übrigen alle. Kommt es darauf an, etwas abzumachen, zu laufen, zu springen, fortzubewegen, Massen aufzuheben, Entfernungen abzuschätzen, Spiele zu erfinden, Preise

zu gewinnen — man möchte sagen, die Natur stünde ihm zu Gebote, so gut weiß er mit allen Sachen nach seinem Willen umzuspringen. Er ist gemacht, seine Genossen zu führen, zu regieren; das Talent, die Erfahrung ersetzt ihm die Stelle des Rechts und des Ansehns. Gebt ihm Kleid und Namen, wie es euch beliebt, daran liegt wenig. Er wird überall der Erste sein, überall das Haupt der andern werden; sie werden seine Ueberlegenheit stets fühlen; ohne befehlen zu wollen, wird er ihr Herr sein, ohne daß sie zu gehorchen glauben, werden sie gehorchen.

Er ist zur Reife der Kindheit gekommen; er hat das Leben eines Kindes durchlebt; er hat seine Ausbildung nicht auf Kosten seiner Glückseligkeit erkauft; vielmehr hat eins zum andern verholfen. Er ist zur vollen Vernunft seines Alters gekommen, und dabei so glücklich und so frei gewesen, als es die Beschaffenheit seines Wesens nur immer verstattete. Sollte die Sichel des Todes in ihm die Knospe unsrer Hoffnungen abmähen, so werden wir mit seinem Tode nicht zugleich sein Leben zu beweinen haben, unsre Schmerzen über seinen Verlust werden durch kein Andenken an ihn verdoppelt werden, und wir werden uns sagen: „Er hat wenigstens seine Kindheit genossen; wir haben ihn um nichts von dem gebracht, was ihm die Natur gegeben hatte."

Ein großer Uebelstand bei dieser ersten Erziehung ist der Umstand, daß nur hellsehende Leute sie wahrnehmen, gewöhnliche Augen aber in einem mit so vieler Sorgfalt aufgezogenen Kinde nichts als einen Gassenjungen erblicken. Ein Lehrer aber berücksichtigt mehr sein Interesse, als das seines Zöglings; er sucht nur zu beweisen, daß er keine Zeit versäume, und daß er das Geld, was man ihm gibt, wohl verdiene. Er versorgt das Kind mit leicht auszukramender Waare, und die man auslegen kann, wenn man will. Ob das, was er ihm lehrt, etwas nützt, darauf kommt nichts an, wenn man

nur etwas davon sieht. Ohne Wahl und Unterschied stapelt er hundertfachen Plunder in des Zöglings Gedächtnisse auf. Soll nun eine Prüfung mit dem Kinde vorgenommen werden, so läßt man es seinen Kram auslegen; es thut dies, man ist zufrieden, darauf schnürt es seinen Ballen wieder zusammen und geht. Mein Zögling ist nicht so reich, er hat kein Gut auszupacken, er hat nichts vorzuweisen als sich selbst. Jedoch ein Kind läßt sich eben so wenig, wie ein Mann in einem Augenblicke durchschauen. Wo sind denn die Beobachter, welche gleich auf den ersten Blick die charakteristischen Züge aufzufassen wüßten? Es gibt dergleichen Leute, aber wenige, und unter hunderttausend Vätern ist vielleicht nicht ein einziger, der es kann.

Ueberschüttung mit Fragen ist langweilig, und für Jedermann, besonders aber für Kinder abschreckend. Nach Verlauf einiger Minuten läßt ihre Aufmerksamkeit nach, sie hören nicht mehr darauf, was ein solcher hartnäckiger Frager von ihnen wissen will, und antworten nur aufs Gerathewohl. Die Art zu prüfen ist nichtig und pedantisch. Oft charakterisirt ein Wort, das ihnen der Augenblick eingibt, ihren Verstand und ihren Geist besser, als alle langen Reden dies thun würden. Nur darf es nicht eingetrichtert, oder zufällig ausgestoßen worden sein. Man muß selbst eine sehr bedeutende Urtheilskraft besitzen, wenn man die eines Kindes richtig schätzen will.

Ich habe den verstorbenen Lord Hyde erzählen hören, daß einer seiner Freunde, der nach einer dreijährigen Abwesenheit von Italien zurückgekehrt war, die Fortschritte seines kleinen neun- bis zehnjährigen Jungen habe prüfen wollen. Er geht eines Abends mit dem Lehrer und dem Kinde spazieren, und zwar auf einem Plane, wo die Kinder sich mit dem Fliegenlassen von Papierdrachen vergnügen. Im Gehen sagt der Vater zu seinem Sohne: „Wo ist wohl der Drache von diesem Schatten da?“ — Ohne Zaudern, ohne den Kopf in die Höhe zu richten, antwortet das Kind: „Auf der Heerstraße.“

Und in der That, setzte Mylord Hyde hinzu, war die Heerstraße zwischen der Sonne und uns. Auf dieses Wort umarmte der Vater sein Kind, die Prüfung war zu Ende, er ging fort, ohne ein Wort zu sagen. Am andern Morgen schickte er dem Hofmeister die Verschreibung eines lebenslänglichen Jahrgeldes über seinen Gehalt.

Welch' ein Mann, dieser Vater! aber welch' einen Sohn konnte er auch verhoffen! Jene Frage eignet sich genau für das kindliche Alter: die Antwort ist ganz einfach; aber man erwäge, welche Bestimmtheit des kindlichen Urtheils sie voraussetzt. So zähmte der Zögling des Aristoteles das berühmte Roß, das kein Zureiter hatte bändigen können.

Ende des zweiten Buchs und ersten Theils.

Druckfehler.

S. 21 Z. 14 v. u. lies ein statt sein.
= 35 = 11 v. o. muß hinter Naturkräfte ein Komma stehn.
= 38 = 11 v. o. l. aber st. eben.
= 39 = 7 v. o. l. diesen Allem st. diesem Allem.
= 45 = 4 v. o. l. den Charakter st. der Charakter.
= 45 = 5 v. o. l. weil man beides st. weil beides.
= 54 Anm. Z. 1 v. o. l. Oneil st. Onril.
= 55 Z. 5 v. o. l. nun st. nur.
= 58 An. Z. 2 v. o. l. weiden st. Weiden.
= 72 Z. 12 v. o. l. denselben st. dieselben.
= 79 = 7 v. u. l. setzen st. setzten.
= 86 = 9 v. o. l. , st. ;
= 109 = 2 v. u. l. daß sie die gegenseitige st. daß sie gegenseitige.
= 111 = 7 v. o. l. in dem st. in den.
= 112 = 4 v. u. l. begehren st. begehen.
= 116 = 13 v. o. l. Alls st. Alles.
S. 125 Z. 1 v. o. l. sei die st. seid er die.
= 129 = 9 v. o. l. ergeht st. vergeht.
= 132 = 8 v. u. l. wage st. wagt.
= 143 = 14 v. o. l. aufzuhalten braucht st. aufhalten muß.
= 164 = 7 v. o. l. sie st. sich.
= 167 = 13 v. u. l. eine st. meine.
= 168 = 4 v. o. l. davon noch im st. davon im.
= 168 = 5 v. o. l. unangenehme st. angenehme.
= 173 = 6 v. o. l. Brier= st. Baier=.
= 177 = 8 v. u. l. hat es nun st. hat er nun.
= 192 = 13 v. o. l. dem Nicht=Entgegensein st. dem Entgegensein.
= 207 = 3 v. o. l. die, sie. st. die sie.
= 233 = 4 v. o. l. sollten st. sollen.
= 234 = 15 v. u. l. belebten st. belebte.
= 240 = 2 v. o. l. Kapitale st. Kapitole.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Staatliche
Bibliothek
Passau

Le(

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

Emile oder über die Erziehung

Bd.: 1

Leipzig (1844)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Le (b) 108-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342770-0